

Klar zum Weltkrieg.

Allgemeine Mobilisierung in Rußland und in Deutschland.

Die Ereignisse überstürzen sich. Fast in derselben Stunde, da in Österreich-Ungarn der Befehl des Kaisers erging, die gesamte Heeresmacht zu Wasser und zu Lande einschließlich des Landsturmes zu mobilisieren, in demselben Augenblick hat der Zar aller Rußen sein ganzes Landheer und seine Marine zu den Waffen gerufen und damit die Note Deutschlands, die blühdige Aufklärung über die nächsten Absichten Rußlands verlangte, ebenso klar als eindeutig beantwortet. Schlag auf Schlag hat die deutsche Regierung mit der Mobilisierung ihrer gesamten Heeresmacht und ihrer Marine die Maßnahme Rußlands erwidert. Was noch fehlt, um die Welt in Brand zu setzen: Frankreich, Italien, Griechenland, Bulgarien, die Türkei und Rumänien, vielleicht auch Schweden und Norwegen, und vielleicht auch der ferne Osten (Japan und China) wird kaum ausbleiben.

So soll denn tatsächlich das jahrelang mühsam zurückgehaltene Ringen der Völker beginnen. Seit Menschen diese Welt bevölkern, wird niemand ein Beispiel finden für das, was sich jetzt ereignet. Wegen eines Mörderstaates, wegen einer unsittlichen Handlung, wegen eines furchtbaren fortgesetzten Verbrechens eines einzigen kleinen Volkes soll ganz Europa vom Kanonendonner erdröhnen, sollen Hekatomben von Menschen geopfert werden, soll eine neue, eine schreckliche Zeit für die ganze Welt anbrechen! Es ist kaum faßbar, daß solches Beginnen in einem Zeitalter möglich ist, das sich das Zeitalter der Kultur und der Humanität nennt. Und doch erhebt der Zar mit kalter Hand die Kriegsfackel, schleudert sie hinein in die Länder ganz Europas und setzt die alte Erde in lodernde Flammen. Vor dem Richterstuhl der Geschichte, die niemand verschont, wird dieses Beginnen als eine der grausamsten Untaten, die je die Welt erlebt hat, gerichtet werden, vor dem Richterstuhl der

Geschichte wird dieser Zar, der sich selbstgefällig so gerne der Friedenszar nennen ließ, nicht bestehen. Gerade Rußland, in dessen Geschichte der Fürstenmord in jeder Form eine so unheilvolle Rolle spielt, gerade Rußland, dessen Bestand so wesentlich in der Person und Unverletzlichkeit seines Herrschers verkörpert ist, gerade Rußland, das am schwersten unter den zersetzenden Tendenzen in den eigenen Völkerschaften zu leiden hat, gerade dieses Rußland greift zur Waffe, um den Belgrader Mordgesellen zu Hilfe zu eilen, damit dieser Brut kein Haar gekrümmt werde. Noch nie war ein Krieg moralisch und sachlich unbegründeter, als der, den Rußland gegen das zentrale Europa, gegen die westliche Gesittung und Kultur nun zu führen sich anschickt.

Und nun, da unser treuer Verbündeter, das Deutsche Reich und bald auch Italien in gerechter Notwehr zu den Waffen greifen, da sich in ganz Europa unabsehbare Heeresmärsche in Bewegung setzen, um im mörderischen Schlächten aufeinander zu stoßen, nun wird die große Entscheidung fallen müssen. Die Frage steht nicht mehr, wer auf dem Balkan das Protektorat führe, ob Österreich-Ungarn oder Rußland; die große Frage, die nun zur Entscheidung reif geworden ist, lautet: soll Europa auch fernerhin ein freies Land mit freien Staaten bleiben, oder soll der russische Panславismus allmächtig werden, soll asiatisches Barbarentum oder westliche Kultur in Europa vorherrschend sein. Zur klüglichen Rolle ist Frankreich verurteilt, das durch die Allianz mit dem autokratischen Zarentum der asiatischen Barbarei Heferdienste leisten muß, das wider besseres Erkennen und wider seinem Willen den serbischen Mörderbanden zu Hilfe kommen soll. Noch nie, so lange es Geschichte gibt, war ein Bund unnatürlicher, als die französisch-russische Allianz und niemals noch hat sich die Widernatur eines Dokumentes bitterer gerächt. Das französische Volk ist in seiner großen Gesamtheit der serbischen Verbrecherpolitik feindlich gesinnt, es hegt Abscheu vor diesem Krieg, wie ihn jeder anständige Mensch empfindet und dennoch soll es

(Haller, Adolf) (1887) 1887

1. APRIL 1887

891 :1.18

nun mit Rußland ins Feld ziehen, weil der Mörder-
zar ruft . . .!

Ein fürchterliches Verhängnis waltet über
Europa. Aber Gott verläßt die Seinen nicht. Noch
selten waren Recht und Unrecht so klar geschieden,
noch selten lag es so offen und plan zutage, wo
die Gerechten und wo die Verbrecher stehen. Und
deshalb wollen wir auch in dieser Stunde nicht
verzweifeln. Die Waffen des Dreibundes, die den
Kampf für Recht, für Sitte und Kultur führen,
werden siegen, wie das helle Licht über die schwarzen
Schatten der Nacht immer gesiegt hat.

In dieser furchtbar ernsten Zeit, in der jede
Fiber angespannt ist, wollen wir unsere Ruhe nicht
verlieren. Wir wollen auch jene Begeisterung nicht
verlieren, die gestern in den Straßen unserer Stadt
erbrauste, als unser wackeres Hausregiment, als
die Belgier mit klingendem Spiel, umtost vom Jubel
der Bevölkerung, durch die Straßen der Stadt
zogen. Wir wollen uns des prächtigen Wortes,
des eisernen Panzers erinnern und heute rufen:

Wir Österreicher fürchten Gott und sonst nichts
auf dieser Welt!

Der Weltkrieg.

Ämtliche Mitteilungen über den Tauschenwechsel zwischen dem Für und dem deutschen Kaiser. — England hat den Krieg gewollt. — Die Wehrmacht Deutschlands tritt auf den Plan. — Belgien mobilisiert.

Berlin, 1. August. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ veröffentlicht in einer Sonderausgabe einen Artikel unter der Überschrift

„Die Vorgeschichte“

worin sie zunächst auf die Entwicklung des österreichisch-ungarisch-serbischen Konfliktes eingeht und betont, daß in dem Falle, daß Rußland die Rolle eines Beschützers Serbiens bei seinen auf die Zerkümmern der österreichisch-ungarischen Monarchie gerichteten Bestrebungen übernahm, ein Lebensinteresse Deutschlands in Frage kam, nämlich der ungeschwächte Bestand der mit uns verbündeten Monarchie, dessen wir zur Erhaltung unserer eigenen Großmachtsstellung inmitten Gegner von Ost und West bedürfen. Sodann wird ausgeführt, wie Deutschland mit der größten Eingabe an allen auf die Erhaltung des europäischen Friedens gerichteten Bemühungen teilnahm, insbesondere allen englischen auf eine Vermittlung zwischen Wien und St. Petersburg gerichteten Schritten hilfreiche Hand lieh. Endlich wird betont, daß bereits am 26. Juli zuverlässige Meldungen über russische Rüstungen vorlagen, welche die deutsche Regierung am gleichen Tage zu der Erklärung veranlaßten,

daß vorbereitende militärische Maßnahmen Rußlands uns zu Gegenmaßnahmen zwingen würden,

die in der Mobilisierung der Armee beständen. Mobilisierung aber bedeuete Krieg. Der russische Kriegsminister erklärte darauf dem deutschen Militärattaché, daß noch keine Mobilisationsorder ergangen, kein Pferd ausgehoben, kein Reservoir eingezogen worden sei. Diese Erklärungen wurden am 29. Juli

dem russischen Generalstabschef als noch voll zu Recht bestehend bezeichnet.

Gleich zuverlässige Nachrichten, keinen Zweifel darüber ließen, daß auch an der deutschen Grenze die militärischen Vorbereitungen Rußlands in vollem Gange waren.

Am 29. Juli ging ein

Telegramm des Zaren an den Kaiser Wilhelm ein,

worin der Zar die inständige Bitte aussprach, Kaiser Wilhelm möge ihm in diesem so ernsten Augenblick helfen. Er bitte ihn, um dem

Unglück eines europäischen Krieges vorzubeugen, alles ihm Mögliche zu tun, um den (österreichischen) Bundesgenossen davon zurückzuhalten, zu weit zu gehen. Am selben Tage

erwiderte Kaiser Wilhelm in einem längeren Telegramm, daß er die Aufgabe eines Vermittlers auf den Appell an seine Freundschaft und Hilfe bereitwillig übernommen habe. Dem

entsprechend wurde sofort die diplomatische Aktion in Wien eingeleitet. Während diese im Gange war, lief die offizielle Nachricht ein,

daß Rußland gegen Oesterreich-Ungarn mobil mache.

Sofort hierauf wies Kaiser Wilhelm den Zaren in einem weiteren Telegramm darauf hin, daß durch die russische Mobilisierung gegen Oesterreich-Ungarn seine auf die Bitte des Zaren übernommene Vermittlerrolle gefährdet,

wenn nicht unmöglich gemacht würde.

Trotzdem wurde die in Wien eingeleitete Aktion fortgesetzt, wobei von England gemachte, in ähnlicher Richtung sich bewegende Vorschläge von der deutschen Regierung warm unterstützt wurden. Ueber diese Vermittlungsvorschläge

sollte heute in Wien die Entscheidung fallen.

Noch bevor sie fiel, lief bei der deutschen Regierung die offizielle Nachricht ein, daß der

Mobilisationbefehl für die gesamte russische Armee und Flotte ergangen sei.

Darauf richtete der Kaiser Wilhelm ein letztes Telegramm an den Zaren, in dem er hervorhob, daß er ihn zu Maßregeln zwingt. Er sei mit seinen Bemühungen um die Erhaltung des Weltfriedens bis

an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen.

Nicht er trage die Verantwortung für das Unheil, das jetzt der Welt drohe. Er habe die Freundschaft für den Zaren und für das russische Volk stets treu gehalten. Der Friede Europas könne noch jetzt erhalten werden, wenn Rußland aufhöre, Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu bedrohen.

Während also die deutsche Regierung auf Ersuchen Rußlands vermittelte, machte Rußland seine gesamten Streitkräfte mobil und bedrohte damit die Sicherheit des Deutschen Reiches, von dem bis zu dieser Stunde noch keinerlei außergewöhnlichen militärischen Maßregeln ergriffen waren. So ist, nicht von Deutschland herbeigerufen, vielmehr wieder den durch die Tat bewährten Willen Deutschlands, der Augenblick gekommen, der die Wehrmacht Deutschlands auf den Plan ruft.

Nr.:

Der Kriegszustand in Deutsch- land.

Die Verkündung am Friedrich-Denkmal.

Berlin, 31. Juli. Nachmittags verlas ein Oberleutnant des Alexanderregiments an der Spitze eines Wachkommandos unter Trommelwirbel am Denkmal Friedrichs des Großen und an anderen Stellen eine Bekanntmachung des Oberbefehlshabenden in den Marken und Gouverneurs von Berlin, wonach über Berlin und die Provinz Brandenburg der Kriegszustand verhängt wird. Die Bekanntmachung wurde vom Publikum mit Hurrarufen und Hochrufen auf das Alexanderregiment aufgenommen.

Reichskanzler Dr. v. Bethmann-Hollweg fuhr um halb 4 Uhr vom Schlosse nach dem Reichskanzlerpalais zurück. Auch diesmal wurde er von der Bevölkerung mit begeisterten Zurufen begrüßt. Dann folgten der Reihe nach die Prinzen und Prinzessinnen, wobei sich die stürmischen Kundgebungen erneuerten. Das kronprinzliche Automobil wurde von einer ungeheuren Menschenmenge umdrängt, so daß es eine geraume Zeit nicht weiterfahren konnte.

Rundgebung vor dem königlichen Schloß.

Berlin, 31. Juli. Die Meldung von der Erklärung des Zustandes der drohenden Kriegsgefahr hatte eine vieltausendköpfige Menschenmenge unter die Linden gelockt, wo sie auf die Rückkehr des Kaisers Wilhelm wartete. Die Stimmung der Massen war ernst. Gegen 3 Uhr ertönten Hupensignale des Hofautomobils. In diesem Moment durchbrach die Menge die Schumannskette und umringte das Automobil, worin der Kaiser und die Kaiserin saßen. Frenetische Hurras tönten dem Kaiser entgegen. Der Kaiser dankte in sichtlicher Bewegung. Auch das Kronprinzenpaar und die Prinzen Adalbert, Oskar und Joachim wurden mit stürmischem Jubel begrüßt. Ein unabsehbarer Menschenstrom wälzte sich zum königlichen Schloß, wo wiederholt begeisterte Kundgebungen stattfanden.

London, 1. August. Der König gab die Absicht, zur Megatta nach Cowes zu gehen auf und verbleibt in London.

Brüssel, 1. August. Die Regierung hat die Mobilisierung angeordnet.

Wien, 1. August. Vom Kriegsschauplatz sind heute noch keine Nachrichten von Belang eingetroffen.

Keine Betriebseinstellungen in Wien.

Die industriellen Verbände im Wiener Bezirk haben ihren Mitgliedern empfohlen, nicht überstürzte Betriebseinstellungen vorzunehmen und im äußersten Falle eine Einschränkung der Arbeitszeit, nicht aber der Arbeiterzahl zu verfügen. Für die kaufmännisch Angestellten soll über die gesetzliche Verpflichtung hinaus gesorgt werden.

Die Schicksalsfrage der europäischen Menschheit.

Wien, 31. Juli.

Das Schicksal, das Menschen und Völker und Staaten meistert, tritt mit ehernem Schritt vor uns. Ein Schicksalstag der europäischen Menschheit ist der heutige Tag, da in den drei größten Militärstaaten, die die Erde kennt, alles Volk, das Waffen tragen kann, aufgeboten ist und zu dem gewaltigsten Kampfaufmarsch sich versammeln soll, den die Geschichte der Menschen kennt. Der Kaiser von Oesterreich hat die allgemeine Mobilisierung der Armee und die Ausbietung des gesamten Landsturms in beiden Staaten verfügt. Aus Petersburg traf vom deutschen Botschafter die Nachricht ein, daß die allgemeine Mobilisierung der russischen Armee und Flotte angeordnet ist. Darauf hat Kaiser Wilhelm den Zustand der drohenden Kriegsgefahr befohlen. Das sind die drei Tatsachen, in denen sich die allerernsteste Gefahr eines europäischen Krieges spiegelt. Ein Erdbeben durchschüttelt diesen alten Kontinent, in dem alles vereinigt ist, was der menschliche Geist an Kultur, Wissenschaft und zivilisatorischer Schöpfungskraft zum Blühen gebracht hat. Ein Beben und Zucken geht durch alle Reiche, die Europas Menschheit bilden, und keines ist, das den unermesslichen Druck nicht verspürte. In den Niederlanden ist die allgemeine Mobilmachung bereits verfügt und die Kriegsgefahr als unmittelbar verkündet. Was sich vorbereitet und uns alle, wie das Geschick, das unserem Willen unerreichbar, zu erfassen beginnt, ist so furchtbar, steht derart außer allen menschlichen Vorstellungen, daß sich der Blick vor dem Furchtbar-Gewaltigen förmlich schließt und das Auge das nicht erblicken will, was es doch sehen muß. Es ist das Schicksal der gesamten Menschheit, die diese Wiege aller Kultur bewohnt, das an dem heutigen Tage, den kein Sterblicher jemals vergessen wird, ins Rollen gekommen ist. Der Atem setzt aus, da man daran denkt, was diesem europäischen Mobilisierungstag alles entspringen kann.

Sollte es mehr als das freulerische Spiel mit der Ruhe Europas sein, was Rußland antreibt; sollte der Zarismus das unermessliche Verbrechen auf sich laden wollen, ganz Europa in Brand zu stecken? Und warum? Wegen der Balkanserben und ihrer elenden Anmaßlichkeit soll, nach Rußlands Willen, das blutige Ringen in ganz Europa anheben! Die gesamte europäische Menschheit soll sich zerfleischen, weil die serbischen Machthaber es wünschen und weil der Zarismus an ihr verrücktes Treiben sein armseliges Prestige geknüpft wähnt! Ganz Europa in Flammen wegen Serbien! Das ist in Wahrheit ein Gedanke, den kein menschliches Gehirn faßt, und gegen den sich alles aufbäumt, was in dem Geschlecht der Menschen an Edelsinn und geistigem Vermögen lebt! Wenn Rußland diese blutige Wegspur durch Europas Gefilde zieht, so wird ein Verbrechen an der Menschheit begangen werden, für das es keine Sühne gibt.

Dürfen wir noch hoffen, daß es bei den Mobilisierungen bleiben wird und die Heere, die sich waffenstarrend gegeneinander erheben, nicht in Bewegung kommen werden? Der offizielle Kommentar zu der Mobilisierung in Oesterreich-Ungarn versichert mit eindringlichen Worten, daß der Maßregel eine aggressive Tendenz nicht innewohne und daß sie nur als Schutzmaßregel gegen die Mobilisierung in Rußland zu betrachten sei. Was in Rußland vorgeht, liegt allerdings ganz im Dunkeln. Während die Nachricht des deutschen Botschafters von einer allgemeinen Mobilisierung in Rußland redet, berichtet das Reutersche Bureau nur von einer teilweisen; allerdings sei diese teilweise Mobilisierung schon am Dienstag erfolgt, so daß danach auch bereits die allgemeine im Zuge sein könnte. Die Londoner Meldung will die russische Mobilisierung als keinen Abbruch der Beziehungen Rußlands zu Oesterreich-Ungarn deuten; ob aber die allgemeine Mobilisierung nicht die Antwort auf die befristete Anfrage der deutschen Reichsregierung ist? Einen letzten Schimmer von Hoffnung läßt die Haltung Frankreichs und Englands zu; wenn diese Staaten, die mit dem serbischen Konflikt aber schon nicht den geringsten Zusammenhang haben, erkennen ließen, daß das verbrecherische Unternehmen Ruß-

lands von ihnen keine Unterstützung zu erwarten habe, so würde sich der Zarismus das freile Spiel wohl noch überlegen; Frankreich und England würden sich mit dieser Erklärung um die europäische Menschheit ein unsterbliches Verdienst erwerben. Das sind gleichsam die letzten Ausblicke in das Land des Friedens, das sich vor unseren Blicken schließen will; das ist der letzte Hoffnungsschimmer vielleicht, daß

der Krieg aller gegen alle in Europa der Menschheit
doch noch erspart bleiben wird!

Ueber uns alle schreitet nun das Schicksal, das jedem Einzelwillen entragt. In dieser düster-schweren Zeit tritt an uns alle die eine Pflicht und als Gelöbniß ringt sie sich von unserer Seele: Wir wollen alle, wo immer wir stehen, Männer sein und allen Gefahren mutvoll ins Auge sehen!

Die Stunde schlägt.

Das Sühngericht für die russische Felonie.

Nacht volle Tage währt nun die große, atembeklemmende Krise. Nicht mehr der Konflikt Österreich-Ungarns mit Serbien ist der Angelpunkt der Situation, heute ist es der drohende europäische Krieg, der bevorstehende Zusammenstoß des Dreibundes mit dem Zweibund, der die ganze alte Welt in fieberhafter Aufregung hält. Die Kurve, die den politischen Luftdruck der verflossenen Woche anzeigt, geht langsam, aber stetig nach abwärts, und gestern hat sie einen Tiefstand erreicht, der die Marke Sturm trägt. Das Unheil kommt vom Osten, vom Strande der Neiva, wo der Friedenszar seine Hütten hat. Bis gestern hatte man mit dem Manne, der die Geschichte des russischen Reiches lenken soll, noch einen Rest von Mitleid, mit dem Manne, der, von Natur aus ein Schwächling des Charakters, bald unter dem Drängen der kriegslustigen Großfürstenpartei, bald unter dem Zwange des Gewissens den Weg zum Rechten nicht finden konnte. Auch Kaiser Wilhelm glaubte an gute Absichten des Zaren Niklaus, als dieser sich an den deutschen Kaiser wandte und dessen Intervention

in Wien erbat, um den Ausbruch eines Weltkrieges hintanzuhalten. Aber zur selben Stunde, da der Zar in Berlin um Frieden bittet, zur selben Stunde gibt derselbe Zar den Auftrag zur Mobilmachung seiner gesamten Streitkräfte zu Wasser und zu Lande, zur selben Stunde läßt er an seinem Freunde und Vermittler schändlichen Treubruch, zur selben Stunde erhebt er tödlich das Schwert, um über das Deutsche Reich und die Donaumonarchie, die beide in ehrlichem Frieden mit Rußland zu leben wünschten, herzufallen. Wahrhaftig, ein würdiger Genosse der Belgrader Attentäter hat sich hier enthüllt, eine Seelengemeinschaft wird da offenbar, die die Petersburger und Belgrader Politik als gleichwertig und einander würdig erscheinen läßt. Mit dem einen Unterschied: was die serbischen Verschwörer im Kleinen betrieben, das praktiziert der Friedenszar im Großen. Und dasselbe vernichtende Urteil, das Kaiser Franz Josef in seinem Manifest über die serbische Mörderpolitik gesprochen hat, dasselbe vernichtende Urteil spricht jetzt der deutsche Kaiser in seinem amtlichen Organ über die Felonie des russischen Kronträgers. Zwölf Stunden hat vorgestern Kaiser Wilhelm dem Zaren gewährt, die Mobilmachungsordre der russischen Streitkräfte rückgängig zu machen und den Frieden zu retten, und zur Stunde, da diese Zeilen durch die Maschine laufen, ist das Schicksal bereits entschieden.

Machtvoll wie die Worte Kaiser Wilhelms, ist die Stimmung im deutschen Volke, und vom Belt bis zur Adria und vom Bodensee bis an die fernen Gestade der Ostsee beseelt heute nur ein Gedanke die Völker: die russische Präpotenz, die russische Tücke und Hinterlist soll am Dreibund kläglich zuschanden werden. Wenn der Zar den

Krieg will, so soll er ihn haben: wenn er die Existenz seines zwar großen, aber gebrechlichen Reiches aufs Spiel setzen will, so soll ihm das Experiment nicht versagt werden, und wenn er meint, daß er seine Kosakenheere mit gutem Glück ins Feld senden kann, so soll ihm das heute nicht mehr verwehrt werden. Zu lange schon ist Rußland nicht mehr gedemütigt worden, zu lange schon hat es sich in den Wahn hineingelegt, daß es auf dem Balkan eine Art Monroe-Doktrin beanspruchen dürfe, zu lange schon haben Österreich-Ungarn und Deutschland gute und nachgiebige Nachbarschaft gehalten. Der Russe will das nicht, er will von Zeit zu Zeit die Knute spüren, und niemand soll den Lauf des Schicksals aufhalten wollen. Es wäre verfrüht, heute die ungünstige Lage der russischen Politik auszumalen, aber gewisse Symptome sind schon so deutlich erkennbar, daß man sie nicht übersehen darf. Die Unlust Frankreichs, mit dem verräterischen Zaren mitzuhalten, ist evident, das heißt mit anderen Worten auch, der französische Kapitalmarkt ist für Rußland erschöpft. Die russische Ernte ist schlecht, man kündigt Agrarunruhen an; die Städte des Reiches sind von revolutionären Parteien unterminiert, und es bedürfte nur einer verlorenen Schlacht, um das Zarenreich in ein Chaos der Revolution zu verwandeln. Im Norden lauert die finnische Gefahr und im fernen Osten beginnt sich Japan mit deutlichen Worten zu melden. Die politische Lage ist für Rußland entschieden äußerst ungünstig, und die militärische ist trotz der gewaltigen Menschenmassen, die es auszubieten vermag, nicht besser. Wäre der Zar besser beraten und besäße er Charakter, Gehörten und Verantwortungsgesühl, dann würde er sich hüten, sein Reich und sein Haus in die furchterlichste Kata-

strophe hineinzutreiben, die Rußland und die Romanows je erlebt haben.

Machtvoll, aber kalten Blutes harren die Dreibundstaaten und ihre Völker der nächsten Stunden. Eine große Zeit findet hier ein würdiges Geschlecht. Schulter an Schulter stehen die Millionenheere bereit, der Deutsche und der Österreicher sind von dem einen Gedanken beseelt, ihre Länder, ihre Staaten gegen das Asiatentum zu schützen und den treulosen Russenkaiser zu demütigen; und auch Italien wird nicht im Bunde fehlen, wenn Frankreich, der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb, zu den Waffen greifen sollte. Die Aussichten für die Dreibundheere sind wahrhaft glänzend zu nennen; nicht allein, weil sie besser gerüstet sind als die Gegner, sondern vor allem deshalb, weil eine große, eine herrliche Idee, weil sie der Mut des Gerechten beseelt, weil sie gegen das Barbaren-

(Hessengrall) (1887) TAGESTEST

71. 11. 1887

PPN: 1.1

tum des Ostens und für die altgeheiligte Kultur
des Westens, für die Freiheit Europas kämpfen.
Und so wird heute das Wort des Dichters wieder
wahr, der vor hundert Jahren, als Deutschland
für dieselben Ideale kämpfte, seinen Brüdern zu-
rief:

Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen stieg herauf, —
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltbar ist ihr Lauf!

NEUE FREIE PRESSE

Nr.:

TAG: 2. 8. 1914

Die Kriegsstimmung in Ungarn.

Bilder aus der ungarischen Hauptstadt.

(Von unserem Korrespondenten.)

Budapest, 1. August.

Als gestern Abend gegen 6 Uhr die ersten Maueranschläge sichtbar wurden, auf welchen die allgemeine Mobilisierung angekündigt ward, wirkte diese Nachricht, obgleich man nach den Ereignissen der letzten Tage auf ihr Eintreten gefaßt sein mußte, im ersten Moment vollständig überwältigend. Die Anschläge wurden von großen Menschenansammlungen umringt und mußten von den Vornehmenden laut verlesen werden, damit auch die Rückwärtigen erfahren, was darin steht. Einem großen Teil der Bevölkerung ging offenbar erst in diesem Augenblick die Ueberzeugung auf, daß es diesmal wirklich blutigster Ernst ist und daß wir an der Schwelle weltgeschichtlicher Ereignisse stehen. Doch war eine gedrückte, entmutigte oder zaghafte Stimmung nicht zu bemerken. Schon bei der Verlesung der Kundmachungen auf den Straßen gab es vereinzelt demonstrative Kundgebungen, aus welchen klar hervorging, daß auch diese neueste Wendung in der Volksseele Anklang gefunden hat. Ein Lastenautomobil raste vorbei, voll mit jungen Burschen, von deren Hüften lange rot-weiß-grüne Bänder wehten, und alle jubelten in offener Aufregung und sangen patriotische Lieder. Kein Mensch in ganz Budapest, der über Anderes sprechen, an etwas Anderes denken könnte, als an den Krieg, der vor uns steht.

In den politischen Klubs dieselbe Stimmung. Jedermann beurteilt die Situation ernst, aber ruhig und gefaßt und ist voll der Unvermeidlichkeit der unternommenen Schritte überzeugt. Aus allen Äußerungen spricht die größte Zuversicht auf unser Heer und die Armee unseres Verbündeten. Man zitiert militärische Urteile über das Heer Rußlands, stellt flüchtige Berechnungen über die Streitkräfte an, die ihre Kräfte messen werden, erörtert erregt die neuesten Nachrichten über die Ereignisse in Rußland und Berlin. Als ein Mobilisierungsanschlag hereingebracht wird, muß er laut verlesen werden. Es gibt fast niemand, dessen Familie nicht irgendwie in Mit-leidenenschaft gezogen wäre, aber überall herrscht auch heute nur Genugthuung darüber, daß Oesterreich-Ungarn endlich die ihm gebührende Rolle spielt und als Großmacht auftritt. Im übrigen haben sich Klaffassungen, die

tief eingewurzelt schienen, im Handumdrehen geändert. Man begeistert sich für die Armee, ohne sich darum zu kümmern, daß sie gemeinsam ist, man schwärmt für Tisza, weil man glaubt, daß er mitgeholfen hat, die Wendung in der allgemeinen Politik der Monarchie vorzubereiten, und man äußert überquellende Empfindungen für Oesterreich, dessen Söhne ja mit den Ungarn zugleich ihr Blut vergießen werden. Nichts deutet aber wohl da klarer auf die allgemeine Stimmung, als daß das alte Kossuth-Lied, das bei so vielen nationalen Demonstrationen gesungen wurde, über Nacht zu einem Franz Josefs-Lied geworden ist, das jedermann auf die alte Melodie mit voller Andacht nach dem neuen Texte singt.

Um 9 Uhr abends scharen sich die Leute auf der Straße zusammen, und von selbst formt sich ein Demonstrationsumzug. Man hat drei Musikanten herbeigeschafft, die auf dem Kriegshorn der Rátoczy'schen Kuruzenzeit, dem Tarogato, diesem schwermütigsten und melancholischsten aller Musikinstrumente, alte Kriegsweisen spielt. Vor dem Nationalkasino wird haltgemacht. Die Musikanten besteigen ein Automobil, beginnen zu spielen und andächtig mit entblößten Häuptern hört die Menge zu. Fahnen kommen hinzu, auf einer langen Stange werden die mit Blumen umkränzte Bildnisse Franz Josefs I. und Wilhelm II. vorangetragen, Tafeln werden improvisiert, welche die in den letzten Tagen populär gewordenen Rufe in dicken Lettern verkünden. Seit einer Woche wiederholen sich diese Kundgebungen tagtäglich, aber die gestrige machte in gesteigertem Maße den Eindruck eines tiefen, in der innersten Seele des Volkes empfundenen Ernstes. Die Schmährufe verstummen fast ganz, statt ihrer beherrschen die würdigen Hochrufe auf den Herrscher und auf das Vaterland die Situation.

Auch vor dem Landeskasino, dem Klub der Arbeiterpartei usw. fanden würdige und begeisterte Kundgebungen statt.

Vor der Hofburg wurde Erzherzog Josef so stürmisch attackiert, daß er sich mit seiner Gemahlin Erzherzogin Auguste am Fenster zeigte. Ein Mann aus der Menge richtete eine Ansprache an ihn, worauf der Erzherzog erwiderte:

„Wir haben das Schwert gezogen. Morgen gehe ich auf das Schlachtfeld, bereit, wenn es sein muß, für das Vaterland zu sterben. Ich vertraue auf Gott, der den Ungarn noch nie im Stich gelassen hat. Er sei mit uns!“

Alle Bischöfe haben Hirtenbriefe über den Krieg ausgegeben. Fürstprimas Kardinal Jernoch führt in seinem Hirtenbrief aus, daß die Ziele unseres Krieges unstreitig heilig und gerecht seien. Die Monarchie verteidige ihren guten Ruf, ihre friedliche Entwicklung, die Möglichkeit ihres materiellen und kulturellen Fortschrittes.

Zahlreiche Familien haben ihre Wohnungen für Spitalzwecke oder für die Unterbringung von Soldaten zur Verfügung gestellt. Zu diesen gehört auch die Familie des Grafen Ladislaus Széchenyi, dessen Gemahlin, Gladys Vanderbilt, in ihrem Palais auf der Andrássystraße ein Spital für verwundete Soldaten herstellen läßt.

Alle Zeitungen bezeichnen die Zeiten, welche die Monarchie durchlebe, als überaus ernst, äußern jedoch alle die bestimmte Zuversicht, daß die Monarchie aus allen Kämpfen siegreich und politisch und materiell gekräftigt hervorgehen werde. Große Begeisterung hat überall die Haltung des Deutschen Reiches ausgelöst.

**Große Kundgebungen vor dem deutschen und
italienischen Konsulat in Budapest.**

(Telegramm der „Neuen Freien Presse“.)

Budapest, 1. August.

Für morgen nachmittag wird eine große Kund-
gebung vor dem deutschen und italienischen
Konsulat geplant, an der alle Budapester
Zigeunerkapellen teilnehmen werden.

Der Weltkrieg des Zaren.

Das Schicksal hat gesprochen. Nur ein Wunder könnte seine Entscheidung wenden. Die auf zwölf Stunden befristete Aufforderung Deutschlands an Rußland, seine kriegerischen Maßnahmen einzustellen, die Anfrage Deutschlands an Frankreich, wie es sich bei einem russisch-deutschen Kriege zu verhalten gedenke, bedeutet den Krieg Deutschlands und Oesterreichs gegen Rußland und Frankreich, bedeutet den Weltkrieg. Was seit Jahrzehnten wie ein Gespenst des Grauens vor uns stand, die alles in den Strudel des Verderbens hinabziehende Weltkatastrophe, beginnt vor unseren erstarrten Blicken ihre Schrecken zu entfalten. Aus der Veröffentlichung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ spricht die eherner Stimme der Geschichte. Der Vorhang wird abgezogen von dem frevlen Spiele der zarischen Politik. Kaiser Nikolaus hat sich an Kaiser Wilhelm um Hilfe gewendet, damit er durch seine Vermittlung den Frieden rette. Kaiser Wilhelm hat die Vermittlung übernommen und seine Bemühungen mit denen Englands vereinigt. Doch während dieses Friedenswerk im Gange war, hat derselbe Zar, der die Vermittlung angerufen, dreiundzwanzig Armeekorps auf den Kriegsfuß zu stellen befohlen. Er machte gegen Oesterreich-Ungarn mobil, zwischen dem und Rußland der deutsche Kaiser Frieden stiften sollte. Und als eine Depesche Kaiser Wilhelms den Zaren beschwor, von einer Maßnahme abzusehen, die notwendig das Friedenswerk vereiteln müsse, ordnete der Zar die Mobilmachung seiner gesamten Streitkräfte zu Lande und zur See an und hätte also das Schwert gegen den zur Hilfe aufgeförderten Vermittler selbst.

Nichts kann diese Handlungsweise des Zaren, die den Weltkrieg herausfordert, rechtfertigen. Wie auch immer Nikolaus II. sein Verhältnis zu Serbien und den Wert und die Pflichten seiner Schutzherrschaft auf dem Balkan abwägen mag: weder Oesterreich-Ungarn noch gar Deutschland, das sich aller kriegerischen Vorkehrungen enthielt, haben auch nur das mindeste getan, das sich unmittelbar gegen Rußland,

seine Sicherheit und Ehreehrte; keine Rüstung, keine Kriegesmaßregel geschah an der russischen Grenze. Aus seinem eigenen Entschluß, durch nichts und niemanden genötigt, hat der Zar selbst den Kriegszustand geschaffen, die furchtbarste Kriegsgefahr über Europa verhängt, in dem Augenblick, in dem sein Telegramm an Kaiser Wilhelm von Friedensbereitschaft und Friedensrettung sprach. Rußland hat ein doppeltes Spiel gespielt; mag es berechnende Tücke sein, mag der Kampf der kriegerischen und der friedlichen Strömung am Hofe das treulose Schwanzen verursacht haben: es zieht den Weltteil mit in einen Strom von Blut. Aber ist es wirklich wahr, daß Frankreich, daß gar England an dem schrecklichen Werke der allgemeinen Vernichtung teilnehmen müssen, weil es die Untreue oder die Schwäche der zarischen Politik so gebietet? Es ist ein grauenhaft lächerlicher Gedanke, daß dieses Frankreich der Demokratie und der bürgerlichen Freiheit, das niemals so friedliebend war wie in den letzten Jahren, das in diesen Tagen der Krise so deutlich wie nur das deutsche Volk selbst den Abscheu vor dem Kriege bekundete, nun Hekatomben von Menschen darbringen und schlachten soll, bloß damit sich der Zar seines Protektorats über Serbien ungestört freue. Vierundvierzig Jahre hat es den Schmerz um Elsaß-Lothringen verbissen, der Gedanke der Revanche für Sedan wurde blässer und blässer und nun soll um des halbbarbarischen Serbien willen der Vernichtungskrieg entfesselt werden zwischen den edelsten Kulturvölkern des Kontinents. Ueber allen Wahnsinn ist dieser Wahnsinn.

Ward je in solcher Laune ein Krieg geführt? Frankreich und Deutschland überschütteten einander mit Höflichkeiten, Englands Schiffe sind kaum heimgelehrt von der Kieler Bucht, wo Deutschland sie mit freundschaftlichen Ehrenbezeugungen umgab. Nichts ist indessen unter diesen Völkern vorgefallen, nichts, das ihren Zorn erhizen, ihren Argwohn wecken, ihre Beängstigung wachrufen könnte, und sie sollen aufeinander losstürzen wie wilde Tiere, weil sich der Zar den Herren Paschitsch und Genossen als gnädiger und mächtiger Schützer zeigen will. Kriege können Leidenschaften entspringen oder einen Vorteil verfolgen. Welcher Vorteil winkt den Engländern, wenn sie ihre

Flotte gegen Hamburg dampfen lassen, um den Zaren zum Herrn und Schiedsrichter in Europa zu erheben? Wer wird Rußland, wenn das Gegengewicht der Zentralmächte geschwächt ist, hemmen, den Weg durch den Hellespont, den Weg zum Persischen Golf, den Erobererweg nach Indien zu ziehen? Sollen Englands Dreadnoughts die Nordsee mit Trümmern und Leichen füllen, um den Kosaken die Tore zum Indus zu öffnen? Und Frankreich, diese Wiege der Freiheit und der Volksherrschaft in Europa, sind seine Söhne, die Erben der Revolution, wirklich bereit, moskowitischem Despotenübermut und sarmatischer Unkultur die Bahn in das Herz Europas zu graben? Das Bündnis der Republik mit dem nordischen Absolutismus war eine Verbindung wider die Natur; es wird zur Sünde an der Menschheit und löscht alle Verdienste des französischen Volkes um die Kultur aus, wenn es sich in Blutarbeit im Dienste des Zaren verwirklicht.

Doch was sollen Worte! Der Wahnsinn siegt. Dieser Krieg, entsprungen dem Mechanismus der Verträge und den Berechnungen der Generalstäbe, erscheint kaum noch abwendbar. Ein großzügiger Entschluß der Franzosen würde dem Zaren das Schwert aus der Hand nehmen und dem Erdteil den dauernden Frieden sichern. Allein der Stumpfsinn veralteter Staatsverträge ist stärker als die Stimme der Kultur und das Gebot der Vernunft. Ein Erdteil muß in Flammen aufgehen, die Früchte hundertjähriger Kulturarbeit müssen in Rot und Blut niedergetreten werden, damit an irgend einem Flusse des Balkans, dessen Namen kein Kulturmensch auszusprechen vermag, der Wille des Zaren aller Reußen sich als unüberwindlicher Schutz- und Grenzherr offenbare. Das Leben für den Zaren — Frankreich, England, die ganze Kultur-menschheit führen die opernhafte Handlung als blutige Weltgroteske auf!

REICHSPOST

Nr.: 302

TAG: 3. 8. 1914/4

Wie es einem „Serbenfreund“ ergeht. Samstag gegen $1\frac{1}{2}$ 10 Uhr abends erregte ein Vorfall auf der Reichsbräuhofstraße riesiges Aufsehen. Auf einem Straßenbahnzug schrie ein als Fahrgast anwesender junger Mann plötzlich „Hoch Serbien!“ Ob es ein Spaß oder ein wirklicher Ausdruck der Gesinnung war, ließ sich nicht entscheiden. Aber im Nu ging über den Burschen ein schreckliches Lynchgericht nieder. Die übrigen Fahrgäste fielen über ihn her und bearbeiteten ihn durch Blöße, Ohrfeigen und Faustschläge. Als sich ein Freund des Ruferers seiner annahm, wendete sich der Zorn der Menge auch gegen ihn und auch er wurde mißhandelt. Der Straßenbahnzug mußte halten, und auch die Leute von der Straße fielen, als sie hörten, um was es sich handle, über den Rufer her. Schließlich schritt zum Schutze des Burschen Sicherheitswache ein; trotzdem ließ man nicht von ihm ab und schlug über den Kopf der Wache auf den Mann ein. Er erlitt mehrfache Blutbeulen im Gesicht, eine tiefe Stichwunde in der Oberbauchgegend mit Verletzung der Leber, eine Stichwunde an der linken Wange und andere Verletzungen. Der Mann ist der 19jährige Schuhmachergehilfe Heinrich Quapil, Favoriten, Bürgerplatz 22 wohnhaft. Man brachte ihn ins Wiedner Krankenhaus und nahm dorthin auch seinen Freund mit, um ihn vor der Wut der Menge, die noch immer sich gegen die beiden Freunde wandte, zu schützen.

Der Krieg aller gegen alle.

Bernunft, Gefühl, alle menschliche Empfindung sträubt sich gegen den Gedanken, und doch ist es wahr: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Rußland und Frankreich, die vier größten Staaten der europäischen Erde, stehen im männermordenden Kriege gegeneinander und zwischen einer Bevölkerung von mehr als dreihundert Millionen Menschen entbrennt ein Ringen, dergleichen die Weltgeschichte noch niemals gesehen hat. Was sind alle Kriege der Welt vor diesem Kriege, der Europa in ein Flammenmeer verwandelt! Der Zahl der Menschen nach, dem Gebiet, auf dem gekämpft wird, in dem räumlichen Umfange erscheinen sie alle wie eine Fohle gegen das Schauspiel, das vor dem eufsehlischen Blicke sich nun aufzurollen beginnt. Und das Grauen vermehrt sich, wenn man an die furchtbare Vervollkommnung der Mordwaffen denkt, die wir in den Jahrzehnten errungen haben, da aller Witz und Geist darauf verwendet worden ist, das Töten von Mitmenschen in immer größerem Umfang und mit immer unheimlicher werdender Sicherheit zu einer gigantischen Kunst zu gestalten.

In einem rasenden Wirbel vollziehen sich die Ereignisse und ihrer Wucht standzuhalten, ist unmöglich. Zehn Tage trennen uns erst von der österreichisch-ungarischen Note in Belgrad und in diesen Tagen hat sich ein Weltenschicksal zusammengeballt, das für jeden auch ein persönliches ist und jedem schwerer wiegt als sein ganzes Leben. Es ist, als ob wir seither Jahre und Jahre gelebt hätten. Damals schrieben wir: Der Tag, da Oesterreich-Ungarn dieses Ultimatum stellt, wird ein Tag sein, der der österreichischen Menschheit in ewig schmerzlicher Erinnerung bleiben wird. . . . Aber es ist ein Schicksalstag der ganzen Menschheit geworden und Geschlechter werden kommen und gehen, bevor aus dem Gedächtnis diese zehn Tage geschwunden sein werden. Und wenn nach hundert Jahren die Geschichte unserer Zeit geschrieben, wenn den Beweggründen der Tatsachen, die wir erleben, nachgeforscht werden wird: so wird der Historiker nichts anderes künden können als die unbegreifliche, aller Erklärung spottende Tatsache, daß sich Europeens Völker wegen eines halbzivilisierten Balkanländchens zerfleischt haben und in wildem Grimme über einander herfielen, weil ein Paschitsch oder ein Peter eine Erklärung nicht abgeben wollte. Wohl fühlen wir

es, daß der Krieg im Wesen gegen die russische Machtgier geht, die sich wie ein Alp auf Europa legt und allmählich allen Völkern den Atem einschnürt:

Im Norden ist die blutige Rechnung eröffnet. Das Deutsche Reich hat in der Mitte der Nacht zwischen dem 31. Juli und dem 1. August in Petersburg sein Ultimatum überreicht: daß Rußland binnen zwölf Stunden seine Rüstungen einstelle und seine Truppen zurückziehe, widrigenfalls der Kriegszustand eintrete. Rußland hat darauf nicht geantwortet, die Kriß ist abgelaufen, der Kriege ist da. Dem

russischen Botschafter in Berlin sind die Pässe bereits zugestellt worden und an der Grenze ist der Krieg schon im Gange; russische Soldaten haben an vielen Punkten das deutsche Gebiet überschritten und angegriffen. Die formelle Kriegserklärung von Oesterreich-Ungarn an Rußland steht noch aus; aber sie ist nur eine Sache von Stunden. Nicht so blutig-klar stehen die Dinge mit Frankreich. In Wien waren heute über die Lage in Frankreich die wildesten Gerüchte verbreitet. Es hieß, daß in Paris die Revolution ausgebrochen sei, daß Poincaré ermordet ist, daß Paris in Flammen stehe. Indes erscheint abends eine Meldung der Agence Havas, daß am Samstag in Paris „vollkommene Ruhe“ herrschte. Nun so vollkommen dürfte die Ruhe gerade nicht sein, denn daß die Pariser Arbeiter durch die Ermordung ihres heißgeliebten Führers in die leidenschaftlichste Erregung versetzt worden sind, wird man sich wohl leicht vorstellen können. Tatsächlich ist aus Paris seit der knappen Depesche über die Mordtat, die Freitag nacht einlangte, bis heute spät abends, also innerhalb zwei Tagen, gar keine Mitteilung angelangt; und daß in Paris viel vorgeht, ist selbstverständlich. So wissen wir noch immer nichts Näheres über den Menschen, der auf unseres Freundes Haupt schoß; nicht, wer er war, und nicht, was ihn zu der schändlichen Mordtat antrieb. Dagegen wird aus Berlin gemeldet, daß heute nachmittag in Paris die allgemeine Mobilmachung beschlossen worden ist; danach hätte die deutsche Anfrage, für deren Beantwortung eine Frist von achtzehn Stunden gesetzt wurde, diese Antwort empfangen und so würden wir es als unabwendbare Tatsache hinnehmen müssen, daß die französische Republik auf Geheiß des russischen Despoten in den Krieg zieht. Dieser Krieg der zwei alten Kulturvölker, die berufen sind, der Welt die Fackel des Geistes voranzutragen, dieser Krieg, für den bei den beiden Nationen auch nicht der fadenscheinigste Grund besteht, dieser Krieg aus

elenden Geheimverträgen heraus ist das Entsetzlichste. Die französischen Bauern und Arbeiter sollen auf die deutschen schießen, weil es der Russenar befiehlt: es ist fürchterlich! Wohl wünschten wir die Revolution in Paris herbei, die diesen Wahnsinn noch verhindert!

Alle Blicke wenden sich nun auf England, dessen Wort die Wagschalen senken und heben kann. Die englische Regierung wird wohl vorläufig gleiche Zurückhaltung nach beiden Seiten üben; ein Element des Vermittelns, wenn einmal die blutigen Würfel abgerollt sind, muß in Europa doch bleiben. Nicht anders scheint die Haltung zu sein, die sich Italien vornimmt. In Rumänien scheinen, wie die Pressstimmen dartun, zwei gegensätzliche Strömungen gegeneinander zu kämpfen. Bulgarien hat sich, wie Radoslawow in der Sobranje erklärte, vorläufig für absolute Neutralität entschlossen. Mit besonderer Anerkennung dürfen wir auf die Haltung unserer zwei Genossen in der serbischen Stupschtina, der Genossen Lapcevic und Razlerovic, verweisen, die unerschrocken der Regierung ihr Sündenregister vorwarfen und mannhaft gegen den Krieg stimmten. Tapfere Männer! Auch darauf muß selbst in diesen schweren Tagen hingewiesen werden, daß der deutsche Reichstag im Augenblick der Gefahr berufen wird und im Leben der Nation seine bedeutungsvolle, von niemandem bestrittene Stelle besitzt.

Der russische Despotismus fordert Europa in die Schranken. Wie herrlich wäre es, wenn das gesamte Kultureuropa in einem einträchtigen Bunde den schändlichen Ueberfall abwehren könnte! Dazu wäre nur notwendig gewesen, die Bunde zwischen Deutschland und Frankreich zu schließen und das Volk der Franzosen der erstickenden Umklammerung durch den russischen Despoten zu entwinden. Das war unserer und der französischen Arbeiter Rat, und er weist uns in eine Zukunft, in der des Jazismus blutiges Diktat in Europa nicht mehr gelten kann. Nun

wollen wir uns gegen den Ueberfall auf des Mordjaren Geheiß wehren, und den Boden des Abendlandes vor den Hufen seiner Rosaken schützen. Dann aber, wenn er zurückgeschlagen ist, soll die Sonne der Freiheit und Brüderlichkeit Europas Völkern leuchten!

NEUE FREIE PRESSE

Nr.:

TAG: 4. 8. 1914

Eine Rundgebung des Polenklubs.

Krakau, 2. August.

Das Präsidium des Polenklubs hielt heute eine Sitzung ab, über welche folgendes Communiqué ausgegeben wurde:

„Ich vertraue auf Meine Völker“, lauteten die Worte des Manifestes, in welchem der Monarch bekanntgab, daß er um der Würde und der Sicherheit des Staates willen die Waffen zu ergreifen genötigt sei.

Dieser Appell findet bei der polnischen Bevölkerung unseres Landes einen Nachhall, wie die Wahrheit in dem Gerechten ihren Nachhall findet. Die Polen dieses Landes scharen sich um den Thron. Dankbarkeit, Ehrgefühl und politischer Verstand weisen sie dorthin.

Wir sind dem Monarchen dafür dankbar, daß es uns in seinem Reiche erlaubt ist, Polen zu sein, während überall anderswo uns Unrecht und Verfolgung zuteil werden. Die Ehre befiehlt uns, in schweren Augenblicken treu dem zu stehen, mit dem wir die Wohltaten des Friedens geteilt haben. Der Verstand zeigt uns den Weg der Pflicht, den einzigen, der nicht verjagt.

In dem Augenblicke, da das Schicksal von Europa entschieden werden soll, da die größte Umwälzung, welche je die Geschichte gekannt hat, naht, müssen wir Polen dieses Landes, verstehen und fühlen es, daß die Treue gegenüber dem Monarchen und die Fürsorge für diesen Staat, dem wir alles gegeben haben, was seine Macht verlangte, mit den Interessen unseres Volkes übereinstimmen.

Das Präsidium des Polenklubs, das in sich die Vertrauensmänner aller durch Solidarität verbundenen Parteien vereinigt, nimmt das Wort, um im Namen des Polenklubs, der Repräsentation der polnischen Bevölkerung dieses Landes, dem Monarchen die Huldigung darzubringen, und glaubt der Welt bekunden zu sollen, daß die Polen das Vertrauen, das der Monarch in seinem Manifest aussprach, nicht enttäuschen werden. Wir sind zu den höchsten Opfern bereit. Laßt uns durchdrungen sein von männlicher Ruhe, geleitet von dem Glauben, daß unsere Nation, die so vieles gelitten hat, ihre Rechte zurückerlangen werde, die Rechte, die immer lebendig und immer dieselben sind so wie das Gefühl der Gerechtigkeit lebendig und unerschütterlich ist.

Der Weltkrieg.

Die Lösung des Knotens.

Wir leben in einer großen Zeit, die auf-
räumt mit den Begriffen der Vergangenheit und
eine neue Zukunft vorbereitet. Kein Mensch auf
der weiten Welt vermag zu sagen, wie das Ende
dessen aussehen wird, was jetzt begonnen hat. Man
muß sich daher darauf beschränken, die augen-
blickliche Sachlage ins Auge zu fassen, obwohl die
Ungeduld der Bevölkerung große kriegerische Er-
eignisse erwartet, die jedoch vor der zweiten Hälfte
August nicht eintreten können, da ja die Truppen
nicht früher auf den Kriegsschauplätzen eintreffen.
Man muß sich vor Augen halten, daß Millionen
zu befördern sind und daß diese Riesentransporte
nicht in wenigen Tagen, sondern erst in Wochen
zu bewältigen sind. Bevor aber die Gros der
Heere formiert und mit allem ausgerüstet sind,
was zu ihrer vollen Schlagfertigkeit gehört, los-
zuschlagen, um einzelne kleine Teilerfolge zu er-
zielen, wäre ein schwerer taktischer Fehler. Die
Bevölkerung kann ganz ruhig sein. Die Heere und
die Flotten des Dreibundes und seine wahrschein-
lichen Verbündeten sind so glänzend, so tüchtig,
so siegesicher, daß alle Hoffnung besteht, daß sie
den ungeheuren Waffengang, für den es kein
Beispiel in der Geschichte gibt, in ruhmreicher
Weise bestehen werden. Aber Geduld, und noch
einmal Geduld! Es wird gar nichts verschwiegen;
alles, was an belangreichen Vorfällen zu melden
ist, wird getreulich und sofort der Bevölkerung
bekanntgegeben. Solange aber die Militärzüge
nach den Grenzen rollen, gibt es keine belang-
reichen Vorfälle.

Noch ein Zweites ist festzuhalten. Die Ent-
scheidung für Österreich-Ungarn und seine Ver-

bündeten wird nicht auf den Schlachtfeldern
Serbiens, sondern auf denen Rußlands und Frank-
reichs fallen. Der Sieg über Rußland entscheidet
auch das Schicksal Serbiens, entscheidet das
Schicksal der ganzen Welt. Dorthin ist also das
ganze Augenmerk zu richten. Und deshalb ist es
von größter Wichtigkeit, wie sich alle Staaten
zu Rußland und seinem Vorgehen verhalten. Mo-
ralisch ist die Frage sehr bald beantwortet; denn
es gibt keinen anständig denkenden Menschen, der
solche Felsonie, solchen Verrat, solche Niedertracht
verteidigen könnte. Aber in der hohen Politik ent-
scheidet leider nicht immer die Moral, obwohl
sie auch dann ein starker Hebel ist, wenn man
sich gegen sie versündigt. Die Folgen des mosko-
witschen Treubruches stellen sich denn auch schon
ein. Griechenland, das man in Petersburg bei
dem Zusammenstoß zwischen Österreich-Ungarn
und Serbien bestimtestens auf der Seite Ser-
biens zu finden glaubte, hat schon jetzt seine Neu-
tralität in dieser Sache erklärt. Damit ist der
erträumte neue Balkanbund Rußlands vernichtet.
Die weitere Haltung Griechenlands wird sich ganz
nach dem Standpunkte der Möglichkeit für das
eigene Land richten. In Rumänien wird die von
einigen unverantwortlichen Elementen betriebene
Heße gegen die Monarchie von den verantwortlichen
und führenden Persönlichkeiten in scharfer Weise
verurteilt und auf die Gefahr verwiesen, die Ruß-
land für Rumänien bedeutet. Das ist der erste
Schuß in das vermeintliche Bündnis Rumäniens
mit Rußland. Die diplomatischen Verhandlungen
zwischen dem Dreibund und Rumänien sind noch
nicht zu Ende; es ist aber nicht zu viel gesagt,
wenn man der bestimmten Hoffnung auf loyale
Haltung Rumäniens, ja auf ein Zusammenwirken
der Waffen des Dreibundes mit Rumänien Aus-
druck gibt. Dann erst steht ein neuer Balkanbund,

der aber seine Spitze nicht gegen die Monarchie, sondern gegen ihren tückischen Feind, den Feind aller Kultur und Sitte, den Feind aller Freiheit und Menschenrechte, gegen Rußland und seinen wortbrüchigen Zaren richtet. Ein Balkanbund aus Rumänien, Bulgarien und der Türkei, vielleicht auch aus Griechenland bestehend, an der Seite des Dreibundes, bedeutet den sicheren Sieg seiner Waffen und die Vernichtung jener furchtbaren Macht, die seit Jahren den Frieden der Völker untergrub und die Welt mit ihren Drohungen in Atem hielt. Hat Europa seine Rechnung mit dem Zaren beglichen, dann wird auch der Osten nicht zurückstehen wollen. Die gelbe Welt, Japan und China, beginnt sich schon jetzt zu rühren. Sie wird kräftig ausholen, wenn der russische Bär einmal ordentlich in der Zange ist, aus der er ohne tödlichen Widerlaß nicht mehr herauskommt.

Die Entscheidung auf den westlichen Schlachtfeldern in Frankreich ist nicht zweifelhaft, da Italiens Bundestreue über jeden Zweifel erhaben ist. Der gedrückte Ton der französischen Stimmen, der nichts mehr von dem früheren Chauvinismus erkennen läßt, deutet klar darauf hin, daß man die Tage von Sedan wieder kommen sieht. Mögen auch französische Krieger gegen alles Völkerrecht, gegen alle Gesetze der Menschlichkeit verstoßend, da und dort ihr grausames Zerstörungswerk versucht haben, die Nation wird dafür blutig büßen müssen.

Jenseits des Armeekanals, in England ist heute der entscheidende Tag. Nach den bisherigen Erklärungen der englischen Regierung hat diese keinerlei Verpflichtungen gegenüber den beiden anderen Mächten der Tripelentente. England denkt viel zu ruhig und nüchtern, um sich in eine abenteuerliche Politik einzulassen, wie sie der Zar jetzt befohlen hat. Hoffentlich denkt es auch zu rechtlich und ehrlich, um einem Treubrecher zu Hilfe zu

eilen. Auch das wird sich sehr rasch entscheiden. Englands Haltung ist aber für den Landkrieg fast ohne Bedeutung. Seine Macht liegt auf der See, in seiner Flotte, in seinen Kolonien, die kaum ruhig zu erhalten sein werden, wenn das Mutterland gegen den Dreibund und sein gutes Recht die Waffen erhebt. Das weiß man in London und deshalb wird man zehnmal überlegen, bevor man den folgenschweren Entschluß faßt, sich zu Gunsten Rußlands in den Handel zu mengen, desselben Rußlands, dessen Treubruch heute die ganze Welt verachtet, und desselben Rußlands, mit dem England todsicher die Waffen kreuzen müßte, wenn es siegreich bliebe. Nach den im Wiener Auswärtigen Amte eingelaufenen und im gestrigen Abendblatte wiedergegebenen Informationen befindet sich denn auch die englische Politik auf dem Wege zu einer wohlwollenden, d. h. neutralen Haltung.

Noch ein Ereignis ist zu erwarten: das Eingreifen Schwedens und Norwegens. Auch diese Staaten haben unter der steten Angst vor dem russischen Despotismus und seiner wahnwitzigen Machtgier schwer gelitten. Sven Hedin hat sein Vaterland in glühenden Worten der Begeisterung auf die von Osten drohende Gefahr aufmerksam gemacht. Nun ist der Augenblick gekommen, wo auch diese Abrechnung gepflogen und für die skandinavische Halbinsel eine frohe, sichere Zukunft erkämpft werden kann.

Das ist der Boden, den die diplomatischen Verhandlungen vorzubereiten haben, der Boden, auf dem dann die Heere festen Fußes zum Siege schreiten können.

WILHELM II.

Eherne Worte.

Die Thronrede Kaiser Wilhelms und der
Depeſchenwechſel mit dem Zaren.

Die einfachen, ſchlichten Worte, die geſtern Kaiſer Wilhelm im Weißen Saale zu Berlin an die verſammelten deutſchen Reichsboten richtete, werden für alle Ewigkeit in der Geſchichte mit ehernen Lettern eingegraben ſein. Sie ſind das offene freimütige Bekenntnis eines in der tieſten Seele verwundeten Gemütes, eines Mannes, den das Geſchick auf die höchſte Höhe der Menſchheit geſtellt, und der offen eingefeht, daß auch ſeine Bemühungen trotz aller ihm verliehenen Macht vergeblich waren, vergeblich, weil ſein Vetter, der Zar aller Ruſſen, an ihm und an der ganzen Menſchheit das ſcheußlichſte Verbrechen verübte: das Verbrechen des Wort- und Treubruches, das Verbrechen der Entfeſelung des Weltkrieges aus unlauteren Motiven. Die Worte des Kaiſers werden ergänzt durch die vollinhaltliche Veröffentlichung des Depeſchenwechſels zwiſchen ihm und dem Zaren. Wem bei dieſen hiſtoriſchen Feſtſtellungen nicht das Blut in den Adern ſiedend wird, wer bei dieſem offenen Verrat nicht von Empörung erfaßt wird, der iſt kein Menſch, der hat nicht Blut in den Adern, der gleicht der Molluſke. Der Zar, einer der größten und mächtigſten Herrſcher der Erde, ſchämt ſich nicht, einzugeſtehen, daß er ſeinen Vetter, den deutſchen Kaiſer belogen und betrogen hat, daß er ihn zur Erhaltung des Friedens aufrief, indes er ſelbſt bereits das Kriegsbeil ausgegraben hatte!

Nicht genug daran! Wie dieſer ſelbe treubruchige Zar von unſerem heiß geliebten Vaterlande ſpricht! Einen ſchmähtlichen Krieg nennt er die Forderung nach gerechter Sühne von Serbien. Ein ſchmähtlicher Krieg ſoll es ſein, wenn man

ſich gegen Mordmörder, Bombenwerfer und Spione, gegen ein Volk wehrt, das alle Geſetze der Geſittung durch Jahre mit Füßen getreten hat! Wahrlich, man könnte unſeren braven Soldaten, unſerer herrlichen Armee, der die ruhmreiche Aufgabe zufällt, den Löwenanteil an dem Kampfe gegen die Moskowiter Moral zu ſtellen, kein befeuernderes Wort mitgeben, als das, das der Zar an Kaiſer Wilhelm gerichtet hat. Die maßloſe Beſchimpfung der in ihren heiligſten Gefühlen, in ihrem einfachſten Rechte ſo ſchwer gekränkte Monarchie durch den Zaren, das hat noch geſehlt, um die Empörung der Bevölkerung, um die hell loderende Kriegsbegeiſterung voll zu machen. Hat der Zar nicht an die von Kummer und Sorgen ſilberweiß gewordenen Haare unſeres guten Kaiſers gedacht? Hat er nicht einmal ſo viel menſchliches Fühlen aufgebracht, um den ſchweren Entſchluß des in der ganzen Welt hochverehrten Monarchen von Oſterreich-Ungarn zu begreifen, als er das Ultimatum und die Kriegserklärung an Serbien unterzeichnete! Wie lange hat unſer Kaiſer gezögert! Wie lange hat er alles geduldig auf ſich genommen, um ſeinen Völkern den Frieden zu erhalten und ſie vor den Greueln des Krieges zu ſchützen! Zu lange für die Geduld der Völker faſt hat dieſes niederträchtige Spiel mit der Monarchie gedauert. Als aber endlich das Maß überfull wurde, als der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand von den Kugeln der aus Serbien geſandten und mit ruſſiſchem Einverständnis ausgerüſteten Mordbuben zu Tode getroffen war; als freche blutbefleckte Hände die Monarchie erſwürgen zu können glaubten und als Serbien die gerechte Sühne verweigerte, da erſt hat der Kaiſer den ſchweren Entſchluß gefaßt, die Hand ans Schwert zu legen. Und nun kommt de: Zar, der Kaiſer

MUSKEL
TACEST (1887) 780230AT
1. 11. 1887
505

Rußlands, und nennt diesen Krieg, der wie kein anderer aus dem Volksempfinden emporgewachsen ist, der mit einem einzigen Jubelschrei der Erlösung in der ganzen Monarchie begrüßt wurde, einen schmähtlichen! Ein Abgrund von Verworfenheit, eine wahre Hölle von Unmenschlichkeit tut sich da vor der ganzen Welt auf. Wahrlich, wenn je ein Krieg heilig und gerecht genannt werden konnte, dann ist es der, der jetzt gegen Rußland und seinen Zaren geführt wird. Wenn es noch eine Gerechtigkeit auf dieser Erde gibt, dann muß dieser Krieg ein furchtbares Gericht über Rußland und seinen Herrscher bringen, dann muß ausgelöscht werden, was der ganzen Menschheit und der Monarchie insbesondere an Schmach angetan wurde.

Wenn Frankreich erfährt, wofür es seine Söhne ins Feld schicken mußte, wofür unsagbares Leid über das Land der Kultur kommen soll, dann kann es keine Kriegsbegeisterung geben, dann muß eine Herrschaft zusammenbrechen, die das Volk in dieses Unglück gestürzt hat. Wenn jemals ein Zweifel bestanden hatte an der Bündnistreue Italiens, die aber über jeden Zweifel erhaben ist, jetzt wäre er beseitigt. Auch die italienischen Truppen werden mit Begeisterung in den großen Kampf der Völker ziehen, der nicht mehr von Reich zu Reich ausgetragen wird, sondern ein Kampf des Rechtes gegen das Unrecht, ein Kampf der Ehrlichkeit und Menschlichkeit gegen die Lüge und Unmenschlichkeit geworden ist. Frankreich wird es unter den furchtbaren Schlägen der deutschen und italienischen Armee bitter büßen, daß es seine große Kulturmission vergessen, daß das Geburtsland der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mit dem krassesten Despotismus gemeinsame Sache gemacht hat.

Ein ungeheurer Reinigungsprozeß hat begonnen. In wenigen Wochen werden die Millionenheere aufeinander stoßen, werden die Armeen des Rechtes die des Unrechtes bekämpfen und — so Gott will — auch besiegen. Dann wird die Welt neu erstehen einer Zukunft des Friedens und des Glückes, der Ehrlichkeit und der wahren Menschlichkeit. Dafür wollen wir gerne alles opfern, damit unsere Kinder und Kindeskinde uns dereinst segnen, daß wir für sie die ungeheuren Opfer der Gegenwart gebracht haben. Vor allem aber wird dieser Segen der herrlichen, tapferen Armee zuteil werden, die mit dem Schwerte in der Hand diese Zukunft erkämpft. In diesem Sinne begleiten sie unsere innigsten Segenswünsche.

AUSTERLITZ, H.

Der Tag der deutschen Nation.

Die Sitzung des Reichstages.

Diesen Tag des vierten August werden wir nicht vergessen. Wie immer die eisernen Würfel fallen mögen — und mit der heißesten Inbrunst unseres Herzens hoffen wir, daß sie siegreich fallen werden für die heilige Sache des deutschen Volkes —: das Bild, das heute der deutsche Reichstag, die Vertretung der Nation, bot, wird sich unauslöschlich einprägen in das Bewußtsein der gesamten deutschen Menschheit, wird in der Geschichte als ein Tag der stolzeiten und gewaltigsten Erhebung des deutschen Geistes verzeichnet werden. Und dem gesamten Europa, von dem sich ein so beträchtlicher Teil zu dem Vernichtungskampf wider das Deutsche Reich rüstet, wird dieser Tag zum Bewußtsein bringen, daß in dem Kampfe um seine staatliche Unabhängigkeit, in dem Kampfe um seine nationale Ehre Deutschland einig ist und einig bleiben wird bis zum letzten Blutstropfen. Ob die Diplomatie richtig gehandelt, ob es so kommen mußte, wie es gekommen, das mögen spätere Zeiten entscheiden. Jetzt steht das deutsche Leben auf dem Spiel und da gibt es kein Schwanken und kein Zagen! Das deutsche Volk ist einig in dem eisernen, unbeugsamen Entschluß, sich nicht unterjochen zu lassen, und nicht Tod und Teufel wird es gelingen, dieses große, tüchtige Volk, unser deutsches Volk, unterzukriegen! Diese Sitzung des Reichstages, in der es ausspricht von Mut und Kraft, zeigt den Feinden, daß sie in ihrem listigen Unterminieren der Sicherheit des Staates auf ein ganzes Volk stoßen, auf ein Volk voll eiserner Kraft und erzener Ausdauer!

Mann für Mann haben die deutschen Sozialdemokraten für die Anleihe gestimmt. Wie die gesamte internationale Sozialdemokratie ist auch unsere reichsdeutsche Partei, dieses Juwel der Organisation des Klassenbewußten Proletariats, die heftigste Gegnerin der Kriege, die leidenschaftlichste Anhängerin der Eintracht und Solidarität der Völker. Und sie hat auch nichts unversucht gelassen, was diesen Weltkrieg, der nun vor allem der Krieg gegen deutsches Wesen ist, hätte abwenden können, was der Menschheit diese furchtbare Erschütterung des gesamten Erdenbaues erspart hätte. Ihre Schuld ist es wahrlich nicht, wenn das Deutsche Reich und mit ihm die ganze europäische Welt die Kriegsgeißel verspürt. Aber da das deutsche Vaterland in Gefahr, da die nationale Unabhängigkeit des Volkes bedroht, tritt die Sozialdemokratie schützend vor die Heimat hin, und die „vaterlandslosen Gefellen“, die „rote Rotte“, wie sie der Kaiser einst schmähte, weicht dem Staate Gut und Blut der arbeitenden Massen. Die Arbeiter denken nicht an die schändliche Behandlung, die ihnen der preussische Junkerstaat zufügt, nicht des tausendfältigen Unrechts, des Hohnes, der Verfolgungen, die ihnen Tag um Tag werden; sie denken nur an das geliebte deutsche Volk, das in Not ist und das die Kraft der Arbeiter braucht; und furchtlos und mutig stellen sie sich an seine Seite. Sie mäkeln nicht und feilschen nicht; nie hat eine Partei größer und erhebender gehandelt als diese deutsche Sozialdemokratie, die sich des überernsten Augenblicks wert und würdig gezeigt hat.

Und so zieht das deutsche Volk einig in den Kampf um die Bewahrung seines staatlichen und nationalen Daseins. Auf der anderen Seite elende

Spekulationen, Schacherkoalitionen, denen jede sittliche Idee fehlt. Hier ein einzig kraftvoll bewegtes Volk; die Weltgeschichte müßte den Lauf rückwärts nehmen, wenn den Deutschen nicht ihr Recht würde!

Der Weltkrieg der Entente gegen Deutschland.

Wie könnte man Worte finden! Die Ereignisse sind so ungeheuer, so unsagbar, so furchtbar, daß man sich der armseligen Worte schämt, mit denen man sie erklären, sie deuten soll. Das deutsche Volk, das ganze deutsche Volk ohne Ausnahme, ohne Parteunterschied hat heute den Krieg, den Rußland und Frankreich ihm aufgezwungen, als seinen Krieg aufgenommen, als den Krieg auf Leben und Tod, als den Krieg um das Dasein der Deutschen als Volk und Staat.

Das ist dieser Krieg, denn er ist der Krieg der Einkreisung, der Krieg, den die Entente Rußlands, Frankreichs, Englands seit Jahren vorbereitet hat, der Krieg, der das deutsche Volk zurückschleudern soll in Machtlosigkeit und Elend.

Rußland hat ihn in Szene gesetzt, indem es mobilisierte, während es noch zu verhandeln schien. Aber eigentlich läßt doch schon die erste Depesche des Zaren keinen Zweifel übrig. Er kündigt den Krieg gegen Oesterreich-Ungarn an gegen eine Bedingung, von der er weiß, daß sie in Wien nicht angenommen wird, und wendet sich um Vermittlung an den Staat, der durch Bündnispflicht gebunden ist, den Krieg mitzumachen. Und in dem Augenblick, wo die Vermittlung einem Ziele sich zu nahen scheint, wendet Rußland seine Kriegsmassnahmen gegen den angerufenen Mittler selbst. Deutschland, das bisher nicht einen Mann der Reserve einberufen hatte, steht vor der Gefahr, von dem kriegsfertigen Nachbarn überfallen zu werden, und fordert die Demobilisierung, als einziges Mittel, den Frieden zu retten. Es stellt eine befristete Anfrage. Rußland beantwortet sie nicht.

Indes kleidet sich Frankreich in das Gewand des Friedlichen. Aber während es zu vermitteln scheint, trifft es kriegerische Anstalten und schon einen Tag vorher, ehe es auf die Anfrage Deutschlands, wie Frankreich sich in einem russisch-deutschen Kriege verhalten wolle, ausweichend antwortet, legt es „für die Dauer des Krieges“ den Belagerungszustand über Algier und Tunis. Es ist entschieden, während es unentschieden scheint, und läßt sich den Krieg erklären, den es durch seine Patrouillen und Flieger auf deutschem Boden bereits eröffnet hat.

Und der Dritte im Bunde, England, ist nicht minder entschieden. Wer die Rede liest, die Grey heute im Parlament hielt, weiß, daß England eingreifen will und eingreifen wird und daß die Verletzung der Neutralität Belgiens durch Deutschland bloß einen Vorwand bildet.

Deutschland erklärt durch den Mund seines Kanzlers, daß es die Neutralität Belgiens verletzen mußte, weil Frankreich seine Truppenmassen an der belgischen Grenze ansammelt, um durch Belgien den entscheidenden Stoß wider den deutschen Niederrhein zu führen. Deutschland verbürgt sich gegen Belgien, gegen England, daß es die Selbständigkeit Belgiens unverletzt lassen und alle Schäden des Krieges ersetzen will. Es verbürgt sich überdies gegen England, falls dieses neutral bleibe, die französische Nordküste und den Kanal unberührt zu lassen.

Aber Grey bezeichnet die Angebote Deutschlands als eine „zu schmale Basis“ der Neutralität und weist den „Schacher“ zurück. Würde England das Schwert auch ziehen, wenn Frankreich die Neutralität Belgiens verletzte? Die Frage kann nur ein Lächeln erregen. Aber damit ist auch der Vorwand erledigt, den Grey anführt. Und Grey schiebt ihn selbst stolz beiseite, indem er sagt, England würde im friedlichen Beisitzestehen ebenso viel leiden als bei Teilnahme an dem Kriege.

Das ist deutlich! Für England ist der Augenblick gekommen, der lange ersehnte, über den Nebenhuhler zur See, über die zweitgrößte Seemacht, über die Deutschen, die in vierzig Jahren sich eine gewaltige Industrie und Schifffahrt geschaffen, herzufallen. Man braucht nur den Anfang und das Ende der Rede Greys zu vergleichen, um zu erkennen, daß von Anfang für Grey feststand, was als Ergebnis der Nachricht aus Brüssel ausgingt.

Und der Kreis schließt sich, indem das neutrale Belgien, seit jeher als Brückenkopf für die englische Landung gegen Deutschland ausersehen, seine Truppen mit dem Heere Frankreichs vereint.

Ob Deutschland die richtige Taktik wählte, als es Belgien selbst vor die Entscheidung stellte und dadurch den Franzosen selbst den Weg nach Belgien öffnete und Grey den Vorwand gab, der die Stimme der Friedensfreunde in England übertönt? Es ist eine Frage, die nur das Schicksal entscheiden kann. Aber das Handeln Englands und Frankreichs ist das logische Ergebnis der Ententepolitik, ist der Endeffekt, auf den das Bündnis zugespielt war. Grey stürzt sich so wenig um Belgiens willen in den Krieg, als er ernstlich glaubt, ganz Westeuropa stehe vor der Gefahr, unter die Gewalt Deutschlands zu kommen, desselben Deutschlands, das in seinem Rücken Rußland hat.

So erfüllt sich das Verhängnis, daß sich seit anderthalb Jahrzehnten, seit dem Anfang der Regierung Eduards VII., vorbereitet. Die Waffen sprechen. Auf der Seite der Gegner handelt es sich um Revanche, Machterweiterung, Welthandel und Weltgewalt, auf der Seite des deutschen Volkes nur schlicht und einfach um das Leben, das ihm die Nachbarn nicht gönnen wollen.

Gerechter Kampf.

Aus Worten sind Taten geworden, und die Scherhand schneidet sich an, den Anäuel von Lügen und listigen Ränken mit scharfer Schneide zu durchhauen. Europäische Wohlerzogenheit und Unständigkeit haben bis zum letzten Augenblick mit dem Vertreter eines Reiches verhandelt, dessen Minister und Generale mit asiatischer Hemmungslosigkeit freche Unwahrheiten mit ihrem Offiziersehrenwort zu bekräftigen versuchten. Es gehört ein großes Maß von Selbstzucht dazu, um bis zum Ende die Form diplomatischer Höflichkeit einem Volke gegenüber zu wahren, das gemeine Mörder als seine „bedrängten Brüder“ bezeichnet und sich schamlos auf ihre Seite stellt. Und es ist schwer, in den goldenen Quasten, die an den Säbeln russischer Offiziere hängen, das zu erblicken, was der Soldat respektvoll mit Vorteebe bezeichnet und als ein Symbol der Ehre und Wahrhaftigkeit betrachtet. Wir Österreicher haben die Kraft gehabt, alle Formen zu beobachten, die im internationalen Verkehr dem Botschafter einer fremden Großmacht zugebilligt sind, und Herr v. Schebeko wird nicht in der Lage sein, dem Chefkorps der russischen Generale, die sich längst das berühmte „Bostanehrenwort“ angeeignet haben, etwas anderes zu erzählen als die Tatsache eines korrekten Verhaltens unserer Regierung usque ad finem.

Nun kommt der gerechte Kampf, geheiligt durch ehrlichen Zorn und durchglüht von der Begeisterung eines Volkes, das lange genug seiner Friedensliebe den starken Wunsch zu Kraken unterordnete. Die niedrige und feige Bluttat von Sarajevo, die Serie von Telegrammen des russischen Selbstherrschers, die nicht übel zum Ehrenstandpunkt seiner Offiziere passen, die ganze jahrelang dauernde Niedertracht und beispiellose Verlogenheit, die Summen entsetzlicher Grausamkeiten, die „Mütterchen“ Rußland an Tausenden und aber Tausenden verübte, ohne je die verdiente Züchtigung zu empfangen — das alles stimmt vortrefflich zu dem Bild, das wir uns vom heimlichen Gegner im Norden machen mußten. Nun aber ist's aus mit dem unterirdischen Wühlen und Schüren, mit dem Drahtziehen und Spionieren. Dem Beispiel seines edlen und rühmhaften Bundesgenossen folgend, hat

nun auch Oesterreich-Ungarn sein Heer ins Feld geschickt, um ein für allemal Europa von den Dorden zu säubern, die seit Jahren durch ihre lauernde Gier und drohende Haltung der friedlichen kulturellen Arbeit wartbarer und höher entwickelter Völker Hindernisse aller Art in den Weg legten. Und mit einer Art von grauenvoller Neugier vernimmt heute unser waffenklirrendes Reich, wie das blutige Gespenst des Zarismus in letzter Stunde den widerlichen Versuch macht, einem Teil seiner gemarterten Völker grinsend die Menschenrechte zu versprechen, mit dem Grinsen der Todesangst vor der ausbrechenden gefährlichen Wut des grausam Gebeimigten.

Und damit in der großen Tragödie des Weltkrieges, der nun in düsterer Rote aufdominiert, der Gansmurst nicht fehle, haben die „bedrängten Brüder“, die Serben hinter Drina und Donau, dem Deutschen Reiche den Krieg erklärt. Man müßte lachen, wenn es nicht gar zu widernatürlich wäre, ansehen zu müssen, wie sich die künstlich erzeugte Ueberhebung eines kleinen Staates überrollt und groteske Fehleinstellungen einnimmt. Es ist wahrlich Zeit, dem müßigen Spieß ein rasches Ende zu bereiten. Die Stunde ist da, die Kreitsfeuer lodern, die ruhmvollen Fahnen unserer alten Armee fliegen im Winde. Die Erde dröhnt und donnert unter dem Tritt unzählbarer Streiter, die ausziehen, um gerechten Kampf zu führen und die beleidigte Majestät der Menschlichkeit zu rächen. Keiner ist da, der zögern würde, keiner, der an etwas anderes dachte als an Sieg; den Wölfen, die gern noch zugewartet hätten, um sich zu sammeln, um plötzlich mit wildem Geheul auf uns zu stürzen, mag das Herz im Leibe beben. Ihnen ist zu früh gekommen, was uns die rechte Stunde deutet, die Stunde, die das Ende bedeutet für alle, die mit den niedrigsten Mitteln in feiger Verborgenheit zu arbeiten gewohnt waren. Auf unsre Taten kann die helle Sonne blicken. Wir haben nichts zu fürchten, und unsre Hand kann sich rein zum Himmel heben, ehe sie den Schwertgriff umspannt. Zittern mögen die, in deren lichtfeues Treiben nun der blendende Strahl gerechter Rache schmetternd niederfährt.

Krieg mit Rußland!

Nun stehen auch wir im Kriege mit Rußland. Da das Deutsche Reich in den Krieg mit dem Zarenstaat in der Hauptsache wegen der Bedrohung geriet, die sich gegen Oesterreich-Ungarn lehnte, so ist die Kriegserklärung Oesterreich-Ungarns, obwohl sie einen der furchtbarsten Kriege einleitet, eigentlich eine Formalität; man wunderte sich im Grunde, daß der russische Botschafter noch tagelang in Wien herumgehen konnte, nachdem der Bundesgenosse schon lange im Kriege stand; denn Tage zählen hier für Jahre. Aber in Oesterreich wird kein Parlament einberufen, um ihm über die diplomatischen Vorgänge Klarheit zu geben, um mit ihm, als der Vertretung der Völker, zu sprechen; in Oesterreich weiß man den Wert nicht zu würdigen, der in dem Bekenntnis des Volkes zu der Politik des Staates liegt. Nach der feierlich-weihervollen Sitzung des deutschen Reichstages empfinden wir von neuem und doppelt tief die Demütigung, die darin liegt, daß den Völkern durch Monate und ohne zwingende Not das Recht des Mitsprechens und Mitentscheidens genommen ward, daß wir in einen Weltkrieg eingetreten sind, der über unsere gesamte Zukunft entscheiden kann, ohne daß man das Bedürfnis empfunden hätte, das Parlament zu versammeln; fühlen wir es mit schmerzhaftem Bewußtsein, daß zwischen dem Staate, den wir nun zu verteidigen haben, und den Völkern, die ihn bilden, nicht jene innige und ursprüngliche Verknüpfung besteht, die sich zu der großen und stolzen Einheit des Vaterlandes erhebt. Den Blinden, die über die parlamentarische Einrichtung spotten und ihren Afterwink an ihr

üben möchten, hat die unvergeßliche Sitzung des Reichstages wohl gezeigt, was die Volksvertretung dem Staate ist, welche Quelle gewaltiger Erhebung der Staat an der Vertretung der Nation besitzt! Vielleicht begreifen es nun auch die, die es bisher immer geleugnet haben, wie kurzfristig und wie verderblich eine Politik ist, die auf die Untergrabung des Ansehens des Parlaments hinarbeitet und, statt seine Fundamente in dem allgemeinen Bewußtsein zu verankern, glücklich ist, wenn es ihr gelingt, sie zu lockern und das Band, das die Völker mit ihrer Vertretung verknüpft, zu sprengen. Und auch sonst macht dieses Deutsche Reich, das, bevor es in den Krieg zieht, sein Haus bestellt, einen anderen Eindruck als der von dem Grafen Stürgkh regierte Staat, wo Tag um Tag § 14-Verordnungen fabriziert werden müssen und jeder Tag den Mangel einer anderen Vorsoorge aufzeigt. Auch in diesen furchtbar ernsten Augenblicken lassen sich diese bitteren Empfindungen nicht unterdrücken.

Es ist viel nachzuholen, um die Monarchie zu einer Heimstatt freier und sich entwickelnder Völker zu machen, und wenn das Ringen auf blutiger Walsstatt vorüber ist, wird die Arbeit zur inneren Festigung des Reiches um so dringender werden. Aber von welchem Stamme wir auch alle sind, die wir dieses Reich bewohnen: unter die Räder des zarischen Despotismus wollen wir keiner geraten, unsere staatliche Unabhängigkeit wollen wir alle wahren und bewahren. Es mögen alle Nationen Bescherden haben gegen den Staat, der von jeder Nation eine gewisse Entsagung fordert; aber in dem panslawistischen Meere, in der alles, was sie erreicht, verschlingenden Macht und Herrschaft des russischen Despotismus will keine untergehen. Deshalb werden sich gegen den Feind alle wehren, mit eiserner Entschlossenheit den Einbruch des Kosakengeistes abwehren, der sich über uns ergießen will und alle Keime moderner Entwicklung zertreten würde, die die zivilisatorische Kraft aller Nationen in Oesterreich allmählich zum Entfalten doch bringen muß. Und wir deutschen Sozialdemokraten wissen uns in der Abschätzung der Gefahr, die uns von der russischen Autokratie droht, einig mit unseren slawischen Brüdern,

Ein einzig Volk von Brüdern.

Gestern sind dem kaiserlich russischen Botschafter in Wien die Pässe übermittelt worden. Damit ist Österreich-Ungarn auch formell an die Seite des Deutschen Reiches getreten, das sich schon seit Sonntag im Kriegszustand mit Rußland befindet. Der Akt des Wiener Kabinetts bedarf keiner weiteren Motivierung, denn es war von Haus aus klar, daß sich die Mobilmachung der gesamten russischen Streitkräfte zuerst gegen die verhasste Donaumonarchie richtete, deren energisches Vorgehen gegen Serbien der Zar einen schmachvollen Krieg nannte und deren Aktionen von Petersburg aus fortgesetzt konterkariert wurden. Schon in dem Augenblick, als auf das Ultimatum Österreich-Ungarns die serbische Regierung mit verlogenen Ausflüchten antwortete, wußte man, daß das mächtigere Rußland die Regie führte; in Belgrad hätte man sich wohl gehütet, die Monarchie weiter zu provozieren, wenn nicht Zar Nikolaus den serbischen Mordgesellen so hilfsreich beigeprungen wäre.

Schon damals, vor zehn Tagen, wußte man, was geschehen werde, und diese Erkenntnis konnte auch durch den schwächlichen und untauglichen Versuch Grehs, das Wiener Kabinett umzustimmen, nicht mehr erschüttert werden. Wenn die beiden Ententegeossen Rußlands, Frankreich und England, ihrer Überzeugung nach gehandelt und in Petersburg energisch interveniert hätten, dann wäre es vielleicht gelungen, den großen Brand hintanzuhalten und den Krieg auf den Waffengang zwischen Österreich-Ungarn und Serbien zu lokalisieren. Aber der blasse Neid gegen das Deutsche Reich und den Dreibund überhaupt ließ weder in Paris noch in London die Vernunft zu Wort kommen. Mit stillem Be-

hagen sah man, wie Rußland als Exponent der Tripelentente mit seiner Pranke zum Schlag gegen Österreich-Ungarn und Deutschland ausholte, und stellte schließlich alle Bedenken zurück, als das Deutsche Reich sich rasch entschlossen zur Wehr setzte. So sind sie der Reihe nach auf dem Plan erschienen, die Helfershelfer der serbischen Mordbande. Zuerst die Sammergestalt des Zaren Nikolaus, dann Madame France mit der blutroten Jakobinermütze und schließlich John Bull, der neid-erfüllte Krämer, der sich, trotzdem germanisches Blut in seinen Adern rollt, nicht schämt, an dem Raßgeossen jenseits des Kanals eine Raststat zu vollführen. Keine große Idee, nicht, was man das schöne Lebensziel einer Nation nennen könnte, hat die drei Gesellen zusammengeführt, Haß, Rachedurst und Neid sind die treibenden Kräfte der russischen, französischen und englischen Politik, Haß, Rachedurst und Neid, mit einem Wort, menschliche Abscheulichkeiten sind die Elemente, aus denen sich die Tripelentente zusammensetzt, sind die Elemente, die den großen europäischen Krieg erzeugen.

Man könnte sagen, daß hier in schrecklich-grandioser Aufmachung das gute und das böse Prinzip aneinanderstoßen, daß die Gewalten des Lichtes und der Finsternis, der sittlichen Kultur und der sittlichen Unkultur, daß menschlicher Wel und menschliche Verworfenheit zu einem furchterlichen Kampfe rüsten. Das Bewußtsein, für wahres Menschentum und hohe Ziele das Schwert zu ergreifen, gibt unseren Brüdern in des Kaisers Noth die Stärke und den Mut der Helden, und wir zweifeln nicht, daß sie in Ost und West die elende Brut der Missetäter, der Unfriedensstifter und Neidlinge zu Boden schlagen werden. Für die flammende Begeisterung, mit der Deutschlands und Österreich-Ungarns Heere in den Kampf ziehen, hat die

Geschichte kein Beispiel. Die vielen Nationen, die unter Habsburgs Zepter leben, haben die kleinen Beschwerden des Alltags vergessen, sie sind heute ein einzig Volk von Brüdern und ihre Gefühle sind auch die Gefühle der Deutschen im Reich. Sie alle, die vielen Millionen, die nun ins Feld ziehen, bewegt ein Gedanke, ein Wille: die hßliche Barbarei und die westliche Persidie zu erdroffeln und dem Recht, der Sitte, der Kultur eine schönere und größere Zukunft zu schaffen.

MICHELM H.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 218

TAG: 8. 8. 1914 2f.

Kaiser Wilhelm an das deutsche Volk.

Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht in einer Sonderausgabe einen Aufruf folgenden Wortlauts:

An das deutsche Volk!

Seit der Gründung des Reiches ist es durch 43 Jahre mein und meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten und im Frieden unsere kraftvolle Entwicklung zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit.

Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West und von jenseits der See haben wir bisher ertragen, im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft.

Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu einem tödlichen Ueberfall rüsten. Man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft, mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist.

So muß denn das Schwert entscheiden.

Mitten im Frieden übersfällt uns der Feind. Darum auf zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterland. Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter sich neu gründeten, um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens. Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war. Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit unseren Vätern war!

Berlin, 6. August.

Wilhelm I. R.

Frank Josef

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 218

TAG: 8. 8. 1914, 2

Kaiser Franz Josef an die Armee.

Das Amtsblatt veröffentlicht folgenden, wie es ihn nennt, A r m e e- u n d F l o t t e n b e f e h l:

Mit Begeisterung eilen die Wehrpflichtigen aller meiner Völker zur Fahne und Flagge, früher als erwartet, erreichen die Streitkräfte den Kriegszustand.

Jeder meiner braven Soldaten weiß, daß wir haß- erfüllte Angriffe abzuwehren haben und im Verein mit unserem ruhmvollen Verbündeten für eine gerechte Sache streiten.

Ein festes Band der Treue zu eurem Obersten Kriegsherrn, zum Vaterland umschließt euch. Ihr, meine Braven, geht mit Zuversicht den schweren Kämpfen, die euch bevorstehen, entgegen.

Gedenket eurer Väter, die in ungezählten Kämpfen und Stürmen die Fahnen hochgehalten, die Flagge zum siegreichen Kampf geführt haben!

Eifert ihnen nach, in Tapferkeit und Ausdauer!

Zeigt den Feinden, was meine von heißer Vaterlands- liebe erfüllten, einig zueinanderstehenden Völker zu leisten vermögen!

Gott segne euch, meine wackeren Krieger, er führe euch zu Sieg und Ruhm!

Wien, am 6. August 1914.

Franz Josef m. p.

Wir haben es herrlich weit gebracht!

Zwei Wochen sind nun seit dem Abend vergangen, da nach Wien die Nachricht von dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Serbien gelangte. Was haben wir in diesen zwei Wochen alles erlebt! Der Gedanke des Krieges mit dem kleinen Balkanstaat ergriff uns tief; aber zu welcher ungeheuerlichen Größe hat es sich seither erweitert! Nun stehen fünf Großmächte und drei Kleinstaaten mit einander im Krieg, der entbrannt ist auf der Erde, auf den Meeren und in den Lüften, und ein Ringen hat angehoben, dergleichen die Geschichte der Menschen noch nie erlebt hat! Wohl wissen wir, daß dem Weltkrieg die tiefsten Gegensätze zwischen den Mächten zugrunde liegen; wohl ist uns nicht unklar, daß es in letzter Linie die kapitalistische Gesellschaftsordnung ist, die diesen schauerlichen Ausbruch hervorgerufen; aber in dem zeitlichen Geschehen erscheint der Krieg aller gegen alle in Europa doch als die Folge der Mordtat in Sarajevo. Es ist, als ob die Schüsse des Prinzip die Pforten der Hölle gesprengt hätten, daraus sich nun das Unheil über die Welt verheerend ergießt. Die Fabel von der Büchse der Pandora wird von der Wirklichkeit schauerlich übertroffen.

Nun sind wir im Kriege, verzeichnen seine Siege und Niederlagen und denken nur an den Endzweck des Krieges, der die völlige Vernichtung des Feindes ist. Und so sehr hat uns der Krieg in seiner Gewalt, daß uns der Gedanke, der doch der aller-nächste und allerzwingendste wäre, der Gedanke nämlich, wie es nur möglich sei, daß sich die zivilisierten Völker Europas dieser allgemeinen Zersfleischung hingeben, gar nicht mehr kommt. Aber bedenken wir doch alles! Da sind Nationen, die im regsten wirtschaftlichen und geistigen Austausch stehen. Deutsche, Franzosen und Engländer: drei Nationen zwar, aber doch ein Europäervolk,

das, zwar auf verschiedenen Wegen, aber doch mit gleicher Leidenschaft nach vorwärts strebt: nach wirtschaftlicher Wohlfahrt, politischer Mündigkeit, geistiger Freiheit. Obgleich sich die Staaten auf dem Grunde der Nation aufbauen und der Nationalismus, ja Chauvinismus aller ihr Merkmal ist, so hat unsere Zeit doch wieder ein derartiges Zusammenfließen der nationalen Kulturen in einen allgemeinen Strom der Menschengesittung hervorgebracht, daß wir mit Recht von einer Weltkultur reden können. Die zivilisatorischen Fortschritte, alle Erfindungen und Entdeckungen einer Nation werden zum Gemeingut aller Völker. Was an Offenbarungen der Wissenschaft, an Gaben der Kunst ein Volk hervorbringt, gehört allen Völkern des Erdballs. In Wahrheit sprengen Wissenschaft, Kunst, Technik alle nationalen Grenzen. Die Völker kommen zu einander zu Gaste; eine Fülle internationaler Beziehungen verknüpft sie alle; auch sehen wir, daß jedes Volk die Eigenart des anderen, die Eigentümlichkeit seiner Tugenden und Schwächen zu begreifen sucht und die Mannigfaltigkeit der Völker immer reiner als der Antrieb für jedes einzelne zu wirken beginnt. Und alle diese Bande, die doch aus dem Edlen des Menschen sich bilden, zerreißen plötzlich, als ob es Spinnweben wären; alles Kulturelle, Geistige, Sittliche ist wie weggeblasen und Völker, die vor zwei Monaten noch friedlich nebeneinander lebten, Grüße und Freundschaften tauschten, stehen nun in männermordendem Kampfe gegeneinander! Und wohl könnte man auch fragen, wo die verbindende, lösende Kraft des Christentums bleibt, da das christliche Europa, das sich sammelt im Namen der Religion, die da kündigt: Liebet die Brüder! mit allen Waffen des Todes gegen

einander stürmt. Wer hätte vor zwei Monaten wohl geglaubt, daß Deutsche und Franzosen, Deutsche und Engländer gegeneinander einen Vernichtungskrieg auf Tod und Leben anheben werden? Und ein böser Bube entladet seinen Browning, und ganz Europa wandelt sich in ein Schlachtfeld! Wohl haben wir gewußt, daß die Idee des ewigen Friedens in den feudal-kapitalistischen Zeitläuften eine Utopie ist; aber daß die gesamte abendländische Menschheit in einem Augenblick in einen ungehemmten Blutrausch versetzt werden könnte, das wahrlich hatte keiner gedacht, niemand befürchtet. Selbst jene, die ewig in Kriegsbegeisterung schweben und denen das Schlachten und Abschlachten als das richtige Menschenideal erscheint, selbst die werden auf den Weltkrieg nicht gehofft haben. Und auf dem Boden ihrer schäumenden Begeisterung mag schon heute das Grauen stecken.

Täuschen wir uns nicht: der Krieg ist der letzte Ausläufer der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und der Gipfel ihres Widerspruches gegen die wahre menschliche Kultur. Nur in einer Ordnung, der der ökonomische Kampf der einzelnen und der Klassen gegeneinander das Fundament liefert, ist der Gigantenkampf der Nationen gegeneinander möglich, vor dem Europa nun donnernd widerhallt und der in einem Schlage zertrümmert, was das Wunderwerk von Generationen war: den geistigen Zusammenhang der Menschheit und ihr wirtschaftliches Erblühen. Da sich der Klassenkampf zum imperialistischen Weltkampf erweitert hat, vermag es jeder zu erkennen, auch der in den Gesetzen der ökonomischen und geschichtlichen Entwicklung Unaufgeklärteste: daß nur die Aufhebung der Klassengegensätze, die Vernichtung des Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit, und die internationale Verbrüderung der Arbeit aus dem ungeheuerlichen Wahnsinn der Zeit herausführen kann. Erst wenn die Menschen wissen, daß ihre Arbeit zu ihrer eigenen Kultur verwendet wird, erst wenn sie fühlen, daß die Werte, die sie schaffen, nicht in jeder nächsten Stunde wieder vernichtet werden können, wird der Friede gesichert sein, und dann erst werden die Menschen ohne Hohn sagen können: Wir haben es herrlich weit gebracht! Dann wird sich das Wort erfüllen, daß der Dichter nach dem Kriege Deutschland zurief:

Daß aus's Gekirr der Waffen
Ein langer goldener Tag
Für die Freiheit fröhliches Schaffen
Den Völkern glänzen mag.

Befreiung vom moskowitischen Joch.

Die Befreiung vom moskowitischen Joch! Dieses passende Wort stammt nicht, wie man meinen könnte, aus einem sozialdemokratischen Leitartikel; das Oberkommando der österreichisch-ungarischen Armeen ist es, das dieses wichtige Urteil über den Despotendruck spricht, der auf dem polnischen Volke in Rußland lastet und seinen Zusammenschluß mit den Errungenschaften der westlichen Kultur bewußt unterbindet. Es ist ein denkwürdiges Wort; und es gilt nicht bloß für die in Rußland geknechteten Polen, es gilt für alle Völker und Stämme, die der zarischen Selbstherrschaft verfallen sind und unter dem Knutenregime jähnen. Auf dem Essener Parteitag, am 17. September 1907, sagte unser B e b e l, und seine Worte klingen uns wie ein Vermächtnis: „Wenn es zu einem Kriege mit Rußland käme, das ich als Feind aller Kultur und aller Unterdrückten nicht nur im eigenen Lande, sondern auch als den gefährlichsten Feind von Europa und besonders für uns Deutsche ansehe, auf den sich in erster Linie die deutsche Reaktion stützt, dann bin ich als alter Knabe noch bereit, die Glinte auf den Buckel zu nehmen und in den Krieg gegen Rußland zu ziehen.“ So wie es unser Alter sprach, der Weiseste im Rate und der Jugendlichste im Kampfe, hat es die gesamte Sozialdemokratie gehalten: in dem Despotenregime des Zarismus den Urfeind erkannt, der niedergeworfen werden muß, wenn in Europa Freiheit und Gerechtigkeit walten soll! Das aufrüttelnde Wort von der Befreiung vom moskowitischen Joch trifft bei uns auf fruchtbar-empfindliche Gemüter.

Umsomehr sind wir berechtigt, daran zu erinnern, daß der Kampf der europäischen Sozialdemokratie — die Empörung wider den Zarismus war ja keineswegs auf die deutsche Partei beschränkt, sie loderte in der gesamten Internationale — von den herrschenden Klassen niemals gefördert, vielmehr immer eher verspottet und gehindert worden ist. Wir sprechen nicht davon, daß der Moskowiter-Zar überall mit den Ehren und der Ehrfurcht begrüßt wurde, die das so verbreitete Byzantinertum für jeden bereit hat, der auf den Höhen wandelt, daß überall Masten und Flaggen aufgerichtet wurden, um ihm feierlichen Willkomm zu bieten, daß der aufgedonnerte Schwulst in Prosa und Poesie der bürgerlichen Presse für ihn immer parat stand; das sind eben die konventionellen Formen dieses Verkehrs, und man liest über den Zaren und über sein Regieren erst die Wahrheit, wenn Krieg ist. Wohl aber können wir darauf hinweisen, daß die namenlosen Greuel der

Kontinentalrevolution, von dem Schurken Stolypin begonnen und fortgesetzt bis in unsere Tage, die bürgerlichen Klassen in Europa so gut wie gleichgültig gelassen haben. Sie blieben unbewegt, als ihnen die Sozialdemokraten von dem Morden der zarischen Schergen berichtete; es erschien ihnen nur ein Regierungssystem, daß in den russischen Gefängnissen die Gefangenen in der grausamsten Weise gequält und gefoltert wurden; der Anruf an das Gewissen des zivilisierten Europa, gegen die Schensaligkeit des zarischen Blutregiments wenigstens einen moralischen Protest zu erheben, blieb fruchtlos. Die sibirische Steppe verschlang die Leichen der Gefolterten, trank das Blut der Gemeuchelten, und Europa blieb ruhig. Europa hörte die Schmerzensschreie der von der kosakischen Bestie Gepeinigten; vernahm das Mächeln Rußland, die Schilderungen der Hölle auf Erden, die der Zarismus über die russische Welt breitete; und Europa blieb ruhig und kalt. Der bürgerlichen Welt — mit ehrenvoller Ausnahme von ein paar tapferen Idealisten — erschien die blutige Herrschaft des Zarismus als eine „innere Angelegenheit Rußlands“, in die sich das Ausland nicht hineinmischen habe, die es weit eher als die für Rußland sachgemäße „Form“ der Regierung zu respektieren habe. Nun freilich darf man die Wahrheit über Rußland künden und die Zarenherrschaft schildern, wie sie ist.

Und haben sich die Reaktionäre aller Orten zu dem Knutenregime nicht eigentlich freudig bekannt? Der preußische Landtag hat den Genossen Karl Liebknecht noch vor Sessionschluß, in diesem Frühjahr, seiner Immunität entkleidet, um seiner Verfolgung wegen einer Rede Raum zu geben, in der der Sozialdemokrat von dem „blutbefleckten Zaren“ gesprochen hatte. Was ein rechter preußischer Junker ist, fühlte sich dem Zarenregime, dieser höchsten Verkörperung der Autorität, der rücksichtslosen Zertretung der Bestrebungen des Volkes nach politischer Freiheit und geistiger Entwicklung, immer wesensverwandt. Haben unsere Christlichsozialen, wenn sich die Bosheit in Pogromen wider Juden entlud, wenn die jüdische Bevölkerung von den Kosaken wie ein Wild gehegt ward, nicht freudig Beifall geklatscht? Haben die gewissen Scharfmacher, wenn in Petersburg oder in Warschau in streifende Arbeiter hineingefeuert wurde, derlei gründlichen Unterdrückungen von Arbeiterrevolten nicht ihre Zustimmung gegeben? Die zarische Blutherrschaft hätte ihre fürchterliche Gewalt schon lange nicht behaupten können, wenn das zivilisierte Europa seiner Pflicht eingedenk geblieben wäre: wenn ihr der Abscheu, der

Haß, die Verachtung nicht erspart worden wären, den sie durch ihre Untaten herausgefordert hat. Die Sozialisten aller Nationen haben über das Despotenregime längst ihr Urteil gesprochen; sie haben sich durch die Gleichgiltigkeit, durch den Hohn, durch die Verfolgungen der bürgerlichen Welt in ihrem Kriege gegen den Zarismus niemals aufhalten lassen.

Was der Aufruf des österreichischen Oberkommandos von dem Zarismus sagt, ist die volle Wahrheit: das „moskowitische Joch“ ist keine Fabel, und die Ab-sperrung der Völker, die Rußlands weite Gebiete bewohnen, von allen Errungenschaften der europäischen Kultur ist sein Wesen und bleibt sein Ziel. Und deswegen geht es wie ein Hauch der Bedrängnis, die ganz Europa bedroht, von dem russischen Despotismus aus; deshalb ist er eine Gefahr für uns alle, die wir frei sein wollen und in dem Wirken für die Befreiung der Arbeiterklasse nicht bedroht. Deshalb wappnen wir uns zum Kampfe wider diese Wurzel des Bösen, wider diese maßlos-dreiste Gewalt und stehen kraftvoll zusammen, um dem Einbruch des Despotengeistes in unsere Gefilde zu wehren. Und hoffen fest darauf, damit auch den russischen und polnischen Brüdern Freiheit und Recht zu verwirklichen.

Die Völker und der Krieg.

Alle sagen dasselbe und beteuern es mit gleicher Leidenschaft: daß sie den Krieg nicht gewollt haben, daß sie zu ihm nur gezwungen wurden, daß sie nur in der höchsten Notwehr gehandelt haben, als sie den Krieg erwählten. In einem gewissen Ausmaß mag das sogar bei allen der Fall sein. Denn keiner von den fünf großen Militärstaaten, die nun in einem Ringen auf Tod und Leben begriffen sind, wird sich darüber im unklaren befinden, was ein moderner Krieg bedeutet, was mit ihm aufs Spiel gesetzt wird, was da auf des Messers Schneide gestellt wird. Die Wahrheit wird wohl sein, daß alle den Frieden bewahren „wollten“, alle aber auch mit dem Kriege rechneten, mit dem Kriege, der von ihnen ausgehen sollte. Aber wir vernehmen heute noch andere Versicherungen. Wir hören, daß das Volk in England den Krieg nicht wollte, nicht will, ihm ohne jede innere Teilnahme, wenn nicht mit Widerwillen entgegensieht. Wir hören, daß das Volk in Frankreich von der Kriegserklärung aufs peinlichste überrascht worden ist, daß keine Kriegsbegeisterung herrscht, daß die Stimmung bei den großen Massen gedrückt ist. Wir hören, daß die Bauernmassen in Rußland geradezu verzweifelt sind, da sie der Befehl zur Einrückung trifft; wir hören dasselbe auch von Serbien, wo sich das einfache Volk gegen die Wahnsinnspolitik der Belgrader Kriegsheker in hellem Aufruhr befindet. Und wie war es in den deutschen Landen? Daß heute überall die feste Entschlossenheit maltet, sich der Feinde zu erwehren und die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu behaupten, hebt die Tatsache nicht auf, daß die Stimmung des überwiegenden Teiles der deutschen Nation — von den allezeit lärmenden nationalistischen Schreibern und Rüstungsinteressenten abgesehen — vor Kriegsausbruch eine friedliche war, daß sich das deutsche Volk aus keiner leichtfertigen Verblendung zu dem Kriege gedrängt hat. Heute hallt es von Kriegsgeschrei in ganz Europa und doch ist es wahr, daß das Volk überall bereit war, im ehrenvollen Frieden zu leben, die Segnungen der friedlichen Entwicklung zu pflegen, daß in keinem Volke, bevor der Weltkrieg entbrannt war, eine Sehnsucht nach dem blutigen Ringen sichtbar ward. Die Völker waren friedlich, die Völker begehrten nicht nach dem Kriege: und doch ist er ausgebrochen, doch erleben wir ihn in seiner ganzen furchtbar-schrecklichen Gewalt. Wie ist das zu erklären und zu begreifen?

Die Antwort ist einfach: weil die Völker ihre Schicksale selbst nicht bestimmen. An dieser fundamentalen Tatsache ändert die jeweilige Regierungsform gar nichts. Frankreich ist eine Republik, in der das Volk scheinbar mit souveräner Macht gebietet; aber das Volk ist nicht einmal gefragt worden, ob es das Bündnis mit dem russischen Despotenstaat will, es hat den Inhalt dieses Bündnisses nie erfahren, der Krieg war schon entschieden, ehe die Kammern berufen wurden. Im britischen Reiche regiert das Parlament; aber von den Verabredungen mit Frankreich und Rußland hat dieses allmächtige Unterhaus erst einige Stunden vor der Kriegserklärung gehört. Zwischen Krieg und Frieden liegt sachlich eine Welt; zeitlich scheiden sie sich aber immer nur durch Stunden. Bevor das Volk in England und in Frankreich, wo es nach der Machtverteilung sein Gewicht vielleicht in die Waagschale werfen könnte, sprechen hätte können, bevor es sich über den Umfang der Gefahr halbwegs klar werden konnte, war der Krieg da; die Handvoll Politiker, geradezu eine Clique von Drahtziehern, hatte die Entscheidung schon herbeigeführt, bevor sich das Volk erst aufrufen

und zum Widerstand ermannen konnte. Ist aber einmal die Entscheidung gefallen, stehen wir im Kriege, so ist freilich alles Zweifeln und Schwanken ausgeschlossen. Denn wie wir in den Krieg auch hineingekommen sind, ob es ein Krieg ist, der gleichsam aus der Notwendigkeit der Entwicklung entspringt, oder ein Krieg, der aus Leichtsinne herbeigeführt worden ist, ein gerechter oder ein ungerechter Krieg also, um diese für ein Weltgeschehen freilich nicht ganz zutreffenden Bezeichnungen zu gebrauchen: ist der Krieg einmal da, so muß er auch von denen, die ihm aus der Gesamtheit und Geschlossenheit ihrer Weltanschauung widerstreben, durchgehalten werden; an seiner ehernen Gewalt zersplittert auch die berechtigtste Kritik.

deshalb auch kann das Urteil über die Tatsachen, die

den Krieg hervorgerufen haben, nicht für die Stellung zu dem Kriege, der schon ausgebrochen ist und den eigenen Herd bedroht, der bestimmende Umstand sein. Wohl aber haben wir zu erkennen und festzustellen, daß nicht zum allergeringsten die Machtlosigkeit der Völker es ist, die die Bewahrung des Friedens gefährdet.

Aber daß jedes Volk sich um seine Unabhängigkeit und Freiheit, die jede Kriegsniederlage in Gefahr bringt, wehrt und alles daran setzt, der Bedrohung zu begegnen, ist wieder ganz selbstverständlich; und das ist es, was uns die kriegerische Stimmung erklärt, die jetzt überall herrscht, obwohl überall die breitesten Massen dem Frieden geneigt waren und der Krieg nirgends durch eine Volksleidenschaft hervorgerufen worden ist. Und ebenso natürlich ist es, daß die Sozialdemokraten überall mitkämpfen, nicht bloß aus dem äußeren Zwange heraus, der sie ins Feld ruft, sondern aus der festen und zähen Entschlossenheit ihres Wesens heraus, das nach Freiheit strebt und nicht in fremde Knechtschaft geraten mag. Denn wir wirken nicht abseits und jenseits vom Staate, die Arbeiter stehen nicht außerhalb der Nation, sie werden vielmehr, durch den kapitalistischen Prozeß, immer mehr sein gewichtigster Teil. Darum ist das Geschick der Nation und des sie ausdrückenden Staates auch für ihre mittelbare und weitere Entfaltung von der größten Bedeutung. Aber das ist beileibe kein Widerspruch gegen die tragende Idee unserer Bewegung von der Solidarität der Arbeit, die keine Schranken bannen; das ist keineswegs die Aufhebung des Gedankens der Internationalität der Kultur, wie er leuchtend vor unseren Augen steht. Schon deshalb nicht, weil das heilige Recht, das die Internationale jedem Volke zuerkennt, die Sozialdemokratie doch nicht ihrer eigenen Nation bestreiten wird! Der Krieg ist das „letzte Mittel“, das Verzweiflungsmittel in dem Machtkampf der kapitalistisch organisierten Staaten; aber den Weg aufwärts und vorwärts vollzieht die Menschheit durch die Werke des Friedens, die allein zu Tage bringen, was an letzter Begabung im Volkskörper lebt. Wir zagen nicht im Kriege; mit eiserner Kraft wollen wir ihn bestehen, um die Bahn frei zu haben für die geistige und sittliche Vervollkommenung der Menschheit!

Die falsche Rechnung auf Oesterreichs innere Schwäche.

Von Heinrich Friedjung.

Nicht auszuschöpfen ist die Fülle tieferer Gründe und näherer Anlässe des gewaltigen, ganz Europa mit Verheerung bedrohenden Krieges. Man müßte, um vollständig zu sein, die Gegensätze der Rassen, die Eifersucht bei der Eroberung der Weltmärkte, das Kriegsfeuer der verschiedenen Offizierskorps, die bohrende Leidenschaft der Feinde des gewaltig aufstrebenden Deutschland und eine merkwürdige Reihe anderer Motive vorführen. Fragt man aber, weshalb der Zar und seine Ratgeber vom ersten Augenblick an die Forderung Oesterreich-Ungarns nach Güte für den Mord an dem Thronfolger unseres Reiches schneide abgewiesen, weshalb er absichtlich vergaß, daß auch sein Großvater Alexander II. durch Mordmord endete und daß sein eigenes Leben Tag um Tag von Bomben und Revolvern bedroht ist, so lag dies an der unsinnigen Unterschätzung der Offensivkraft und Widerstandsfähigkeit der Donaumonarchie. Diese Reiche wurde das Recht und die Kraft abgesprochen, sich Genugtuung an den Mördern zu holen und den ewigen Herausforderungen der serbischen Unruhestifter mit den Waffen zu begegnen. Oesterreich sollte dulden und schweigen, angeblich weil seine innere Zerrissenheit eine militärische Gesamterhebung seiner im Streite befindlichen Nationalitäten unmöglich mache. Wir hatten im Laufe der letzten Jahre mehr als einmal Schwäche gezeigt und nicht wenige Beleidigungen ungesühnt hingenommen. Eine drohende Gebärde des russischen Kaisers mußte also genügen, damit wir den „schmachvollen Krieg gegen einen schwächeren Staat“ — so drückte sich Nikolaus II. in einem Telegramm an Kaiser Wilhelm aus — demütigst unterließen. Zu den wichtigsten Veranlassungen des Weltkrieges gehört der von den Feinden der Mon-

archie genährte und durch die frevelhafte Zweifelsucht heimlicher Unruhestifter bestärkte Glaube an die Schwäche und Hilflosigkeit der sich jetzt würdevoll erhebenden habsburgischen Monarchie.

Jetzt kommen diejenigen zu ihrem Recht, die sich der pessimistischen Woge entgegenstemmt haben, jetzt zerbricht der Pessimismus, der unser Vaterland zum Zerfalle reif wähnte und die Erwartung eines großen Augenblicks als Traum naiver Gemüter verspottete.

Solche Irrthümer wären bei ihrem voraussichtlichen Zusammenbrechen von geringem Belang gewesen, wenn sie den äußeren Feind nicht zu der falschen Annahme verführt hätten, er werde mit Oesterreich-Ungarn leichtes Spiel haben. Hierbei mag das sinnlose Märchen beiseite bleiben, demzufolge Oesterreich-Ungarn unfehlbar zerfallen werde, sobald sich zwei Augen geschlossen hätten und die Liebe und Verehrung zu dem jetzigen greisen Monarchen nicht mehr als Klammer um die Gesamtmonarchie wirksam sein werde. Doch abgesehen von solch haltlosen Annahmen, haben unsere Feinde immer behauptet, in jedem kommenden Kriege werde eine oder die andere Nationalität versagen und dadurch die Schlagkraft der Armee gelähmt werden. Die inneren Mißhelligkeiten wurden maßlos aufgebauscht, jeder Anlaß zur Unzufriedenheit einer Partei als tödliche Krankheit des staatlichen Organismus ausgeschrien, übelwollende haben immer wieder von Alterserscheinungen des Reiches gesprochen. Da nun ist es erhebend und beruhigend, daß der Sturmwind des ausgebrochenen Krieges die Miasmen zerstreut hat und daß ein begeistertes Staats- und Selbstgefühl die Gaue der Monarchie durchbraust. Der Krieg bringt die verborgenen Kräfte des Staates zum Vorschein, in seiner Feuerprobe kommt all die Dankbarkeit zum Ausdruck, die einem Gemeinwesen durch gerechtes Walten bei seinen Bürgern zu erwerben gelang.

Es gehört nur zu den großen Verdiensten der

Denker des Deutschen Reiches, daß sie sich durch die üblen Nachreden über die militärische Schwäche der Monarchie niemals in dem Vertrauen auf den österreichischen Bundesgenossen wankend machen ließen. In Berlin hat man richtig vorausgesehen, daß Deutsche, Magyaren, Slaven und Romanen freudig und opfermütig dem Rufe zu den Fahnen folgen würden. Im Vertrauen darauf hat Kaiser Wilhelm den Kampf gegen die drei mächtigsten Nationen Europas aufgenommen, dessen Last selbst für die Riesenschultern des Deutschen Reiches zu schwer wäre, wenn es allein ins Feld hätte ziehen müssen. Aus den Denkwürdigkeiten des Generals von Deines, der 1887 bis 1894 deutscher Militärbevollmächtigter in Wien war, ist bekannt geworden, daß dieser hervorragende Militär in der Zeit des damals drohenden Krieges mit Rußland Berichte voll Zuversicht über die Schlagkraft der österreichisch-ungarischen Armee nach Berlin erstattete und den Fürsten Bismarck mit Hinweis darauf zur Aufnahme des unabwendbaren Krieges mit Rußland zu bestimmen suchte. Als später nach der Ernennung des Generals von Deines zum Erzieher der Söhne Kaiser Wilhelms II. Karl Ulrich von Bülow, der Bruder des Reichskanzlers Fürsten Bülow, zum Militärbevollmächtigten in Wien ernannt wurde, bestärkte er den deutschen Generalstab in dieser Schätzung des Heeres Österreich-Ungarns; in diesem scharfsichtenden und lebenswürdigen Manne besaß unsere Monarchie einen Freund, der sich durch die inneren Zwistigkeiten unter den Nationalitäten niemals in seinem günstigen Urteile über die Natur des habsburgischen Reiches irre machen ließ. Deshalb haben wir den Tod dieses Generals, der an der Spitze seiner Brigade vor Lüttich durch eine feindliche Kugel fiel, ganz besonders zu beklagen. Erhobenen Hauptes und mit stolzem Selbstgefühl kann die Monarchie darauf hinweisen, daß sie durch rasche Mobilisierung und durch die Kampfesfreudigkeit der Regimenter aller Nationalitäten das in sie

gesetzte Vertrauen vollauf verdient hat. Was das Schlachtenglück bringen wird, liegt im Schoße der Zukunft; aber jetzt schon steht fest, daß die österreichisch-ungarische Armee ein so festes inneres Gefüge besitzt wie je und daß die russischen Machthaber vor der gewaltigen Tatsache einer begeisterten Einmütigkeit der Völker der Monarchie stehen. Die Rechnung darauf, daß das Habsburgerreich zu schwach zum Schlagen wäre, war grundfalsch, wie aus der von ihm geleisteten Probe hervorgeht. Der nordische Roloß weiß nicht recht, was er mit seinen Polen und Finnen, seinen Uralainern und Kaukasiern anfangen soll, unsere Monarchie aber sammelt alle ihre Volksstämme um sich und liefert der Welt den Beweis, daß sie ihre welthistorische Mission, ein ganzes Bündel von Nationalitäten zu einem mächtigen Kulturstaate zu vereinigen, ehrenvoll zu erfüllen versteht.

NEUES WIENER TAGBLATT

Nr.: 223 TAG: 14. 8. 1914, 1f.

Der Krieg mit Frankreich und England.

Das Unvermeidliche und Selbstverständliche ist Ereignis geworden, Frankreich und England haben unsrer Monarchie den Krieg erklärt, der eiserne Ring des Großmächtekrieges in Europa ist nunmehr geschlossen. Keinen überrascht die Kunde, wir alle haben sie erwartet, und wir haben fast das Gefühl der Befreiung darüber, daß alle Unklarheit geschwunden ist und wir in vollem Lichte den Weg sehen, den wir gehen müssen und den wir mit Ehren und, so Gott will, bis zum Ziel des Sieges beschreiten werden. Es ist gut und tröstlich zu wissen, wo wir den Freund, es ist nützlich und notwendig, zu wissen, wo wir den Gegner haben. Wir sind vorbereitet, mit allen zu kämpfen und uns gegen alle zu wehren, die auf unsre und unsrer Verbündeten Freundschaft keinen Wert legen und die es ihrem Interesse schuldig zu sein glauben, unsre Schädigung zu versuchen. Wir haben weder mit England noch mit Frankreich Grenzen gemeinsam, und unsre Politik ist nie darauf ausgegangen, ihre berechtigten Interessen zu durchkreuzen. Wir sagen das nicht, um uns zu beklagen, daß uns unrecht geschehe. Was soll das der moralischen Sphäre entnommene Wort in dem Augenblick, wo die Fragen der realen Macht aufgeworfen werden und Millionen europäischer Krieger im Felde und an Bord der Kriegsschiffe im Kampfe stehen? Ist doch dieser ganze gewaltige Krieg nichts anderes als die Folge und zugleich die letzte und äußerste Erscheinung des Unrechtes, das uns und unserm deutschen Verbündeten seit vielen Jahren von der Tripel-entente zugefügt wird! Seit Jahren werden die Versuche fortgesetzt, den verbündeten Zentralmächten den Raum zum Atmen und zum Arbeiten einzunengen und sie in quälender Unruhe zu erhalten, und insbesondere die Monarchie hat überall dort, wo sie ihre höchsten

Lebensinteressen zu verteidigen hatte, die Willkürereien der Gegner unausgesetzt zu fühlen bekommen. Noch in der letzten großen Orientkriese ist uns französischerseits eine Erklärung zugemutet worden, daß wir im nahen Orient nichts zu suchen hätten. Die gestern erfolgte Kriegserklärung ist da wenigstens offener und aufrichtiger.

Selbstverständlich und kein Anlaß zur Ueberraschung sind beide Kriegserklärungen des gestrigen Tages. Sie waren zu erwarten als die Folge der Tatsache, daß Frankreich und England mit unserm deutschen Bundesgenossen im Kampfe stehen und wir mit ihrem russischen Alliierten und Ententegenossen die Waffen kreuzen. Wer von uns hätte es freilich für möglich gehalten, daß je der Tag kommen könnte, an dem England sich wider uns erhebt, England, das einst unser Bundesgenosse gegen Frankreich war und für dessen Volk wir stets so warme Sympathien gehegt haben? Auch der englischen Nation muß es sonderbar sein, zu vernehmen, daß sie gegen Oesterreich-Ungarn Krieg zu führen habe. Das englische Volk ist aber nicht gefragt worden, weder in diesem Falle noch auch an dem Tage, an dem der Botschafter König Georgs in der Wilhelmstraße die englische Kriegserklärung überbrachte. Das vielgerühmte Selbstbestimmungsrecht der englischen Demokratie hindert nicht, daß über die Frage von Krieg und Frieden von einigen wenigen entschieden werde, und ihre Entscheidung ist bindend für das Volk, auch wenn es und seine Vertreter im Parlament ihre Abneigung gegen den Krieg noch so deutlich zu erkennen geben. Laut ist es im englischen Unterhause gesagt worden, daß die Argumente der Regierung für den Krieg unrichtig und dieser selbst ein Unrecht sei. Von Gelehrten und Künstlern ist in Zuschriften an die größten Londoner Blätter der Krieg verurteilt und verdammt worden. Und er wird doch geführt werden, freilich nicht mit der jubelnden Begeisterung wie bei uns, wo alle Völker und alle Bevölkerungsschichten von der Notwendigkeit und Gerechtigkeit unsres Krieges überzeugt sind,

und wenn auch nur mit der resignierten Stimmung, daß das englische Volk den Verpflichtungen nachkommen müsse, die hinter seinem Rücken mit Frankreich eingegangen wurden. Daß aber solche Engagements Englands gegenüber Frankreich bestehen, läßt sich nicht mehr bestreiten, und daß sie vorsichtshalber so formuliert wurden, daß Sir Edward Grey sie im Unterhause jederzeit in Abrede stellen konnte, tut nichts zur Sache. Hätte England noch die Hände frei, so wäre es erst recht unerklärlich, warum es an dem Kriege der Festlandsvölker teilnimmt. Denn das Argument Greys, England dürfe das europäische Gleichgewicht nicht stören lassen, wird hinfällig vor der Frage, ob dem englischen Interesse durch ein weiteres Wachstum der russischen Stärke und Begehrlichkeit gedient sei. Wenn aber das von England gewünschte Gleichgewicht sich nur auf das deutsch-französische Kräfteverhältnis bezieht, so wird man ja noch sehen, ob Englands Beistand der französischen Republik zum Heil oder ob es ihr nicht vielmehr zum Unfugen gereichen wird. Schon die Ankündigung der englischen Stellungnahme zugunsten Frankreichs hat nicht die Wirkung gehabt, die der französische Kriegsminister dem britischen Botschafter in Paris voraussagte, die Wirkung nämlich, Deutschland vom Kriege abzuschrecken. Wir hoffen, daß auch die weiteren Erwartungen, die die Engländer an ihre gegenwärtige Politik knüpfen, sich nicht erfüllen, ja wir sind überzeugt, daß sie gründlich zerschellen werden. Noch im letzten Augenblick haben Engländer, die unter uns leben, uns ihre Sympathien ausgesprochen und uns alles Glück im Kriege gegen das barbarische Rußland ge-

wünscht. Für uns besteht kein Zweifel darüber, daß England in dieser weltgeschichtlichen Stunde nicht dort steht, wo seine edelsten Traditionen es hinverweisen.

Daß Frankreich uns den Krieg erklärt hat, kann uns schon gar nicht verwundern. Es ist der Gefolgsmann Rußlands und hat ihm im letzten Jahrzehnt, wo es nur anging, Hilfe gegen uns geleistet. All die Jahre her waren die französischen Rechenstifte in Bewegung, den Zeitpunkt zu bestimmen, wann der Zweibund stark genug sein werde, um mit voller Sicherheit des Erfolges über uns und Deutschland herfallen zu können. In allen Intriguen gegen den europäischen Frieden und gegen Ehre und Wohlstand der Monarchie war die Hand der von Herrn Tswolsky dirigierten französischen Diplomatie zu spüren, und ehe die Republik noch den Krieg gegen Deutschland auf den Schlachtfeldern eröffnet hatte, führte sie ihn schon gegen unsre Staatsangehörigen ebenso wie gegen die Deutschen, die in französischen Städten friedlich ihrer Beschäftigung nachgingen. Die Verfügungen zur Unterbringung der Oesterreicher und Ungarn in Nogent le Rotrou stammten noch aus der Zeit vor dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen und bilden den unwiderleglichen Beweis für die Absichten, mit denen sich Frankreich vom allerersten Augenblick an gegen uns getragen hat. Wir ziehen die deklarirte Feindschaft, mit der wir vom heutigen Tage an zu rechnen haben, bei weitem vor, und das Deutsche Reich darf versichert sein, daß wir ihm im Kriege gegen die Westmächte ohne Fagen und Wanzen volle Bundestreue bewahren und beweisen werden. Viel Feind', viel Ehr' für den, der sich mit Gut und Blut für die Verträge einsetzt, auf denen seine Unterschrift steht.

Arbeit!

Die Bedingungen des Sieges.

Langsam wird es stille um uns; aber es ist nicht die süße Ruhe des Friedens, sondern die Stille vor dem Sturm, der durch die Lande brausen wird, wenn die Millionenheere aufeinanderstoßen und im blutigen Ringen die Entscheidung darüber herbeiführen werden, ob ferner die Welt von der Moskowiternorm beherrscht, durch französische List und Trug verfeucht, von englischem Krämergeist geführt werden soll. Die Entscheidung können wir ruhig den herrlichen Armeen überlassen, die schon jetzt, am Beginne der großen Völkerkämpfe, bewiesene glänzenden Heroismus und überlegener Tüchtigkeit abgelegt haben. Getragen von ihren Idealen, umbraust vom Jubel der Bevölkerung, die wie ein Mann hinter den Heeren steht, werden sie mit den Waffen vollführen, was Recht und Gerechtigkeit verlangen. Das ist die Stunde der großen Abrechnung, auf die wir jahrelang gewartet, die wiederholt drohend vor uns gestanden hat, die aber immer wieder Güte und Friedensliebe unseres und des deutschen Kaisers abgewendet hat. Nun ist sie doch gekommen. Von der Nord- und Ostsee bis zur Adria steht ein Volk in Waffen, bereit zum Kampfe bis zum letzten Blutstropfen. Die Stunde der Abrechnung hat dieses Volk, diese Völker nicht unbereitet, nicht verzagt, nicht ängstlich, sondern gefaßt und stark gefunden. Im Bewußtsein dieser Stärke, in voller Erkenntnis der schicksalsschweren Entscheidung, die nun naht, haben sich in Österreich-Gauen völlige Umveränderungen aller bisherigen politischen Begriffe vollzogen. Es war ein historischer Tag, da zum erstenmal seit nahezu vier Jahrzehnten Deutsche und Tschechen in Prag ihre Verbrüderung feierten, ungehemmt von Winkelzügen kleiner politischer Geister, frei von dem Feilschen und Lauern politischer Parteien. Die Zukunft des Reiches steht in einem glückverheißenden Zeichen, im Zeichen der Einigkeit und Treue, der gegenseitigen Liebe und Achtung.

Von dieser strahlenden Zukunft, von diesem Reichsprühling trennt uns aber noch der Riesenkampf im Osten und Westen. Alle Kraft muß daran gesetzt werden, daß dieser Kampf mit einem glorreichen Siege ende. Dazu bedarf es nicht nur der Heldentaten unserer tapferen Soldaten, sondern auch der emsigen Arbeit jener, die nicht ins Feld ziehen können. Die Ernte, die in seltener Pracht allgütiges Walten uns beschert, muß eingebracht werden. Die Felder müssen bestellt, unserem wackeren Bauernstand, der sich wieder in diesen schweren Tagen als Säule des Reiches erwiesen hat, mit allen gegebenen Kräften geholfen werden. Ebenso muß gerade jetzt Industrie, Handel, Gewerbe mit Arbeit, Verdienst und Tätigkeit auf allen Gebieten gefördert werden. Da sollen die Behörden anfangen mit aller Kraft; den Leuten die Rohstoffe zugänglich machen und die Kohle. Den Verkehr wieder regeln und den Austausch der Güter fördern; Bestimmungen müssen von der Regierung gemacht und die fleißigen Menschen dürfen nicht mit kleinen Schikanen, wie bisher, gefoltert werden. Manches ist da nachzuholen; viel, was in den ersten Tagen nicht beachtet werden konnte und daher einstürzte, muß wieder ausgerichtet und lebendig gemacht werden. Unsere braven Arbeiter, die wie alle anderen Stände ihre Blutsteuer reichlich zahlen, müssen volle Arbeit, vollen Lohn wieder finden. Deshalb müssen alle überflüssigen Hemmungen des Verkehrs in den nächsten Tagen fallen, auch die Hemmungen des Geldverkehrs, damit die arbeitende Bevölkerung voll und ganz ihre Pflicht erfüllen könne. Aber auch die neuerlich ausgegebenen Lebensmitteltarife entsprechen nicht den tatsächlichen Verhältnissen. Erfreulicherweise hat die ganze Geschäftswelt, an deren Tüchtigkeit nie ein Zweifel bestand, von diesen Maximaltarifen keinen Gebrauch gemacht, sondern nach wie vor die alten Preise gehalten. Gerade deshalb muß ihr gegen jene Elemente geholfen werden, die in nichtswürdiger Weise die Kriegslage ausnützen wollen, um ihre Profitgier zu befriedigen. Diesen Leuten muß das Handwerk

(Heldengrill) (1918) 720220AT

1. APRIL 8. 1918

MS 1.14

gründlich gelegt, der ehrliche Kaufmann und Gewerbetreibende aber gerade in diesen schweren Zeiten besonders berücksichtigt werden.

Arbeit genug! Aber schöne, erfreuliche und dankbare Arbeit, an der die ganze Bevölkerung mithilft und für die sie und die Frauen dankbar sein werden, weil sie die stärkste Kraft zum Siege gibt. In diesem Sinne sind jetzt alle Bemühungen einzusetzen. Aufbauen, erhalten und vertrauen dann auf die schöne Zukunft. Dann gibt es keine Panik, keine Geld- und Lebensmittelnöte, dann werden Reich, Armee und Volk stark bleiben auch in der Zeit des schwersten Kampfes. Noch einmal: An die Arbeit und Förderung der Arbeit!

Die Kriegserklärung Englands an Oesterreich- Ungarn.

Nun ist auch England der Reihe unserer Gegner beigetreten. Es war eigentlich erstaunlicher, daß es so lange mit der Kriegserklärung zögerte, als daß es jetzt die Folgerung zieht, die sich aus der Kriegserklärung an Deutschland von selbst ergab. Im Grunde also handelt es sich um eine bloße Formalität, denn der Bundesgenosse des Feindes ist im Kriege der Feind, und das gilt auf beiden Seiten. Allerdings tritt bei der Kriegserklärung Englands gegen Oesterreich noch deutlicher als in dem Verhältnis zwischen England und Deutschland das rein Errechnete, das kalte und noch dazu falsche Macht- und Geschäftskalkül der britischen Politik hervor. Dem deutsch-englischen Krieg ist mit dem Wachsen der deutschen Flotte, mit der Steigerung des deutschen Handels und der deutschen Ausfuhr eine sich stets verschärfende Polemik in der öffentlichen Meinung vorangegangen, eine Kette von Befehlen, Gehässigkeiten, Erregungen, die schon zweimal im Laufe der letzten Jahre die Beziehungen beider Staaten nahe an den Krieg herangebracht hatten. Ja, England wurde seit dem Abschluß der Entente zwischen dem Londoner und dem Pariser Kabinett immer mehr der Führer der antideutschen Politik in Europa, und für den Teil der englischen Politiker, die in Grey ihren Führer und in dem jetzigen Kriege die Erfüllung ihrer Pläne sehen, hat der Haß gegen Deutschland und die Furcht vor Deutschland allmählich alle Erwägungen zurückgedrängt, die sich aus dem jahrhundertelangen Wettstreit Englands und Rußlands in Asien scheinbar zwingend ergeben.

Zwischen England und Oesterreich-Ungarn aber besteht überhaupt kein Gegensatz der Interessen, kein Widerstreit der Gefühle und der Stimmungen. Sieht man von den ersten Jahren des Siebenjährigen Krieges ab, wo England und Oesterreich auf verschiedenen Seiten der bekämpfenden Koalitionen standen, so haben England und Oesterreich, die am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gemeinsam gegen das Uebergewicht Ludwigs XIV. gekämpft, die dann wieder am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gemeinsam gegen die Hegemonie Napoleons gerungen, niemals ernsthaft feindliche Verührungen gehabt. Daß England bei den Einheitskriegen Italiens und im dänischen Kriege mit seinen Sympathien auf der Seite der Italiener und der Dänen stand, berührte die allgemeine Linie der Politik nicht. Erst seitdem die englische Politik im Schlepptau der Entente fährt und das englische Kabinett dem Panславismus und den zarischen Weltmachtsplänen Vorspanndienste leistet, trat es auf dem Balkan den Feinden Oesterreichs bei. Am schärfsten und heftigsten in den Tagen der bosnischen Krise. Doch gerade wieder in der Balkankrise spielte das englische Kabinett eine vermittelnde Rolle. Und nun steht es mit uns im Kriege, da doch das natürliche Interesse Englands zu gebieten scheint, keine Vorherrschaft Frankreichs im Mittelmeer aufkommen zu lassen, Rußland den Weg ins Mittelmeer nicht zu öffnen und darum den übrigen Mittelmeerstaaten, wie Oesterreich und Italien, den Platz an der Sonne zu gönnen. Die Vorstellung, daß eine vereinigte englisch-französische Flotte feindselig in der Adria erscheinen könnte, wirkt geradezu skurril wie die falschen Koalitionen aus den Zeiten der Kabinettskriege des achtzehnten Jahrhunderts.

Das Gefühlslose und innerlich Unwahre der englischen Politik tritt sinnfällig in der Art und Form der englischen Kriegserklärung zu Tage. Diese

Kriegserklärung ist sozusagen ein Anhang einer Satz-
schrift, die Frankreich gegen Oesterreich-Ungarn los-
läßt, nachdem der Kriegszustand zwischen diesen beiden
Staaten bereits eingetreten ist. Diplomatische Akten-
stücke erheben nicht viel Anspruch auf Wahrheits-
wert, allein es übersteigt doch die Grenzen
des guten Geschmacks, von der Vernunft nicht zu
reden, wenn Frankreich es Oesterreich-Ungarn zum
Vorwurf macht, daß dieses im Kriege Deutschlands
gegen Rußland und Frankreich auf die Seite Deutsch-
lands trat. Den Franzosen ist vermutlich nicht
unbekannt, daß der Weltkrieg seinen Ursprung hat in
den kriegerischen Maßnahmen, die der Zar zu Gunsten
Serbiens gegen Oesterreich ergriff, in der drohenden
Mobilisierung des Zaren, die den Junken
verbrecherisch warf, der den riesenhaften Brand
erregt hat? Die französische Regierung hat
wohl auch den Brief des Zaren gelesen, den ersten

Brief Nikolaus II. an Kaiser Wilhelm, worin der Krieg
Rußlands gegen Oesterreich als unvermeidlich ange-
kündigt wird? Was also soll dieses heuchlerische Getue
und Gerede, das der furchtbaren Tragödie ein albernes
Possenspiel anhängt? Die grauenhafte Lächerlichkeit
erreicht jedoch den Gipfel, wenn aus den Be-
schwerden, die sich Frankreich holt von der angeblichen
Verletzung seines Freundes Rußland, England den Anlaß
schöpft, Oesterreich den Krieg zu erklären. England,
das seine Schiffe aussendet, um den Zaren und Herrn
Paschitsch zu rächen, das im Mittelmeer für die Inter-
essen des Zaren und seiner Satrapen Tod und Ver-
wüstung verbreiten will, das einen Krieg erklärt und
heraufbeschwört zwischen zwei Staaten, die eine über-
lieferte Freundschaft verband, und zwischen denen auch
nicht der Schein eines Gegensatzes der Interessen
waltet! Der blutige Widersinn der Greyschen Russen-
politik malt sich hier in seiner häßlichsten Verzerrung

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 212

TAG: 15.8.1914, 1f.

Die Slawen Österreichs in der großen Zeit.

Eine tagesgeschichtliche Feststellung.

Der Krieg hat kaum begonnen und uns schon einen ungeheuren Gewinn gebracht: Wir besitzen wieder ein gemeinsames Vaterland! Nicht, als hätten wir es verloren gehabt, unser Vaterland bestand, es wuchs und gewährte seinen Bürgern Schutz, Erwerb, Wohlfahrt. Aber wir nahmen alle Vorteile, die ein geordnetes Staatswesen bieten kann, als etwas Selbstverständliches hin, ertrugen jedoch nur widerwillig die Pflichten, welche uns aus dem Staatsbürgertum erwuchsen. Wir leugneten das Vorhandensein eines Gegenseitigkeitsverhältnisses und stellten uns unwissend, wenn vom Staate die Rede war. Staat und Volk — das waren uns ganz getrennte Begriffe. Der eine wie eine Art gegnerischer Macht, das andere die Zusammenfassung alles dessen, was unser Sein, unser Schaffen, unser Leben ausmacht. Daß beide eine organische Einheit seien, gaben wir nicht zu. Die es besser wissen und uns belehren wollten, wie genau sich Staats- und Volksnotwendigkeiten decken, wurden als unerfahrene Ideologen verlacht. Der Krieg mußte kommen, damit der Österreicher die Wahrheit des Dichterwortes von seinem Vaterlande, und daß er Ursache habe, es zu lieben, endlich wieder begreife und anerkenne. Das ist der unschätzbare Gewinn dieser großen Tage. Das

Staatsgefühl, das wir solange vermißt, der leitende Gedanke, der uns bei den inneren Kämpfen abhanden gekommen, sie sind mit Urkraft lebendig geworden und erfüllen das weite Reich und beflügeln die Scharen der Krieger und stärken die Massen der Heimgebliebenen.

Dein Feind ist auch der meine! Und mit jauchzendem Zuruf trat der Deutsche an die Seite seines Kaisers, ihn und sein Haus mit dem Leibe zu decken und die angetane Schmach zu föhnen. Wer an die begeisterte Entschlossenheit und den sittlichen Ernst denkt, der jetzt durch die deutschen Lande zieht, der weiß den Thron der Habsburger und das Reich wohlbehütet von der Treue und Stärke des deutschen Volkes in Österreich: Es steht nicht allein da. Um uns Deutsche herum stellen sich die nichtdeutschen Völker, gleichfalls bereit, Kaiser und Reich zu schützen. Polen und Ruthenen, weil es gegen den ihnen gemeinsamen Feind, den sie hassen, geht. Voll überschwänglicher Wärme rühmen diese Nationen, die sich sonst untereinander so grimmig befehdeten, wie frei sie in Österreich sich entwickeln können, und mit gläubhafter Entschiedenheit lehnen sie jede Unbiederung des angeblichen Slawenbefreiers Rußland ab. Die geschichtlichen Ereignisse bestätigen nur die häufig gehörten Erklärungen polnischer und ruthenischer Politiker, daß ihre Völker keine Lust haben, das „Gott erhalte den Zaren“ zu singen. Etwas gedämpfter klingen die Stimmen aus den Reihen der anderen österreichischen Slawenvölker. Es wäre kleinlich, in diesem Augenblicke zu spitterrichtern. Die patriotischen Kundgebungen der Slowenen und Kroaten verdienen es nicht, herabgesetzt zu werden: das Volk empfindet innerlich nicht anders

wie Deutsche, Polen und Ruthenen. Aber die Gefahr, daß es in eine feindliche Bewegung hineingezogen werde, deren Urheber, Mithelfer und Ziele nun mit erschreckender Deutlichkeit in das Tageslicht gestellt worden sind, lag nahe. Wenn die slowenischen und kroatischen Führer einsehen, daß ihre Politik der Auspeitschung der Leidenschaften ein für sie selbst gefährliches, ihren Völkern schädliches Spiel gewesen ist, so muß die Einsicht als Vorzeichen einer neuen Zeit begrüßt werden. Im gemeinsamen Vaterlande ist genug Raum, nach dem Maße der Kraft beurteilt, welche auch diese Völker dem Staate jetzt leihen, zerrinnt die Behauptung von ihrer Unterdrückung in nichts. So tatfreudig tritt kein unterdrücktes Volk an die Seite seines Unterdrückers! Auch die Südslaven konnten sich im Vaterlande entwickeln, und werden in Zukunft keinen Rückschlag spüren, wenn sie das historische Werden der Monarchie berücksichtigen und nicht vergessen, daß diese zwar groß geworden ist durch die Gemeinsamkeitsarbeit aller Völker, daß sie es jedoch nur werden konnte unter der Führung eines, des deutschen Volkes. Wären unsere offiziellen Kreise nicht durch und durch geschlechtslos und überängstlich, so müßten solche Tatsachen im gegenwärtigen Zeitpunkt insbesondere den Tschechen in Erinnerung gebracht werden. Es ist wahr, das tschechische Volk hilft das erhebende Bild, welches Österreich dem Auslande darbietet, vervollständigen. Vorüber die Träume tschechischer Führer von einer Vereinigung aller Slaven Europas unter russischer Vormundschaft! Die Lebensarbeit so mancher Panславisten-Apostels ist in sich zusammengebrochen und wird nicht wieder erstehen. Rücksicht auf Personen, die

in der vaterländischen Politik Namen und Geltung gehabt haben, darf aber nicht so weit gehen, geschichtliche Tatsachen ungeschehen machen zu wollen, wie dies jetzt unseren Offiziösen beliebt, indem sie mit allzu auffälliger Ausdringlichkeit verkünden lassen, welch' edle Patrioten alle Slaven sind. Das alttschechische Blatt „Hlas Naroda“ spricht gewiß die Wahrheit, wenn es versichert, daß keine einzige der slavischen Nationen Österreichs sich nach einer Verbindung mit Rußland sehne. Das ist ebenso aufs Wort zu glauben, wie es leider unwahr ist, was das Blatt weiter sagt, daß in der tschechischen Nation niemals ein Ruf nach einer Verbindung mit Rußland vernommen worden sei. Das heißt denn doch kurzweg alles ablenken, was uns aus der parlamentarischen Geschichte der letzten zwanzig Jahre noch im Gedächtnis haftet, wofür es nicht bloß gedruckte Beweise in Menge gibt, sondern lebende Zeugen auch unter den Slaven, denen die pan- und neoslavistischen Bestrebungen samt den Kongressen in Petersburg, Prag, Sofia und Belgrad unsympathisch gewesen sind. Wenn nunmehr die tschechische Politik andere Wege einschlägt und die Irrungen der Vergangenheit abschwört, so muß auch diese Wendung, welche der Krieg herbeigeführt hat, von den Deutschen gewürdigt werden. Sie wird es, auch ohne offiziöse Verherrlichung und ohne die lächerlichen Anstrengungen auf Vertilgung dunkler Flecke und Verschönerung unangenehmer Irrtümer. Denn wir halten es mit der Bibel und haben mehr Freude über einen reuigen Sünder, als über 99 Gerechte!

Gräueltaste Erlebnisse eines Grazers bei der Einnahme von Lüttich.

Graz, 17. August.

In unserer Redaktion erscheint ein Gazer, Herr August Winkler, der die Schreckensstage in Lüttich miterlebt hat. Seine Schilderungen von dem bestialischen Vorgehen der belgischen Bevölkerung gegen alle Deutschen bestätigen in grauenhafter Weise die Meldungen über die Barbarei dieser „Kulturnation“, die sich in diesen Tagen ein unauslöschliches Schandmal aufgedrückt hat.

Herr Winkler stand als Kunstmalers im Dienste der Kunstankalt Ernst Windhöfel in Elberfeld, die auch rege Geschäftsverbindung mit Belgien unterhielt. Als sich die politischen Verhältnisse immer mehr zuspitzten, wurde er von seinem Geschäftsinhaber beauftragt, ausständige Rechnungen in Belgien einzubringen. Diese Aufgabe hielt ihn etwa fünf Wochen in Antwerpen fest. Da er der französischen Sprache nicht vollkommen mächtig ist, nahm er wie gewöhnlich auch seine junge Frau mit, die die Sprache beherrscht. Am 4. August wurde er in Antwerpen von der an alle Ausländer ergangenen Ausweisung binnen 24 Stunden überrascht. Der Konsul in Antwerpen riet ihm, die Reise über Aachen zu unternehmen und dabei so wenig als möglich deutsch zu sprechen. Es war aber nicht mehr möglich, in den von französischen Soldaten überfüllten Zügen einen Platz zu bekommen, und so entschloß sich Herr Winkler die Reise über Brüssel und Lüttich anzutreten. In Brüssel wurden die Fliehenden, es waren mehrere Hundert Reichsdeutsche, Österreicher, Italiener und Rumänen, verhältnismäßig noch wenig belästigt, obwohl alle Deutschredenden von der Menge mit „Deutsche Hunde“ beschimpft wurden.

Mittwoch, den 5. August, gegen 4 Uhr nachmittags kam die Gesellschaft in Lüttich an. Es war eben zur Zeit, als die Abreise von Braunschweiger Husaren des tolle Reiterstück versuchte, den Befehlshaber der Festung abzufangen. Dieser hatte sich zu einer Besichtigung der Außenfesten aus der Stadt begeben, und auf der Rückkehr versuchten die Totenkopfhussaren inmitten der feindlichen Stadt den General abzufangen. Das kühne Wagnis wäre auch geglückt, wenn nicht das Auto des Generals schneller gewesen wäre, als die Pferde der Husaren.

Nun wandte sich die ganze Wut der Bevölkerung gegen alles, was deutsch hieß. Die in Lüttich ansässigen Deutschen wurden aus ihren Wohnungen geholt und in der gemeinsten Weise mißhandelt. Der Zug der fliehenden Ausländer wurde auf der Straße mit Steinwürfen und Stodschlägen mißhandelt. Herr Winkler trug auf dem Wege von einem Bahnhofe zum anderen seinen Koffer in der Hand. Ein Lütticher riß ihm den Koffer aus den Händen, und als sich Herr Winkler um sein Eigentum wehren wollte, schlug man

mit Knütteln auf ihn los. Der Koffer wurde aufgerissen und vor den Augen des Eigentümers teilten sich die Straßenräuber in die Beute. Der Koffer hatte nicht nur die Kleidung und Wäsche, sondern auch das ganze Bargeld des Ehepaares enthalten. Die barbarischen Ausschreitungen des Pöbels gegen die Fremden nahmen immer mehr zu. Besonders die Weiber leisteten Unglaubliches an tierischer Roheit. Eine Frau trug ihr kleines Kind am Arme und suchte es mit ihrem Leibe vor der Wut der Bestien zu schützen. Erst später merkte sie, daß das Kind in ihren Armen schon tot war. Eine andere Frau führte drei Kinder an der Hand, ein viertes, das kleinste, trug sie am Arme. Als man in die Nähe des Bahnhofes kam und die wütenden Angriffe des johlenden Pöbels immer ärger wurden, suchte sie in ihrer Angst durch eine Seitengasse zu entkommen. Sie stolperte im Laufen, fiel hin und verlor im Falle das kleine Kind. Sofort stürzte die Menge über sie, das kleine Kind wurde an einem Beine ergriffen und mit dem Kopfe an die nächste Laternenstütze geschlagen, daß es nach einigen Zuckungen sein Leben aushauchte. Die Frau selbst wurde in bestialischer Weise mißhandelt. Man riß ihr die Haare aus, daß manche

Stellen des Kopfes ganz kahl waren, die belgischen Weiber schlugen ihr schließlich mit Steinen den Kopf ein. Die Männer hatten im Zuge die Frauen in die Mitte genommen, um sie so gut als möglich zu schützen. Manche bekamen dabei Messerstiche und andere Verwundungen ab.

Endlich war der kurze Weg zum Bahnhof, der allen eine Erleichterung dünkte, zurückgelegt. Auf dem Bahnhofe wurden Männer und Frauen von den Soldaten getrennt. Die Frauen kamen in Viehwaggons und sollten über die Grenze geschafft werden. Den Männern teilte man mit, daß sie als Kriegsgefangene ins Innere des Landes zurückgebracht werden sollten. Herr Winkler hatte in dem wüsten Gedränge seine Frau verloren. Neben all dem Jammer quälte ihn die Sorge um ihr Schicksal. Die ganze Nacht blieben die gequälten Flüchtlinge am Bahnhofe im Freien. Sie bekamen keinen Bissen zu essen. Zur Labung wies man sie an einen Brunnen mit der Aufschrift: Kein Trinkwasser, nur Nutzwasser.

Es verging eine Schreckensnacht. Alle rechneten damit, daß ihnen der nächste Tag den Tod bringen würde. Durch dichten Nebel dämmerte der Morgen herauf. Da, als die Sonne aufstieg, sah man im Osten ein Luftschiff auftauchen, das die Deutschen an seinen Umrissen als einen Zeppelin erkannten. Es erschien den Bedauernswerten wie ein Retter vom Himmel. Alles schrie und weinte, die Männer und Kinder fielen in die Knie, weinend und betend rief alles: Zeppelin, Zeppelin, Hilfe! — Während alle die Bewegungen des Ballons mit fieberhafter Aufregung verfolgten, sah man von der rückwärtigen Gondel einen leichten Rauch herabströmen. Es war eine Bombe,

die aber versagt hatte. Der Zeppelin war in einer Höhe von etwa 600 Meter. Plötzlich senkte sich seine Spitze und er kam auf etwa dreihundert Meter herab. Zugleich warf er hintereinander zwei Bomben aus, die unter donnerähnlichem Getöse in der Stadt explodierten. Nun begann in der ganzen Stadt und von den Forts eine wütende Beschießung des Ballons. In den Donner der Kanonen mischte sich das Geknatter unzähliger Gewehrschüsse. Wer nur eine Flinte besaß, schoss auf den gefährlichen Feind in den Lüften. Auf der Straße, auf den Dächern, überall standen die Schützen, die in ohnmächtiger Wut auf das stolze Luftschiff losfeuerten. Auch die Soldaten, die zur Bewachung der Flüchtlinge aufgestellt waren, hatten ihren Posten verlassen, um auf den Bahnhofsvorplatz zu eilen und mitzuschießen. Vorher hatten sie den Gefangenen unter den furchtbarsten Drohungen eingeschärft, keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Der Zeppelin beschrieb noch mehrere Schleifen um die Stadt und warf noch weitere zehn Bomben, die alle furchtbare Wirkung taten. Um den Flug des Ballons, von dem die Armen alles Heil erhofften, weiter verfolgen zu können, eilten die deutschen Gefangenen auf den Bahnhofsvorplatz. Er war leer. Nur aus den Seitengassen und von den Häusern schoss man noch wie verrückt nach dem Zeppelin.

Plötzlich sprengt aus einer Gasse ein Totenlopphusar im vollen Galopp auf den Platz. Kaum sehen ihn die Leute, als auch schon das Feuer aus den Fenstern auf ihn eröffnet wird. Er reißt sein Pferd herum und verschwindet wieder. Gleich darauf stürmt ein Infanterieoffizier um die Ecke, in der Rechten den Säbel, in der Linken die Pistole. Hinter ihm im Sturm schritt eine Abteilung deutscher Infanterie. Es waren die Retter für die Gefangenen. Jubelnd eilen die Deutschen auf ihre Brüder zu. In fliegender Hast schildern sie ihr Elend. Ein Offizier gibt den Befehl, die Deutschen und die übrigen Gefangenen einzuschließen und vor den einheimischen Wüterichen zu bewachen. Die zu Tode erschöpften Flüchtlinge erhalten von deutschen Soldaten nach langer Zeit die erste Labung. Gutmütig teilen sie mit ihnen ihr Brot und ihren kalten Kaffee aus den Feldflaschen.

Es ist gegen 8 Uhr morgens. Unablässig ziehen neue Abteilungen Infanterie in die Stadt. Die Bevölkerung schießt aus den Fenstern auf die Soldaten, Frauen werfen Gläser und Schüsseln auf die Deutschen und versuchen sie mit heißem Wasser zu überschütten. Die Deutschen bleiben die Antwort nicht schuldig. Mit gefälltem Bajonett bringen die Soldaten in die Häuser, aus denen Schüsse fielen, und treiben die Leute auf die Straße. Im Galopp fährt ein Geschütz auf den Bahnhofsvorplatz. Kaum daß die Pferde stehen, kracht der erste Schuß gegen ein Haus, aus dem auf die Deutschen geschossen wurde. Nun wird es schnell still. Die Leute fliehen in die innere Stadt, hinter ihnen ziehen die deutschen Truppen.

Die Flüchtlinge wurden nun in Waggons gebracht, die von den Soldaten, da keine Lokomotiven zur Verfügung standen, langsam gegen die Außenfesten zu geschoben wurden. Herr Winkler, der noch immer nichts

von dem Schicksale seiner Frau wußte, eilte in banger Sorge von Waggon zu Waggon und rief ihren Namen, endlich fand er sie, glücklicherweise unverletzt. Unterwegs hatten sie einigemal Gelegenheit, die furchtbaren Wirkungen der Zeppelinbomben zu sehen. Bei einer Feste war die mächtige Festungsmauer meterweit umgeworfen, die Erde auf große Entfernung aufgerissen. In der Grube lagen viele Leichen belgischer Soldaten. Voll des Lobes war unser Gewährsmann über das Verhalten der deutschen Soldaten. Die Offiziere schüttelten den Österreichern die Hand und gaben ihnen, was sie an knappen Vorräten bei sich hatten. Die Soldaten sangen mit den Österreichern „Deutschland, Deutschland über Alles“ und grüßten sie als Bundesbrüder. „Jetzt haben wir Euch rausgehauen, aber wenn Ihr nach Serbien kommt, dann immer feste druff!“

Die deutschen Soldaten erzählten ebenfalls schauerliche Beispiele von Roheit der belgischen Bevölkerung. In einem von den Deutschen besetzten Vororte von Lüttich waren fünf Infanteristen in einer Scheune untergebracht. Als sie am Morgen nicht zum Appell kamen, sandte man eine Patrouille nach ihnen. Alle fünf lagen in der Scheune tot mit abgeschnittenen Kehlen. Die Artillerie schoss darauf den Ort in Trümmer. Im Wagen des Herrn Winkler lag auf den Kissen ein deutscher Unteroffizier mit verbundenen Augen. Ein Sanitätsfeldat begleitete ihn. Die Belgier hatten ihn überfallen, gefesselt und beide Augen ausgestochen. Ein anderer Unteroffizier wurde an Händen und Füßen gefesselt, auf einen Baum aufgehängt und mit Schrotgewehren beschossen. Er ist dem Tode verfallen. Auf Telegraphensäulen hängte man die abscheulichen Übeltäter, als man das Verbrechen entdeckte.

Endlich wurden die Flüchtlinge in einen Zug einzwangoniert, der an die holländische Grenze abging. Während war der Empfang, den ihnen die holländischen Bauern bereiteten. Die Frauen, von denen viele nur mit Hemd und Rock bekleidet waren, erhielten Holzschuhe, Blusen und Umhängetücher. Die Leute brachten ihnen, was sie nur irgendwie entbehren konnten. Nach langer Zeit bot ihnen die Mildtätigkeit der Holländer die erste warme Nahrung. Todmüde legten sich die gemarterten Flüchtlinge in den Bauernhäusern nieder, um von 3 Uhr nachmittags bis zum Abend von den furchtbaren seelischen und körperlichen Qualen auszuruhen. Gegen 8 Uhr brachte sie der Zug weiter nach Düsseldorf, wo sie in den ersten Gasthöfen eine ausgezeichnete Unterkunft fanden.

In rascherer Fahrt ging es nun in die holländische Heimat. Hier fand Herr Winkler neues Elend. Seine Mutter, die seit einem Jahre Witwe ist, war in arge Not geraten. Von den zwölf Kindern waren drei zu den Fahnen berufen worden, die bisher die Stütze der Mutter waren. Ein vierter, der noch nicht militärpflichtig ist, meldete sich freiwillig. Ein anderer hat als landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter bei Ralsdorf Arbeit gefunden. Fünf unverfögte Kinder bleiben bei der Mutter, die vor der Ausmietung steht, da sie den Zins für August nicht aufbringen konnte. Die Söhne, ihre Stützen, müssen sie verlassen, um ins Feld zu ziehen.

Die Barbefreier.

Die polnischen und ukrainischen Führer wenden sich in flammenden Worten an ihre Volksgenossen, um sie zum planmäßigen Kampf gegen den Zarismus aufzurufen und für die rasche Bildung freiwilliger Legionen zu begeistern, die an der Seite unserer tapferen Truppen gegen die asiatische Barbarei ins Feld ziehen sollen. Furchtbare Gerüchte werden in diesen Schriftstücken mit der russischen Zwingherrschaft gehalten, die alle Rationalitäten Rußlands in tiefste Sklaverei geworfen hat, und es ist keinen Augenblick zweifelhaft, daß die geknechteten Völker, die nun zur Abschüttelung des Joches aufgerufen werden, ihren Mann stellen und an den moskowitischen Machthabern Rache nehmen werden. Schon stehen Millionenheere an den Grenzen Rußlands und in wenigen Wochen soll das Niederringen des unerfättlichen Zarentums mit aller Macht beginnen. Die Völker, die sich unseren Heeren anschließen, ziehen als Rächer ihrer in Rußland gepeinigten Brüder mit in den Krieg, und wenn es noch je eines Zeugnisses bedurft hätte, welche hohle Phrase das allslawische Lieblingswort vom Barbefreier ist, so erbringen es jetzt diese wackeren Mitstreiter, indem sie Gut und Blut daransetzen, um den „Barbefreier“ Nikolaus II. nach Asien zurückzuführen.

Die Geschichte aller dieser Völkerschaften, die unter die russische Krute kamen, ist eine Leidensgeschichte ohne Ende. Polen und Ukrainer, Lithauer und Finnländer sind in Rußland ihrer Selbständigkeit, ihrer alten Einrichtungen, ihrer Volksrechte beraubt worden. Zuletzt ist Finnland unters Rad gekommen, das seit vierzehn Jahren ein wahres Martyrium durchzumachen hat. Sicher

hatte Zar Nikolaus den berühmten Bobrikow entandt, der mit der Grausamkeit eines Alba die Finnländer niederzwang, schließlich aber von einem jungen Finnländer erschossen wurde. Das Land verlor sein selbständiges Heerwesen, es verlor die selbständige Stellung seines Landtages, den ausschließlichen Gebrauch der finnischen Amtssprache, und wurde zu einem russischen Regierungsbezirk herabgedrückt. Diese Verfolgungen waren gleichbedeutend mit der Vernichtung jeder höheren Kultur im Lande wie im Reiche, denn nirgends konnten Eigenart und nationale Kultur gedeihen. Das ist das Werk des gegenwärtigen Zaren und seiner altrussischen Ratgeber, und wenn auch auf den mandschurischen Schlachtfeldern dieser Regierungsart das erste Memento ertönte, der Zar hat die drohende Sprache der Geschichte nicht gehört oder nicht hören wollen, er hat sein despotisches System mit noch größerer Schärfe fortgeführt, die Völkerschaften seines Reiches weitergeknechtet und nun wird er endlich ernten, was er gesät hat.

Und wie haben die Zaren an den Vasallenstaaten auf dem Balkan gehandelt? In Bulgarien haben russische Generale unmenschlicher gehaust als die vielgeschmähten Sultane der osmanischen Zeit, Fürsten wurden verjagt, wenn sie den Machthabern in Petersburg nicht zu Willen waren, und das Volk wurde hier ebenso geknechtet, wie später die Finnländer. Die russische Gerechtigkeit, deren schrecklicher Ausdruck die sibirischen Gruben, die Kasematten der Peter- und Paulsfestung und Hunderte aufgerichteter Galgen sind, arbeitet außer Landes mit Verschwörungen, mit dem Dolch und mit Fürstenmorden. Der gelehrigste Schüler dieser asiatischen Moral ist das kleine Serbien

(Meldung) (1919) 1919

1919.8.91

1919

geworden, das sich aus bescheidenen Anfängen zu einer wahrhaften Mördergrube entwickelt hat. Die angemessene Sendung auf dem Balkan, um derentwillen Rußland jetzt den Weltkrieg entfesselt hat, ist nichts weiter als das Bemühen, die russische Blutmethode in der Unterdrückung der Völker weiter aufrecht zu erhalten, ist nichts anderes als der letzte Versuch des Zarentums, die gewissenloseste und böseste Gewalt Herrschaft, die es je gegeben hat, auch im zwanzigsten Jahrhundert noch fortzuführen. Nirgends und zu keiner Zeit hat das Zarentum befruchtend und aufbauend, Kulturfördernd und fortschrittlich gewirkt, aber jederzeit und überall, wo es konnte, hat es Freiheit und Kultur niedergehalten und die harmlosesten Versuche, die bescheidensten Regungen nach sittlicher, volklicher und staatlicher Höherentwicklung erwirkt. Das ist auch der Grundton, der aus den Aufrufen der Polen und Ukrainer aus Ohr schlägt, das ist die wuchtige Sprache der Tatsachen, die nun Millionen begeisterter Freiheitskämpfer das Schwert in die Hand drückt. Die Leidensgeschichte all der Armen, die bisher unter dem russischen Joch schachteten, soll und muß jetzt ihr Ende nehmen.

Die englische Reidpolitik.

Germaniam osse dolendam!

England hat bei den Verheerungen der Balkanvölker seine Hand im Spiele gehabt, das ist bewiesen. Die ganze Politik dieses Reidstaates war schon lange darauf gerichtet, die Habsburger Monarchie möglichst zu schwächen und das Deutsche Reich zu vereinsamen, um es dann leichter zur See unterzuziehen. Serbien war ihm nur ein geeignetes Werkzeug und die Ablenkung der russischen Macht aus Asien paßte folgerichtig auch in die Berechnungen Großbritanniens. Die Eifersucht Englands reicht ziemlich weit zurück. Noch vor der Schaffung des heutigen Deutschen Reiches wurde in England der deutsche Drang zur See mit mißgünstigen Augen beobachtet. Im Jahre 1861 ließ der damalige englische Premierminister Lord Palmerston die Deutschen durch die „Morning Post“ warnen, irgendwelche Anschläge auf Schleswig-Holstein mit dem prachtvollen Hafen Kiel zu unternehmen und sich den Lugas einer Kriegsflotte zu leisten. Denn „die Deutschen mögen den Boden pflügen, mit den Wollen segeln oder Luftschlösser bauen, aber nie seit dem Anfang der Zeiten hatten sie den Genius, das Weltmeer zu durchmeßten oder die hohe See oder auch nur die schmalen Gewässer zu befahren“. Nach den siegreichen Kriegen Preußens in den Jahren 1866 und 1870, nach der Aufrichtung des deutschen Kaisertums und natürlich erst recht, nachdem das neue Reich an die Schaffung einer mächtigen Kriegsflotte zum Schutze seines Welt Handels und seiner Kolonien geschritten war, wuchs der Reid Englands ins Ungemeßene. Es wurde ein planmäßiger Kampf in der maßgebenden Presse eröffnet, von England aus sogar die reichsdeutsche Presse beeinflusst und die ganze Berichterstattung

auf dem Festland derart eingerichtet, daß überall Mißtrauen gegen Deutschland erzeugt werden mußte. Die verbreitetsten englischen Blätter standen z. B. den slawischen Politikern zur Verfügung, weshalb die englischen Leser über die Verhältnisse in Österreich fast nur in slawischem Sinne unterrichtet wurden. Bekannt sind u. a. die Schilderungen des Schotten Schotus Viator über das Slaventum in der Monarchie und auf dem Balkan. Durch seine Werke geht ein durchaus slawenfreundlicher Zug, während von einer Anerkennung der Bedeutung des deutschen Volkes für den Staat nicht eine Spur zu finden ist.

Zeitgerecht und dem Verständnisse der gegenwärtigen unheimlichen Weltlage dienend, sind verschiedene englische Stimmen, die Paul Dehn im Buche „Weltpolitische Neubildungen“ (1905) gesammelt hat. Nach dieser Quelle war in England schon im Jahre 1896 die deutschfeindliche Strömung so stark, daß die dort anässigen deutschen Kaufleute den Ausbruch eines Krieges befürchteten. 1902 schrieb ein englischer Marinefachverständiger, welcher sich vom großzügigen Ausbau der deutschen Flotte selbst hatte überzeugen können: „Im Jahre 1915 wird die deutsche Flotte fertig sein. Es ist daher rätlich, Deutschland zu vereinsamen aus dem einfachen Grunde, weil England allein besitzt, was Deutschland begehrt und besitzen muß, wenn es leben will.“ Der englische Admiral Fitzgerald durfte sogar in einer deutschen Zeitschrift, der „Deutschen Revue“, im Mai 1905 einen Krieg zwischen beiden Mächten als eine Notwendigkeit bezeichnen. „Ein solcher Krieg sei zwar ein schweres Unglück, aber ich würde ihn lieber morgen ausbrechen als auf eine Reihe von Jahren verschoben sehen, wenn Deutschland zur See stärker sein wird als wir.“ Die Macht der Presse ist

in England härter als irgendwo, hinter ihr stehen die hervorragendsten Staatsmänner, sie ist auch von großem Einfluß in der gesamten überseeischen Welt. Was mußte es daher für eine Wirkung üben, wenn diese Presse mit den „Times“ an der Spitze Tag für Tag verkündete, Deutschland ist der Feind und sein Bundesgenosse Österreich-Ungarn innerlich zerrissen und unfähig zu jeder ernststen Tat.

Die wenigen Stimmen, die zur Vernunft mahnten, wurden durch das Geschrei der Chauvinisten übertönt und in den Engländern ein maßloser Eigendünkel großgezogen, den wir ja auch schon in ruhigen Zeiten zu spüren bekamen. Deutschland hat durch Jahrzehnte unzählige Beweise seiner Friedensliebe gegeben. „Ich habe mir gelobt,“ sagte Kaiser Wilhelm am 23. März 1905 in Bremen, „auf Grund meiner Erfahrungen aus der Geschichte niemals nach einer öden Welt Herrschaft zu streben, denn was ist aus den sogenannten Weltreichen geworden? Alexander der Große, Napoleon I. und alle die großen Kriegshelden — im Blute haben sie geschwommen und unterjochte Völker zurückgelassen, die beim ersten Augenblick aufgestanden sind und die Reiche zum Zerfall gebracht haben. Das Weltreich, das ich mir geträumt habe, soll darin bestehen, daß vor allem das Deutsche Reich von allen Seiten das unbedingteste Vertrauen als das eines ruhigen, ehrlichen und friedlichen Nachbarn genießen soll, und daß, wenn man dereinst vielleicht von einem deutschen Weltreich oder einer Hohenzollern-Weitherrschaft in der Geschichte reden sollte, sie nicht auf Politik begründet sein soll durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen strebenden Nationen. Kurz ausgedrückt, wie ein großer Dichter sagt: Außenhin begrenzt, das Innere unbegrenzt.“

Getreu seinen oftmaligen Versicherungen war Wilhelm ein edler Friedenskaiser wie Franz Joseph. Beiden wurde das Schwert in die Hand gedrückt. Mutvoll und ernst sind die Krieger der beiden Reiche ausgezogen zur Verteidigung des Vaterlandes. Ob uns der Weltkrieg endgültigen Sieg bringen wird oder Niederlage, die Schuld für alle furchtbaren Folgen trifft das Reich, welchem der Name „das perfide Albion“ mit Recht gebührt. In der englischen Zeitschrift „Saturday Review“ hieß es (1897), daß Englands Gedeihen nur gesichert werden könne, wenn die deutsche Macht vernichtet und die deutsche Einheit gesprengt worden sei. Der Aufsatz schloß mit den Worten: Germaniam esse delendam! — Die Antwort auf diesen Hohn Englands werden die deutschen Waffen nunmehr geben.

Vorherrschen der geschlossenen Form. Selbst das unverwundlich weiterblühende „Marsch — eins“ schien man dort den LandsturMLEuten, wie ich wahrnehmen konnte, nicht ersparen zu wollen. Wenn man damit bloß den Zweck verfolgt, die im harten Daseinskampf steif und ungelenk gewordenen Glieder dem Willen wieder gefügiger zu machen, so ist dagegen wohl nicht viel einzuwenden. Ich nehme auch an, daß dies der Fall ist, und wende daher nichts ein. Fast grotesk mutet das Exerzieren einer Abteilung an, deren Mannschaft noch keine Uniform ausgefaßt hat. Sämtliche in Ungarn üblichen Kleidungsstypen von der Galye bis zum Jaquet sind darin vertreten. Ein angegrauter und verwitterter Proletarier, dem ganzen Typus nach ein Metallarbeiter, führt das Kommando „mit dem Anstand, den er hatte“ und mit der ganzen Energie, als er noch „Lokozugsführer“ bei den Honveds war. Sein „Háttra arcz!“, „Előre arcz!“ schmettert weit hin hörbar über den Platz und seine Zivilisten rufen sich wie einst in der Maienblüte ihrer Jugendkraft. Ist es der Geist des Drills, der hier die Sehnen und die Nerven strafft? Nein, es ist der selbstherrliche, willensmächtige Milizgeist der wehrhaften Masse, der sich jetzt mit elementarer Gewalt in der Armee durchsetzt, und man wird in den nächsten Wochen wieder einmal sehen können, wie gering der Anteil des bloß Mechanisch-Militärischen mit seiner Zwangsdisziplin an den heroischen Leistungen sein wird, die die Armee im Felde vollbringen müssen und die ein bewaffnetes Volk nur vollbringen kann, wenn ein höheres Prinzip seine Reihen lenkt, als das des Zwanges — nämlich das Prinzip der Solidarität.

Der Kampf gegen Rußland scheint, in ganz Ungarn in einem Maße als Volksfest empfunden zu werden, das einfach überraschen muß. Die Stimmung der Truppen ist so, wie wenn die Niederringung der Zarenmacht von jedem als sein eigenes, persönlichstes Interesse empfunden würde. Nicht einen einzigen Mann habe ich gesehen, an den Gedanken an das, was er zurücklassen mußte, zu drücken schien; eine sieghafte oft bis zur Ausgelassenheit sich steigende Fröhlichkeit wirbelt durch diese bis auf die Trittbretter überfüllten Transportzüge, die, mit Blumen, mit Eichenlaub, mit Wimpeln geschmückt, in kurzen Abständen voneinander einherrollen. Die schrecklichen Visionen, die der Gedanke an das bevorstehende heiße Ringen unfehlbar emporsteigen lassen müßte, wollen sich nicht einstellen, solange man in diese lachenden Gesichter schaut, so lange man Hunderte Rappen schwingen sieht, solange das „Elen“ und „Hoch“ so brausend die Luft durchzittert. Es ist, wie wenn an der Grenze irgendwo ein großes Tanzfest vorbereitet würde. Unbegreiflich ist diese Stimmung, unbegreiflich dieser jäh auslösende Wille zum Kampfe in einer Masse, die vor wenigen Wochen noch alle ihre Kämpferinstinkte im Ringen um ein mühseliges, aber friedliches und gewaltloses Dasein auslebte. Die moskowitzische Gefahr hat eine furchtbare Suggestivkraft erwiesen und eine Leidenschaft des Widerstandes und der Abwehr geweckt, die nun, wie ein heißer Sturmhauch Feuer entfachend, durch die Seelen streicht. Welcher Grimm sich nur in all den Inschriften und Kreidezeichnungen, mit denen die WaggonS befrachtet sind, dartut!

Was in Ungarn nicht ins Feld zieht oder schon gezogen ist, also die Frauen, die Jünglinge und die älteren Männer, das lagert jetzt in hellen Haufen bei allen Bahnhöfen, Stationsgebäuden und selbst den Bahnsträngen entlang auf offener Strecke, um die Truppen mit frenetischer Begeisterung zu bejubeln und mit unglaublicher Freigebigkeit zu bewirten. Die Züge fahren durch ein Menschenpalier, das sich über das ganze Ungarland erstreckt, und selbst in der Nacht, wo man schlafen möchte, braust oft noch dumpf aus der Ferne ein Chor von Clieprufen in die WaggonS. Bei Tage aber ist auf den Stationen des Jubels und der Verbrüderungen kein Ende. Tausende von rot-weiß-grünen Fähnlein werden geschwenkt, die Mädchen bringen Blumen und vierblättrigen Klee, die älteren Frauen Brot, Speck, Würste, Milch, Eier — das sind die Liebesgaben der Bäuerinnen. Die städtischen Frauen streben ins Noble und auf einer Station sah ich einige Damen einen gewaltigen Kübel Eiscreme herbeischleppen, der natürlich sehr bald leer war. In einer bäuerlichen Ortschaft waren wohl zweitausend Menschen im Bahnhof versammelt. Man sagte mir, daß die Bewohner von zwanzig umliegenden Gemeinden hier zusammengetreten seien und nun schon eine Woche lang ununterbrochen im Freien lagern, um nur ja alle die

durchfahrenden Truppen bewirten zu können. Selbstverständlich gibt es in jeder größeren Station auch eine Zigeunermusik, und in seltsamer Weise ver-schwißt sich der Rákóczi-Marsch mit dem Kaiserlied, dessen Melodie sich allerdings sehr merkwürdige Verrenkungen gefallen lassen muß.

Es ist gewiß gut so, daß die Völker in solcher Laune dem furchtbarsten Kriege entgegenschauen, der je über die europäische Kultur hereingebrochen ist. Wäre es nicht ein Krieg, der alle ihre Leidenschaften mit in seine Wirbel zieht und ihren eigenen Massenwillen in Bewegung setzt unter dem Zwange der Vorstellung, daß es heilige Güter gegen einen barbarischen Feind zu wahren gilt — sie müßten zu Stein erstarren wie beim Anblick des Gorgonenhauptes.

H u g o S c h u l z.

Wir haben den Genossen Schulz, der der Partei-öffentlichkeit als namhafter Kriegsschriftsteller bekannt ist, als Berichterstatter auf den Kriegsschauplatz entsenden können.

Die Redaktion.

Ein teuflischer Plan.

Zur Vorgeschichte des Weltkrieges.

Japan wird Deutschland den Krieg erklären. So bedeutungslos dieses Ereignis für den Krieg in Europa ist, so grell beleuchtet es die Vorgeschichte des Kesseltreibens gegen Deutschland und Österreich-Ungarn. Bisher glaubte man oder versuchte man wenigstens zu glauben, daß England in den Krieg halb gegen seinen Willen hineingezogen worden sei. Nun sind aber die Schleier gefallen. Das englische Volk, dessen Sympathien auf Seiten Deutschlands und Österreich-Ungarns stehen, ist von seiner Regierung angeführt worden. Nicht Serbien, nicht Rußland hat in erster Linie Schuld an diesem gigantischen Kampf, dem größten, den die Erde je erlebt hat, sondern England. Alles war genau vorbereitet, bis aufs Kleinste berechnet. Verschiedene Anzeichen sprechen dafür, daß schon zu Beginn des Jahres die englische Regierung entschlossen war, den Krieg zu führen.

Man erinnere sich nur genau. Ganz unerwartet kam der Besuch der britischen Mittelmeerflotte in unseren und in deutschen Häfen. Diplomatisch war er vorbereitet und als Zeichen der freundschaftlichen Gesinnung dargestellt worden. Deutschland und Österreich-Ungarn, die beide den Frieden als ihr höchstes Gut schätzten, ergriffen die Gelegenheit, um manche böse Erinnerung zu vergessen und öffneten gastfreundlich die eigenen Kriegshäfen den englischen Schiffen. Damit war der Zweck erreicht. Den englischen Offizieren und Mannschaften war Gelegenheit gegeben, kurz vor Ausbruch des Krieges die Befestigungen, Schiffe und Schiffsbesatzungen ihres Gegners so genau kennen zu lernen, als es bei solchen Besuchen überhaupt möglich ist. Zu jener Zeit, als der Besuch der englischen Schiffe beschlossen war, war in den geheimsten Akten der englischen, französischen und russischen Regierung der Krieg gegen uns eine abgemachte Sache. Aber auch alle Vorbereitungen zum Kriege. Ein schauerliches Bild entrollt sich vor unseren Augen, wenn wir daran denken, daß zur Zeit, als englische Seelenute ahnungslos Freundschaftsgrüße mit deutschen und österreichisch-ungari-

schen tauschten, der Mord an unserem Thronfolgerpaare bereits beschlossene Sache war, um die offenbar mehr Menschen wußten, als man ahnt. Menschen, die den Weltfrieden auf den Lippen trugen und sich als Schiedsrichter Europas aufspielten, als gerechte Richter über Gut und Böse!

Das scheint eine von Empörung beeinflusste Annahme. Sie entspringt ruhiger Überlegung an Hand der Ereignisse und kann erhärtet werden. An die Ermordung des Thronfolgers knüpften sich vielfache Erwartungen unserer Feinde. Sie gehörte unbedingt in die Vorbereitungen zum Kriege mit hinein. In Erzherzog Franz Ferdinand sah ganz Europa, auch England, die Wehrkraft Österreich-Ungarns verkörpert. Man erinnere sich nur, wie schon während der Krisenjahre 1908/09 und 1912/13 die englische Presse ihn als „black horse of Europe“ bezeichnete, als den Mann, der die Völker Österreich-Ungarns zusammenfassen und damit die Absichten Rußlands und seiner Gefolgschaft auf eine Teilung unseres Vaterlandes zuschanden machen wolle und könne. Die Teilung des Habsburgerreiches spielte überhaupt eine große Rolle in der europäischen Politik der letzten Jahre. Man sprach uns das Recht aufs Dasein ab. Nun hoffte man allgemein, daß der Tod des Erzherzog-Thronfolgers der Anstoß zu einem allgemeinen Aufstand der österreichischen und ungarischen Slawen sein würde. Diese Erwartung gründete sich auf die falsche Voraussetzung, daß die Slawen im Habsburgerreiche nichts heißer herbeisehnten, als ihr Volkstum abzuwerfen und im russischen Meere unterzutauchen, daß sie nichts sehnlicher wünschten, als der „russischen Freiheit“, in deren milden Strahlen die Polen, Balten, Finnländer, Ukrainer, Juden und andere Völker seit Jahrhunderten, Jahrhunderten „schwelgten“, teilhaftig zu werden.

Hier aber stimmte die Rechnung wider Erwarten nicht. Die Knete, Sibirien und die Aussicht, daß bei Pogroms die weltlichen Angehörigen geschändet, man selbst verstümmelt und ermordet werde, waren nicht genügende Lockmittel. Auch die Aussicht, daß unter der segensreichen russischen oder serbischen Herrschaft der Meuchelmord offensichtlich zu einer geheiligten Einrichtung erhoben

werden würde, versing nicht. Die Slawen Österreichs und Ungarns erkannten, welch eine entsetzliche Gefahr ihnen von Rußland drohte, sie wandten sich voll Abscheu ab von den Vertretern einer Verbrecherpolitik und griffen zu den Waffen, aber — für Habsburg! Und damit fiel ein Teil der Berechnungen in sich zusammen. Aber die Maschine arbeitete weiter. Die ins Rollen gebrachte Lawine ließ sich nicht mehr aufhalten, obwohl schwache Versuche gemacht wurden. Ein solcher war die Interpellation des Abgeordneten Humbert in der französischen Kammer über die Zustände in der französischen Armee und die Antwort des Kriegsministers Messimy, der vieles zugab, was er nie zugestanden hätte, wenn nicht auch er vom Wunsche besesselt gewesen wäre, das Unglück noch aufzuhalten.

Und England? Ihm ist es vielleicht nicht gar so unangenehm, daß Deutschland und Österreich-Ungarn sich als stärker erweisen, als man erwartete. Dadurch werden Frankreich und Rußland — die Feinde Englands in Vergangenheit und Zukunft — umsomehr geschwächt. Und das kann dem vereinigten Königreich nur angenehm sein. Sein Wunsch wäre eine völlige Niederringung Deutschlands und Österreich-Ungarns bei gleichzeitiger vollkommener Zerrüttung Frankreichs und Rußlands. Das ist das Ziel Englands. Und dies vor Augen hat es selbst mit eingegriffen, um Frankreich und Rußland zu zwingen, durchzuhalten, deshalb hat es gegen den Willen und die Überzeugung des britischen Volkes, gegen dessen Gerechtigkeitsfönn diesen furchtbaren Weltkrieg heraufbeschworen, in dem Treue und Rechlichkeit mit Lüge und Niedertracht ringen. Es ist ein Kampf zwischen dem guten und dem bösen Prinzip und diese Überzeugung muß und wird unsere Kräfte stählen. Mit uns ist das Recht. Und das Recht wird siegen!

Vertrauen.

Gegen Kleinmut und Verzagttheit.

In dem Sturme, der die Monarchie umbraust, sehe ich aufrecht, tapfer und todesmutig die gesamte Wehrmacht, mächtig begeistert, wie die Völker, deren kriegspflichtige jugendliche Blüte nicht bloß, auch deren männlich gereiften älteren Teil sie umfaßt. Diese Worte selbstesten Vertrauens hat der Kaiser in der Dankeserwidlung auf den Geburtstagswunsch des Armees-Oberkommandanten ausgesprochen. Wir lesen sie nicht ohne tiefe Rührung, sie reihen sich würdevoll an die Sätze des ergreifenden Manifestes „An meine Völker“ vom 28. Juli, mit welchem uns die geschichtlich so hochstehende Person des Kaisers menschlich so nahegetreten ist. Der Vater seiner Völker, der Friedensfürst, der nur ihrer Wohlfahrt gelebt, dessen innigstes Sehnen dahinging, den Lebensabend in Frieden beschließen zu können, muß zum Schwerte greifen. Im Vertrauen auf die Völker, auf die Wehrmacht! Und als ob es nicht oft genug gesagt werden könnte, wiederholt es der Kaiser nochmals, besonders feierlich: Ich vertraue Euch! Wir aber, wir wollten kleinmütig werden, weil die ungeduldige Erwartung überwältigender Siegesnachrichten nicht sofort befriedigt wird? Wir begnügten uns nicht mit den täglichen Meldungen, daß da und dort, im Norden wie im Süden, Teile unserer Armee sich wacker gehalten, Angriffe der Feinde kräftig zurückgeschlagen, sie verfolgt, feste feindliche Stützpunkte erobert haben, das ist uns zu wenig, wir verlangen mehr. Jeder Tag soll uns einen neuen großen Sieg bringen. So ist der Mensch, er kann nichts erwarten. Der Österreicher im Besonderen ist ein Kritiker, dem an den Einrichtungen des Vaterlandes gar nichts recht ist. Das zeigt er jetzt wieder. Raum ist die Begeisterung vorüber, möchte man sich die Nerven täglich frisch aufpeitschen lassen, schon des Morgens in neue Erregung versetzt werden und ist enttäuscht, wenn die Kunde von den Geschehnissen ausbleibt, die sich die Phantasie zurechtgelegt hat. Dann kommt die echt österreichische Veranlagung zum Ausbruch, die Neigung zum Kleinmut und der Verzicht auf Selbstkürzung.

Den Tagen des Überschwanges mußten solche der Ernüchterung folgen. Haben wir aber schon vergessen, welch erhebendes Bild das Vaterland geboten hat, als der Ruf des Kriegsherrn erscholl? Ist unser Gedächtnis so

kurz, daß wir nicht mehr wußten, wie sehr wir alle dem Tage entgegenlehten, der den starken Entschluß verkünden sollte, endlich, endlich! Wie es uns damals mit Ungewalt packte, wie es uns aus unseren Herzen emporjubelte, daß wir noch ein Vaterland besitzen, daß dieses lang verkannte, mißachtete Vaterland sich in seiner ganzen Macht und Größe erhob und daß wir Bürger desselben, wir Feinde von gestern, uns heute fanden als treue Söhne des Vaterlandes und gemeinsame Kämpfer für dessen Ehre, Recht und Bestand! Wo einer, ein Erbärmlicher, gegen unser Vaterland den Mund zu öffnen wagte, traf ihn die Strafe aus dem Volke heraus, wie es dem Verräter gebührt. Als dann die Armee ins Feld zog, nicht in ein ungewisses Schicksal, nein! zum Siege — denn wo das heilige Recht, dort muß auch der Sieg sein — erstand in der Heimat eine andere Armee, die der Hilfsbereiten für die Tage der Einkehr derer, die frisch und mit hellen Augen hinausgezogen sind und nun als Blutzengen des Ringens von draußen zurückgebracht werden. Mit den zu Hause gebliebenen Männern — o, wie es viele von ihnen ingrimmig ertragen, daß sie nicht selber das Schwert führen können — steht dem Vaterlande eine Armee von Frauen bereit, die in unermüdlicher Kleinarbeit schaffen und zusammentragen und aufhäufen, die nicht klagen, sondern ihren Schmerz tief in die Herzklammer verschließen, nicht den eigenen Kummer kennen, sondern nur das sie drängende Gefühl, helfen zu sollen, allen, die der Hilfe bedürfen. Führer wahr, die große Zeit hat kein kleines Geschlecht gefunden! Darum ist kleinmütiges Jagen der überflüssigsten Geselle im Hause, also fort mit ihm! Wenn der Österreicher, allen voran wir Deutsche, jemals Ursache gehabt, das Haupt stolz zu erheben, jetzt ist's an der Zeit. Die deutschen Brüder von Sieg zu Sieg eilend und unsere Wehrmacht aufrecht, tapfer, todesmutig! Mag auch lange Ungebuld uns quälen, denken wir an des Kaisers Wort und sein Vertrauen in die Wehrmacht, sein Vertrauen in uns alle wird uns unzerstörbare Zuversicht geben. „Mir ist nicht bang um meine Seele — Steh' ich zu Kaiser und zu Reich!“ hat Walter von der Vogelweide vor siebenhundert Jahren gerufen. Gilt das nicht noch heute?

Schmitt, Hugo

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 239

TAG: 29. 8. 1914, 2f.

Der erfolgreiche Grenzschutz.

(Bericht unseres Kriegskorrespondenten im Kriegspressequartier.)

— 24. August.

Die bisher durchgängig erfolgreichen Kämpfe längs der galizischen Grenze östlich der Weichsel haben das Gespenst eines großartigen russischen Reitereinfalles zum Zwecke der Störung oder wenigstens teilweisen Behinderung des Aufmarsches unserer Armeen endgültig gebannt. Noch ist keine volle Uebersicht zu gewinnen, aber völlig außer Zweifel steht die Tatsache, daß der den Aufmarsch verschleiernde Grenzschutz in Abwehr und Angriff ganz Hervorragendes geleistet hat. Um diese Leistung richtig zu würdigen, muß man sich zunächst ihrer Schwierigkeit bewußt werden, die vor allem in der sehr bedeutenden Ausdehnung der in Betracht kommenden Grenzen begründet ist. Das in der Strategie sonst verpönte Kordonssystem ist in diesem Falle der selbstverständliche Notbehelf und es ist unvermeidlich, daß sich die Grenzschutztruppen in ganz kleinen, miteinander nur lose verbundenen Gruppen über die ungeheuer lange Front verteilen müssen. Die Hauptmasse der Grenzsicherungstruppen bildet der aufgebotene Landsturm der nächstliegenden Gebiete; ihr Rückgrat bilden Gendarmerie- und Finanzwachabteilungen nebst kleineren Kavallerie- und Infanteriedetachements, die aus dem Aufmarschraum an die besonders bedrohten Punkte gesendet werden. Obgleich nun die Russen an mehreren Punkten sehr ernstliche Versuche gemacht haben, mit größeren Kavalleriekörpern auf galizischen Boden durchzubrechen, ist ihnen das nirgends so geglückt, daß sie wirklich Fuß fassen können. Besonders abgesehen hatten sie es auf das Gebiet von Sokal, dessen geographische Lage die besondere Anziehungskraft, die es auf die russischen Reitermassen übt, leicht erklärt. Dieser Grenzdistrikt bildet einen auspringenden Winkel, der tief in das Feindesland hineinragt und, so weit das Auge reicht, eine trostlose Ebene ohne den geringsten natürlichen Geländeschutz ist. Die Gegend verschwindet mit den angrenzenden feindlichen Gebieten förmlich in eins und man hat wohl bei uns von vornherein damit gerechnet, daß wenigstens für einen Teil des Sokalbezirkes die russische Kavallerieinvasion unvermeidlich sein werde. Dennoch haben die vorhandenen schwachen Kräfte hingereicht, die bereits eingedrungenen russischen Kavalleriekörper, die dort ein ideales Feld der Betätigung zu haben schienen, wieder hinauszuerwerfen.

Es geschah das insbesondere durch das sehr ernste Gefecht bei Kamionka-Strumilowa, das am 21. August stattfand und dessen Verlauf ich bereits telegraphisch skizziert habe. Es war eine vollständige russische Kavalleriedivision, die in breiter Front gegen den Raum Kamionka-Turynka anritt. Den ersten Widerstand organisierte der zufällig in Kamionka anwesende Hauptmann Gebauer, indem er die Mannschaft einer Trainkolonne, etwa hundert Mann, und eine kleine Landsturmadteilung um sich versammelte. Diese winzige Schar improvisierte in aller Eile eine Verteidigungsstellung, die sie im hitzigen Feuergefecht von sechs Uhr früh bis Mittag gegen ein ganzes russisches Kavallerieregiment hielt. Die kleine Truppe erwies eine außerordentliche Widerstandskraft und behauptete sich noch zähe, als bereits fast jeder dritte Mann tot oder verwundet den Rasen bedeckte. Die Russen verloren im Kampfe mit diesen opfermutigen Helden acht Offiziere und mindestens hundertfünfzig Mann. Als eben das zweite Regiment dieser russischen Kavalleriebrigade in Sicht kam, erhielten auch die Verteidiger von Kamionka die ersuchte Unterstützung durch Kavallerie, Landsturm und Uhlanen. Die Uhlanen attackierten sofort den Gegner mit kühner Schneid, und die Russen, die schon vom Infanteriefeuer genug zu haben schienen, hielten nun nicht lange stand. Nun wendeten sich unsere Truppen im raschen Tempo ostwärts gegen Turynka, von wo inzwischen das Eintreffen der anderen russischen Kavalleriebrigade gemeldet worden war. Sie räumte nach kurzem Gefecht unter Zurücklassung vieler Toter, Verwundeter und Gefangener in wilder Flucht das Kampffeld. Wie groß die Verluste der Russen gewesen sein müssen, geht daraus hervor, daß ihre beiden Brigadegenerale fielen. Der eine, Generalmajor Wannonowski, Sohn eines früheren russischen Kriegsministers, lebte noch, als man ihn aufsaß. Er wurde

asch nach Lemberg gebracht und operiert, starb aber wenige Stunden später. In diesem Kampfe, aber auch in allen anderen Grenzgefechten hat sich der Landsturm besonders hervorgetan und drastische Beweise geliefert, wie wenig die Entwöhnung vom Kasernendrill der Wehrkraft eines Volkes Eintrag tut, wenn ein starker Milizengeist in ihm lebendig ist.

Sehr rühmend hervorgehoben werden auch die Leistungen unserer Kavallerie, die an vielen Stellen westlich der Weichsel bereits tief in das Feindesland eingedrungen ist, und deren Aktionen, was den Erfolg betrifft, das umgekehrte Bild der russischen bieten. Die Landwehrkavalleristen sollen dabei an Schneid und Initiative in keiner Weise zurückstehen. Bei einem der Aufklärungskämpfe in Kongreßpolen, an denen auch ein kleines Detachement der Deutschmeister teilnahm, fiel Oberst Holzhausen, der seine Leute ins Gefecht begleitet hatte. Der Weg führte durch waldiges Gelände, das die Deutschmeister scherzend und singend durchstreiften. Aus einem Verhau fielen Schüsse. Oberst Holzhausen meinte wegwerfend: „Ah was, die Kerle treffen ohnehin nicht!“ und blieb zu Pferde. Da traf ihn ein Schuß in die Kehle und er starb binnen wenigen Minuten.

In ihrer Aufklärungsarbeit wird die Kavallerie von der Luftschiffahrt und Aviatik mit überraschend günstigem Erfolg unterstützt. Besonders wichtige Ergebnisse soll die bereits gemeldete zwölfstündige Fahrt des „Schütte-Lanz“ gehabt haben. Der Ballon hatte eine Anzahl deutscher Offiziere an Bord, die scharf auslugten und kaltblütig durch das feindliche Feuer steuerten. In der Gegend von Lublin geriet der Ballon in ein förmliches Kreuzfeuer von Infanterie und Artillerie. Die Artilleriegeschosse schienen insgesamt in weiter Ferne zu explodieren, dennoch wurde später in der Gondel ein Sprengstück gefunden. Von den Infanteriegeschossen traf etwa ein Viertelhundert und durchschlug einige der hinteren Zellen. Auch an die Gondel schlugen einige Geschosse, aber kaum noch mit der Kraft, mit der Erbsen auf die Tonne fallen. Immerhin ist es merkwürdig, daß Infanteriegeschosse 2000 Meter hoch gehen können. Der Schaden, den sie angerichtet hatten, wurde übrigens zum Teile noch während der Fahrt ausgebessert und der Ballon kam mit geringem Gasverlust im österreichischen Hauptquartier an, um am nächsten Morgen seine Rückfahrt nach Schlesien fortzusetzen.

S u g o S c h u l z.

Frohe und bange Stunden.

Die größten Schlachten seit Menschengedenken.

Der Siegeslauf des deutschen Heeres in Belgien und Frankreich ist nicht mehr aufzuhalten. Nach zweitägiger Schlacht über eine Front von 450 Kilometer Ausdehnung haben die Deutschen alle ihre Gegner geschlagen, die Franzosen, die Belgier und die Engländer. Nur mehr 130 Kilometer sind nach Paris, kaum 10 Tagemärsche. Das ist die größte Leistung, die je ein Volk in Waffen vollbracht hat, und daß es gerade das deutsche Volk ist, das diese Wunder an Tapferkeit, an Kraft und geistiger Überlegenheit schuf, das erfüllt uns mit ungeheurem Stolz. Daß aber unter den fliehenden Heereskörpern der französischen Armee das Hilfskorps der anmaßenden, tückischen Engländer zu finden ist, daß die Truppen des Landes mit zersprengt und zerstampft werden, dessen Regierung den niedersten Verrat an Volkstum, an verwandtschaftlichem Blute, an allem, was Gesittung und Menschlichkeit heißt, begangen hat, das erfüllt uns mit innerlicher Befriedigung. Dieses Gefühl brauchen wir uns wahrhaftig nicht zu schämen. Eduard VII. war es, der mit seinem unzertrennlichen Freunde und Berater Nicolson, dem ständigen Sekretär des Auswärtigen Amtes in London, den teuflischen Plan ausgeheckt hat, die aufstrebende Weltmacht der Deutschen einzukreisen und zu vernichten. Nach seinem Tode ist an diesem Netz weiter gesponnen worden ohne Unterlaß bis zum heutigen Tage. Für 1916 war der große Schlag geplant, der Deutschland und das auf deutscher Grundlage ruhende Österreich-Ungarn hätte vernichten sollen. Und wer weiß, was bis dahin die Tücke und Falschheit der Feinde nicht alles zuwege gebracht hätte, wenn nicht die deutsche Faust mit scharfem Schwert dazwischengefahren und alle die Maschen und Stricke mit wuchtigen Hieben zerschnitten hätte?!

Und nun erlebt die Welt das blutige Bild der deutschen Kraft und Stärke. Franzosen, Engländer und Belgier, sie alle zusammen kehren geschlagen nach Paris zurück, von wo sie zur Vernich-

tung des Deutschen Reiches auszogen. Hinter ihnen drein setzt und heßt die deutsche Armee, meldet mit lakonischer Kürze Sieg und Sieg und bricht die für uneinnehmbar gehaltenen Festungen wie altes Eisen, wie morsches Holz und Mauerwerk. Wie lange noch wird dauern, und dieselbe murrende Klage, die Belgiens Volk gegen seine Regierenden erhebt, wird in Paris ertönen und in London hallendes Echo finden! Wie lange noch und die Völker im Ost und West werden sich gegen die erheben, die diesen Krieg erdacht, die ihn seit Jahren vorbereitet haben und die nun den blutigen Lohn ihrer Tücke und Hinterlist ernten!

Auf Frankreichs blutgebüngten Schlachtfeldern hat sich schon heute der Spruch erfüllt: An deutschem Wesen wird die Welt genesen. Ein Spruch, der auch für die Kämpfe des Ostens gilt. Dort stehen unsere braven Armeen seit drei Tagen im heißen Kampfe mit den Russen. Nahezu 500 Kilometer dehnt sich die Schlachtlinie, ein Riesenkampf, wie ihn die Welt noch nie gesehen, noch nie erlebt hat. Die Mitte des österreichischen Heeres und der linke Flügel sind bereits siegreich vorgedrungen, der rechte wird folgen, denn dort stehen unsere braven Landsleute, die die schwerste Aufgabe zu vollbringen haben. Dort stehen Deutsche als Kerntruppen und die weichen nimmer, mag es auch noch so heiß hergehen, mag auch der Feind noch so stark sein. Wie im Frieden immer die Deutschen das Rückgrat dieses Staates waren, so sind sie es auch jetzt in allen Schlachten, in allen Kämpfen. Auf sie können wir und die, die mit ihnen gegen den übermächtigen Feind kämpfen, ruhig vertrauen. Sie werden siegen, sie müssen siegen, wie ihre Brüder drüben in Frankreich. Noch einige bange Stunden und der Draht wird der Freudenbotschaft aus dem Westen die aus dem Osten folgen lassen. Das ersuchen wir heiß und darauf vertrauen wir. Dann ist das schwerste Stück Arbeit vollbracht, der erste große und entscheidende Erfolg errungen, der allen anderen die Tore ins Siegerland öffnet.

Niemals aber sollen wir — und andere vergessen, was die deutschen Helden im Westen geleistet und was sie im Osten noch zu leisten haben. Der Bündnisgedanke zwischen dem Deutschen Reich und uns wird jetzt mit Blut geschrieben und in Erz gehauen. Aber der Kern dieses Gedankens ist das gemeinsame Blut, das uns Deutsche dieses Reiches mit den Brüdern im Reich verbindet, das Blut, das jetzt in Strömen fließt, um Kaiser und Reich zu schützen und die Welt genesen zu machen. Das ist ein Werk, das für Ewigkeiten steht und an dem sich niemand mehr versündigen darf.

Die reisende Entscheidung.

Wien, 29. August.

Vier Tage tobt die Schlacht. Nur ein Satz ist es, darein das Oberkommando der österreichisch-ungarischen Heere die Kampflage zusammenfaßt; aber was an gewaltigem Ernst, an weltgeschichtlicher Bedeutung schließen diese wenigen Worte ein! Das große Ringen ist noch nicht zur Entscheidung herangereift! Und diese Entscheidung gegen die Scharen des Despotenreiches ist es, die wir mit leidenschaftlich erregten Sinnen herbeisehnen! O, daß sie viele, daß sie zermalmend niederbräche auf das Moskowitertum, das dieses blutigen Weltkrieges erste und letzte Ursache ist! Der Tod ummittert unsere Brüder, die in dieser Schlacht, deren Umfang und Schwere ohne Beispiel in der Geschichte ist, stehen und kämpfen; und wie bei jeder Wendung des gewaltigen Schicksalsdramas, das die Welt erschüttert, denken wir auch hier mit schmerzlichem Bangen der Opfer, die das blutige Ringen von allen kämpfenden Völkern heischt. Aber dessen sind wir gewiß: unser aller Jugend kämpft dort als die Vorhut der europäischen Kultur, ist die Wache Europas gegen den Einbruch des asiatischen Jazismus in Europas geistige Entwicklung! O, daß sie reifte, die Entscheidung, und daß sich das Wort des Dichters erfüllte:

Das ist die letzte Schlacht,

Die der Osten gegen den Westen wagt

Um den Sieg und um die Macht!

Das ist der Knechtschaft letztes Verenden!

Das ist, wie noch nie ein Würfel fiel,

Aus der Könige kalten, bebenden Händen

Der letzte Wurf in dem alten Spiel!

Schmerz bewegt hören wir in dem Manifest der neuen französischen Regierung die jubelnde Hoffnung erklingen, daß „unsere verbündeten Russen auf die Hauptstadt Deutschlands marschieren“. Nach der Niederlage, die gerade heute den Zarenheeren in Ostpreußen bereitet wurde, erscheint die Hoffnung, daß die Rosafenpferde in absehbarer Zeit in der Spree getränkt werden, mehr als eitel, und das Berlin von Angst beherrscht zu werden he-

ginnt“, ist gerade nicht zu sehen. Aber wie sollen wir nicht erschüttert sein, da wir das Volk der Franzosen, dieses Volk, das an der Befreiung des Menschengeschlechts von Banden und Fesseln einen so großen Anteil hat, das zu der geistigen Entfaltung der Menschheit so vieles beigetragen hat, von den Knechtscharen des Moskowitertums als von unseren Russen reden hören! Von einem Volke, das in schwerer Not ist, kann man die unbefangene Abschätzung der europäischen Notwendigkeiten, der zivilisatorischen Bedingungen nicht erwarten; aber welches namenlose Unglück würde über alle Kulturvölker Europas hereinbrechen, wenn sich die zusammengeballte Masse, über die der Zar herrscht und die blind und stumm seinen Befehlen gehorchen muß, über Deutschland ergießen, wenn sie wirklich in des deutschen Reiches Hauptstadt einmarschieren würde! Das wäre die Aufrichtung der russischen Oberherrschaft über das ganze Festland; das wäre die Erhebung des blut- und beutegierigen Jazismus zum Gebieter über alle Völker Europas! Denn die furchtbare Gefahr des Jazismus für alle Nationen quillt ebenso aus dem asiatischen Wesen des Despotenstaates, das von dem oberflächlichen Firnis unberührt geblieben ist, wie aus der alle Staatenmaßstäbe verschlingenden Größe der Zarenwelt, die Europa allmählich zu einem Anhängsel Asiens herabwürdigen muß. Seit Jahrhunderten frist der Jazismus Erde und Menschen, und gemäß seiner inneren Struktur kann der Despotenstaat niemals anders als gewalttätig und habgierig sein. Ein einfacher Blick auf die europäische Landkarte läßt schon die ungeheure Gefahr des jazischen Weltreiches erkennen. Auf einem vergleichsweise kleinen Teile dieses Erdteils drängen sich die Völker, deren Geistesarbeit die Größe und der Reichtum der europäischen Kultur zu danken ist. Und wie eine Gewitterwolke, in der sich ein unabwendbares Schicksal birgt, hängt über ihnen die vorgeschobene Asienmacht, die, wenn sie nicht einmal mit gewaltiger Kraft zurückgeworfen wird, auf sie alle niederprasseln würde, die alle bedroht und alle sich untertänig machen will! Des Moskowiter Raub- und Beutegier muß zurückgeschlagen werden, damit endlich Europas Völker von dem Alp, der ihre friedlich-kulturelle Entwicklung hemmt, befreit werden und Raum gewinnen für die Arbeit, die das Geschlecht der Menschen aufwärts und vorwärts führt, ins lichte Reich der Freiheit und Gerechtigkeit führt. Den Todfeind unserer Kultur gilt es zu schlagen und niederzuwerfen!

O, daß die Entscheidung reifte und daß sie käme, die aus der Tiefe unserer Seele wir alle ersehnen. Denn sie wäre nicht minder die Befreiung des russischen Volkes vom Joche des Jazismus, und sondern

würde sich dann in Rußland, was zur Knechtschaft hält und was zur Freiheit strebt. Aufatmen würde der russische Arbeiter, der russische Bauer, wenn er aufhörte, in des Despoten „kalten, bebenden Händen“ ein bloßer Wurf zu sein. Die Gräber der vom Zarismus Gefolterten und Gemordeten öffnen sich und seiner Opfer unübersehbare Schar sammelt sich zur Vergeltung heischenden Klage und Anklage. Was lebensfähig ist in Rußland, was nach Freiheit lechzt, was den Aufstieg des Menschengeschlechts in einträchtiger Solidarität der Völker anstrebt, das stimmt in das leidenschaftliche Hoffen auf die reisende Entscheidung ein, die den Zarismus im Herzen trifft und sein Rückgrat für immer zerbricht.

Flucht eines Grazers von Petersburg nach Österreich.

Von einem Grazer, der als Ingenieur in den Soda-Werken in Petersburg beschäftigt war, ist an seine hier lebenden Angehörigen ein Schreiben eingelaufen, in dem er seine Erlebnisse in Rußland nach dem Kriegsausbruch schildert. Den fesselnden Ausführungen entnehmen wir folgende Einzelheiten:

Als der Krieg mit Serbien ausbrach, dachte ich mir, ich werde einrücken müssen. Ich ging auf unser Konsulat, um mich wegen der Einberufung zu erkundigen. Dort sagte man mir, ich soll nur ruhig warten, bis ich die Einberufung bekomme. Ich beantragte dann bei meinem Vorgesetzten, einem Oberingenieur, daß wir Österreicher alle gleich fortgehen sollen. Er gab uns aber den Auftrag, zu bleiben. Da ich in den Werkstätten sehr viel zu tun hatte, war es mir nicht möglich, meinen Paß zu holen. Während dieser Zeit brach der schreckliche Ausstand aus. In Petersburg streikten nicht weniger als 135.000 Arbeiter. Auf allen Straßen, besonders in den Vororten sah man nichts als Polizei, gehetzte Menschen, Schüsse fielen, Steinbombardements, Rasen, Barrikaden und Kämpfe. In einer Nacht brannten von unseren Werken mehrere Werkstätten nieder. Der Schaden beträgt Millionen. Das Feuer war wahrscheinlich gelegt. Die Lage war furchtbar. Sofort kam von der Werkdirektion der Befehl, daß alle Ausländer im Werke aus diesem heraus müssen. So war es auch bei allen anderen Werken, wo die meisten Beamten und Direktoren Reichsdeutsche oder Österreicher waren. Wir, darunter viele mit Familie, mußten alles im Stiche lassen und in die innere Stadt flüchten. Es war dies am 1. August. Ich sah keine Möglichkeit mehr, aus Rußland herauszukommen. Rußland mobilisierte und hatte den Bahnen jeden Verkehr unterbunden. Viele Ausländer, die schon auf der Flucht waren, wurden unterwegs auswaggoniert und haben, weiß Gott was für ein Schicksal gefunden. Mittlerweile wartete ich in der Stadt, ließ wie ein gehetztes Wild herum und versuchte, bei der Polizei einen Auslandspaß zu erhalten. Ich beeilte mich, auf dem Konsulat die Bestätigung meiner Meldung zu erhalten, um nicht in Österreich als fahnenflüchtig behandelt zu werden. In der Reichsbank stand ich stundenlang, um Papiergeld gegen Gold umzutauschen. Unterdessen spielten sich auf der Straße die ungeheuerlichsten Kundgebungen ab, die sich gegen Deutschland und Österreich richteten. Den Mund durfte man nicht aufmachen, um nicht verprügelt zu werden. Ich sah die Demolierung unserer Botschaft, die Vernichtung deutscher Geschäfte. Es war gräßlich... Ich wußte nur, daß die einzige Möglichkeit, aus Rußland herauszukommen, die war, mit dem Botschaftszug zu fahren.

Um 11 Uhr nachts erfuhr ich von der Österreichischen Kriegserklärung und drei Stunden später, daß der Botschaftszug in der Früh wegfahren werde. Ich ließ alle meine Sachen im Stiche, nahm nur eine Aktentasche mit etwas Wäsche und eilte nach dem Bahnhof. Dort lauerte ich, bis sich einige Beamte von der Botschaft zeigten. Durch diese fand ich den Zug, in den ich rasch hineinstieg. Nach zehnstündiger Fahrt entdeckte man mich als blinden Fahrgast. Alle anderen Leute waren von der Botschaft und vom Konsulat, sowie solche, die sich zur Heimfahrt angemeldet hatten. Alle meinten, daß ich an der Grenze in Kriegsgefangenschaft genommen werden würde. Untertweg gelang es aber, mich in die Liste der Mitreisenden hineinzuschmuggeln. Die russische Polizei, die im Zuge mitfuhr, wurde gründlich bestochen. (In Rußland ja selbstverständlich! Num. d. Schriftleitung), so daß man an der Grenze von der Passrevision Abstand nahm. Zwei Tage waren wir durch Finnland gefahren, stets bei verhängten Fenstern. Dann folgte ein Nachtmarsch zur schwedischen Grenze. Hierauf ging's über Schweden zum baltischen Meer. Alle Flüchtlinge jubelten, als sie den russischen Boden nicht mehr unter den Füßen fühlten. In Schweden wurden wir überall sehr lieb aufgenommen. Nun ging's über Stralsund nach Berlin. In Deutschland waren alle Bäume überfällt, die Mobilisierung war im Zuge. Nach zehn Tagen kam ich nach Oberberg. Während dieser Zeit hatte ich nur dreimal in einem Bette geschlafen, sonst immer im Waggon. In Oberberg, auf österreichischem Boden, erwartete mich eine große Enttäuschung: Beim Verlassen des Zuges wurde ich von der Grenzpolizei verhaftet und mußte über Nacht im Arrest bleiben, ohne zu wissen, warum. Am nächsten Tage wurde ich mit drei anderen Österreichern, einem Italiener und einem Fräulein nach Krakau unter Gendarmierbegleitung eingeliefert. Bei der Einlieferung waren meine ganzen Papiere verloren gegangen. Die Nachforschungen ergaben, daß sie in Oberberg bei der Polizei liegen geblieben waren, darunter mein österreichischer Auslandspaß. Nach eintägiger Haft wurde ich zum Militär entlassen. Dort fand ich wieder eine mitfühlende Seele, einen Feuerwerker, der mir sagte, daß er mir glaube, daß ich nicht fahnenflüchtig sei. Ich durfte mich frei in der Stadt bewegen und benutzte nun die Gelegenheit, mich gründlich auszuschlafen nach all den vielen Unannehmlichkeiten auf der Flucht von Petersburg nach Österreich.

Der Krieg.

Eine Sonntagspredigt.

Es ist der größte, den die österreichisch-ungarische Monarchie je zu führen hatte, zugleich der erste, bei welchem die allgemeine Wehrpflicht mit allen Begleiterscheinungen die Völker unseres Staates trifft. Was es heißt, wenn das ganze Volk in Waffen steht und alles, was wir sind und haben, den Kriegszwecken untergeordnet wird, kommt uns zum erstenmale voll und ganz zum Bewußtsein. Von den Palästen der Hauptstädte, bis zum fernsten Dorf der Pustta und der hochgelegenen Alm unserer Alpen sind die Menschen vor eine neue übermächtige Gewalt gestellt, die sie über alle Privatinteressen hinweg zu unentzinnbarem Gehorsam zwingt und einem einzigen Zwecke unterordnet: der Verteidigung des Vaterlandes! Glückselig jene, welche die Waffe in der Hand, das Höchste geben können, was sie besitzen — sich selbst. Diese erlangen, sobald der Ausmarsch begonnen, das seelische Gleichgewicht angesichts der einfachen, selbstverständlichen Pflichterfüllung, der sie entgegengehen.

Aber die Zurückbleibenden — wenn nicht das Alter sie gelehrt hat, alles, was das Leben mit sich bringt, mit Ruhe zu betrachten — namentlich aber Eltern, Frauen und Kinder der im Felde stehenden Männer, können oft nicht zur Ruhe kommen in ihrer Herzensangst und machen dadurch sich und den im Felde stehenden Lieben das Herz schwer. Und diesen möchte ich Erleichterung schaffen, indem ich ihnen zurufe: Jammert nicht über den Krieg! Oder müßte nicht jeder gute Österreicher und Reichsdeutsche ihn mit Jubel begrüßen? Hat es doch in dem Jahrhundert, das seit dem Tode des von Cäsarenwahn sinn erfaßten Korfen verfloßen ist, keinen Krieg gegeben, der notwendiger war für die Existenz der Völker beider mitteleuropäischer Kaiserreiche als dieser. Was sollte aus ihnen werden, wenn wir noch weiter zusehen hätten, wie asiatische Brutalität der Russen, vereint mit dem Größenwahn der Lust auf der absteigenden Bahn befindlichen Franzosen und dem sich hinter frömmelnder Heuchelei bergenden schamlosen Geldhunger der Briten noch weiter Mitteleuropa die Existenzbedingungen abschneiden? Dieser Krieg mußte ausgefochten werden, so wahr als wir unseren Enkeln die Möglichkeit sichern wollten, freie Menschen zu bleiben und in friedlicher Arbeit der Segnungen unserer alten Kultur teilhaftig zu werden.

Also jammert nicht über den Krieg! Und helfe jeder nach seinem Vermögen dazu, daß er erfolgreich sei! Denn die Opfer, die uns und unseren kampfschähigen Kindern an Geld und Gut, an körperlichem und seelischem Leid, an Blut und Thränen aus diesem Kriege erwachsen, werden für die heute noch unmündigen Kinder

und Enkel eine Zeit gesicherten Friedens und damit reiche Saat von Arbeit und Erwerb bringen und ihr Leben schöner gestalten, indem es ihnen wieder möglich sein wird, im Frieden sich der Natur unserer schönen Heimat zu erfreuen und aller der Genüsse teilhaftig zu werden, welche die Werke des Friedens, Künste und Wissenschaften bieten.

Man hört jetzt oft sagen, daß wir „in einer großen Zeit leben.“ Wohl! Zeiget, daß Ihr dieser Zeit würdig seid! Eine große Zeit braucht große Menschen, solche, die nicht jedes Ungemach und jeden Schmerz, der sie trifft, bloß unter dem kleinlichen Gesichtswinkel des Persönlichen empfinden können. Jeder Schlag, der uns trifft, gilt der Gesamtheit, und die Frage an das Schicksal, die man so oft von Kleinmütigen hört: „Warum mußte dies gerade mich treffen?“ macht Euch noch unglücklicher, als Ihr seid und ist nicht berechtigt. Denn, das was wir Unglück nennen, kommt auch im tiefsten Frieden vor und es gibt keinen Schicksalsschlag, der so groß ist, daß nicht jeder eifrige Zeitungsleser ein Duzend Fälle anführen könnte, die noch viel härter Leib und Seele anderer Menschen getroffen hätten.

Seid groß und Hart! Die Klage nützt nichts, zermürbt bloß Euer Herz und das Eurer Angehörigen, während die stille Ergebung in das Bewußtsein, daß man dem Vaterlande und dessen kommenden Generationen seine Opfer dargebracht hat, beruhigt und erhebend auf Eure Umgebung wirkt. Sehet Ihr in dieser Weise den Krieg und seine Schrecken an, dann erhöht Ihr Euch selbst und Ihr empfindet es, daß der große Krieg auch die Menschen größer macht und auch schon dadurch Gutes schafft. Wer die Geschichte Deutschlands kennt, weiß, daß aus der tiefsten Demütigung Deutschlands vor hundert Jahren und der entsagungsvollen Rückkehr zu größter Einfachheit und Zucht der Lebensführung allein jene Stufe von Tüchtigkeit und unbedingter Disziplin erwuchs, auf welcher heute das deutsche Heer steht.

So wolle auch unserem Vaterlande eine neue Blüte aus blutgetränkten Schlachtfeldern erstehen, eine kernige Wehr des Vaterlandes, das wir uns „neu erkämpfen, um es zu besitzen.“ Dann werden spätere Geschlechter sagen, daß auch dieser Krieg sein Gutes hatte und die vollserziehlige Wirkung desselben werden zweifellos schon unsere Kinder und Enkel empfinden und dankbar der Generation gedenken, die kein Opfer scheute, um ihn auszufechten, bis zu einem glücklichen Ende!

Bruck, 2.9.14

Kriegsbriebe aus Deutschland.

Die „Tagespost“, die als einziges südbösterreichisches Blatt, wie amtlich festgestellt, einen Sonderberichterstatter auf dem galizischen Kriegsschauplatz besitzt, hat nunmehr im Einvernehmen mit mehreren reichsdeutschen Tageszeitungen auch für den deutsch-französischen und den deutsch-russischen Kriegsschauplatz je einen eigenen Sonderberichterstatter mit Genehmigung des Deutschen Generalstabes gewonnen. Jeder der Berichte muß vor Absendung dem Deutschen Großen Generalstab vorgelegt werden, der die Genehmigung zum unveränderten Abdruck erteilt. Da die Genehmigung nur für den einmaligen Abdruck gilt, ist jeder Nachdruck dieser Berichte verboten. Es folgt nun der

1. Kriegsbrief aus dem Osten.

Genehmigung zur Veröffentlichung erteilt am 24. August 1914. Im Auftrage des Chefs des Generalstabes des Feldheeres. Gen. Werrner, Hauptmann im Großen Generalstab.

Die Nacht an der Ostgrenze.

Von unserem zur preussischen Ostarmee entsandten Kriegskorrespondenten.

.... 24. August.

Unsere kleinen sibirischen Pferde treten die Wachen der mächtigen Brücke. Der Posten gibt uns unsere Legitimation als Kriegsberichterstatter zurück, das eiserne Tor öffnet sich, wir fahren über den sommerlich klagen Strom. Durch das schwere Gitterwerk des fünfzölligen Eisens sehen wir die kleine preussische Stadt, die uns Quartier gibt. Die roten Ziegelscheibentanten mit den Anlehnungen an den Marienburger Stil räkeln sich in der warmen Spätsommerjonne.

In zehn Minuten haben wir die Brücke, die eine der größten Spannweiten Europas hat, überfahren, an ihrem Kopf sind mächtige Drahtverhaue, die aber noch verstärkt werden. Ein Beet von hohen, spitzen Eisenstäben, die miteinander in allen Richtungen durch starken Stacheldraht verbunden sind. Beete, die voll blutiger Rosen blühen würden, wenn die Russen versuchen wollten, hier weiterzubringen.

Es gibt Leute, die das glauben. Man kann ihnen nur immer wieder versichern, daß unsere Grenzschutz besteht, daß einmal vielleicht ein Vorstoß den Feind auf Weilen in das Land hinein trägt, daß dies aber Episoden seien. Unbedingt. Sie zeigen auf die Flüchtlinge auf den Bahnhöfen, auf die Hunderte, die in offenen Wagen von Jasterburg und Gumbinnen her ihr bißchen Habe und ihr Leben westwärts retten. Natürlich, wenn die Russen gegen Gumbinnen rücken,

werden ein paar Hundert mittelbar betroffen, und ein paar Tausend warten das Betroffenwerden erst gar nicht ab, und so füllen sich die Wagen und so fährt die Furcht ins Land. Die Ereignisse werden sie schnell vertreiben. Die Kunde von dem Erfolg bei Gumbinnen, bei dem 8000 Russen gefangen wurden, fliegt schneller durch Ost- und Westpreußen, als die paar Eisenbahnwagen mit flüchtenden Menschen...

Die Provinzstraße (früher sagte man Chaussee), auf der wir fahren, führt durch fruchtbares Land. Die Ernte kam bei dem herrlichen Wetter prächtig herein, die Zuckerrüben scheinen famos zu stehen. Überall graszt Vieh, auf den Koppelchen sieht man Fohlen und junge Stierkälber herumtollen. Die Ebereschen an der Straße leuchten dunkelrot. Es ist ein Bild so tiefen Spätsommerfriedens, daß man den Gedanken, daß in gar nicht zu weiter Ferne Reiter blutend vom Pferde stürzen, Infanteriekolonnen stumm und trau Stundenlang im Feuer stehen, daß man diese sorgenden Gedanken wie fremde Gäste nicht recht nahe kommen läßt.

Die Pferde gehen in gleichmäßigem Trabe, der Wagen wiegt leicht in den Federn. Nach der Spannung Berlins, dem unsäglichem Eindruck, den die gewandelte und geänderte Stadt machte, nach dem Trubel der Ereignisse und dem Herzschlag der Millionen, faßt mich dieses stille Land, diese heilige deutsche Ostmark, mit überstarken Händen. Es war eine Freude, durch Deutschland zu fahren in dieser dreißigstündigen Eisenbahnfahrt bis zu unserm Standquartier, aber hier auf den Wegen nahe dem unerbittlichen Schlachtenernst, spricht das Land noch anders, noch eindringlicher.

Die paar älteren Männer vor den Türen der Bauernhäuser grüßen bedächtig mit fragenden Augen. Wenn der Wagen langsamer fährt, fragen sie. Man darf ja als Antwort nur die Achseln zucken. „Mein Junge war bei Soldau“. Der Stolz leuchtet aus den alten Augen. Ein anderer spricht von dem Massengrab der zweitausend gefallenen Russen. Er hat's gesehen. Erfreulich war's nicht, man mußte Chlorkalk nehmen. „Bei dem schönen, heißen Erntewetter“.

Die alte Ordensfeste taucht auf. Trupps von Soldaten begegnen uns, lauter Reservente, jung meist, blutjunge Kerlchen darunter, in der famosen Husarenuniform. Ost hängt ein Mädel am Arm. Der Abschied steht ja schon vor der Türe. Ein paar Gefreite haben sich untergefaßt, sie singen, ein paar abgerissene Töne lange ich:

Ich habe wohl eine, ich hab' wohl keine,

Mein Schatz, mein Schatz ist fern von hier...

Das Lied hörte ich zuerst in Marburg als Student, da sangen es die Jäger in der Kaserne am Abend, schwermütig und langsam, während sie ihre Knöpfe putzten. Diese hier sangen es schnell, und es ist wie ein fröhliches Grüßen an die eine, die in der Ferne stolz auf ihren Liebsten sein darf.

Kurz vor dem Fluß begegnen uns Wagenreihen. Leiterwagen, an die Rutscher gebunden, Fohlen traben nebenher, ein paar Kühe sind angebunden. Auf den Wagen liegt Hausrat durcheinander, wie ihn die Eile erraft. Eine Nähmaschine, ein großer Divanläufer, Betten, deren roter Überzug in der Sonne glänzt. Alle paar Minuten folgen sich jetzt die beladenen Wagen. Die Menschen auf der Bahn waren ruhiger. Hier sieht man bestimmte Gesichter, oft ist kein Mann bei dem Fuhrwesen, nur Frauen und Kinder fahren von den Höhen an der Grenze. Ein kleiner blonder Kerl scheint das Ganze für eine herrliche Robinsonade zu halten, die nur dazu da ist, damit kleine Jungen auf Heu schlafen und immer los in solchen schönen Wagen mit allerlei Strümpfen fahren dürfen. Er lacht strahlend seine Mutter an und fragt, was die gelbe Binde mit dem schwarzen „B“, die wir tragen, bedeuten soll. „Wir sollen von den deutschen Siegen berichten.“ Die Mutter lächelt ihren kleinen blonden Jungen an. „Da weißt du's!“

Sie sind ja alle so gern bereit, ihre eigenen Sorgen zu vergessen. Die Siegesnachrichten aus dem Westen haben die Zuversicht noch gesteigert. Alles brennt, zu zeigen, daß man auch den Russen prügeln kann. Denn

der Russe ist hier „der“ Feind. Er steht anders zu unseren Ostmärkern als der Franzose zu den Elsaß-Lothringern. Man haßt ihn mit aller Kraft preussischer Herzen, weil man jahrzehntelang seine Unverschämtheiten sah, weil man weiß, daß von dort drüben der graue Schrecken kommt, der nur zu bannen ist mit Pulver und Blei. „Die russische Artillerie schießt gut“, sagen alle, die dabei waren, „aber“, und diese blaugrauen ostpreussischen Augen strahlen, „die unsrige schießt noch besser!“

Unsere Pferde gehen im Schritt über eine Betonbrücke, gelbgraues Wasser fließt langsam gegen die Rähne. Noch ist es nicht Zeit..., aber die Hufe werden eine andere Schiffsbrücke treten, auf der Fahrt ins russische Land. Dann wird auch der Schleier vor unseren Operationen im Osten sich heben. Man kann ruhig sein, sehr ruhig, man wird ein gutes Bild dann erblicken. Die Nacht an der Ostgrenze ist stark und fest.

Helf Brandt, Kriegsberichterstatter.

Die Bedrohung der englischen Küste.

In ihrem wundervollen Siegeszuge werfen die deutschen Heere jeden Widerstand im Westen und im Osten nieder und schon befinden sie sich in unaufhaltbarem Vordringen gegen Paris. Gleichzeitig damit ist ihnen der Weg zur nordfranzösischen Küste offen, und kleinlauten Meldungen aus London teilen der Welt mit, daß die Schifffahrt zwischen den belgischen Häfen wie zwischen dem östlichsten Küstengebiet Frankreichs nach England bereits unterbrochen ist. Von Dünkirchen also, dem östlichsten großen Hafen Frankreichs, findet keine regelmäßige Verbindung mehr mit London statt und erst in Boulogne fühlen sich die Großbritannien und Frankreich verbindenden Postschiffe sicher. Wie lange aber noch? Werden die Deutschen zögern, die unbefestigten Häfen Nordfrankreichs zu besetzen, und werden ihnen die festen Plätze widerstehen können? Wenn sie noch nicht dazu gekommen sind, ein oder zwei Armeekorps längs der Küste des Ärmelkanals auf Eroberungen ausziehen zu lassen, so geschieht dies nicht, weil sie auf Widerstand zu stoßen fürchten, sondern in der Erwägung, daß sie mit so starken Kräften wie möglich Paris erreichen müssen. Aber der gewaltige Nachschub an Landwehrregimentern und an Landsturmangabot ermöglicht es ihnen, Belgien und Nordfrankreich mit starker Hand festzuhalten, um

die Feldtruppen zur Besetzung eines so großen Teiles französischen Bodens wie möglich auszusenden. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß eine Anzahl schöner französischer Häfen ihrem Befehle gehorcht, und dann bedrohen sie Großbritannien an seiner empfindlichsten Seite, von jener Küste aus, von der England in einer dunklen Nacht überfallen werden kann.

Damit tritt der Krieg zwischen Deutschland und Großbritannien in einen neuen Abschnitt. Jetzt muß die englische Flotte bloß gegen den Auszug der deutschen Kriegsschiffe aus Wilhelmshaven gefaßt sein, und die Blockade der im ganzen schmalen deutschen Nordseeküste läßt sich mit der überlegenen britischen Flotte immerhin durchführen. Anders aber, wenn die furchtbare Drohung einer Landung der Deutschen auf englischem Boden auch von Frankreich her auftaucht. In diesem Falle müssen die britischen Panzerschiffe nicht bloß vor Helgoland und Wilhelmshaven Wacht halten, ein Teil von ihnen darf den Ärmelkanal nicht verlassen und muß Boulogne, Havre de Grace, die Mündung der Somme und andere wichtige Punkte unaufhörlich im Auge behalten. Selbst der Fall ist denkbar, daß kleinere Überfälle an irgendeinem Punkte der Südküste Großbritanniens stattfinden, daß England erschreckt auffährt und daß die kühnen Eindringlinge, bevor eine große Macht gegen sie angesammelt ist, ebenso rasch im Dunkel der Nacht verschwinden. Man denke sich nur, daß England nach mehrhundertjähriger Pause wieder einen Feind auf seinem Boden sieht und der Ruf der Unnahbarkeit der Freideküsten verloren geht! Überhaupt wird sich der britische Handel im Ärmelkanal gegen einzelne deutsche Kaperschiffe nicht regelmäßig abspielen können, und selbst wenn den Briten nicht ein militärischer Schlag droht, so ist die Unterbindung ihres Seeverkehrs für sie ein gewaltiges Ungemach.

Belgien ist das Pfand, das den Deutschen wertvoller ist, als alle ihre etwa verlorenen Kolonien zusammengekommen; Großbritannien wird glücklich sein, die deutschen Siedlungen im Frieden herausgeben zu dürfen, wenn die Deutschen demgegenüber Belgien räumen. Kommt dann noch die Besetzung der französischen Küste durch die Deutschen hinzu, so eröffnen sich für den englischen Krieg neue, kaum abzumeßende Möglichkeiten. Mit ehernem Tritte schreitet der Deutsche durch die Weltgeschichte, und England, das seinen Handelsnebenbühler niederwerfen wollte, muß alle seine Kräfte anspannen, um seinen Besitz zu verteidigen, um seinen Heimatsboden von dem gewaltigen Eroberer freizumachen.

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 7490.

TAG: 2. 9. 1914/8

(Polizeimaßnahmen zum Schutze der Fremden.) Die „Korr. Wtlh.“ verlautbart: In den letzten Tagen waren Angehörige fremder Nationen auf der Straße und in Straßenbahnwagen vielfach Belästigungen, Beschimpfungen, ja sogar tätlichen Angriffen ausgesetzt, weil sie irrtümlich für Angehörige feindlicher Staaten gehalten wurden. So wurden Chinesen mit Japanern, Nordamerikaner mit Engländern, Polen mit Russen verwechselt und ganz grundlos attackiert. Ein derartiges Vorgehen ist auch gegenüber sich streng neutral und korrekt verhaltenden Angehörigen feindlicher Staaten ganz unzulässig. Derartige Ausschreitungen des Patriotismus können in keiner Weise entschuldigt werden. Sind überdies geeignet, den Fremdenverkehr zu schädigen. Die Bevölkerung wird daher aufmerksam gemacht, sich durch Provokateure zu solchen Ausschreitungen nicht verleiten zu lassen. Andererseits wird von den Angehörigen jener Nationen, mit denen wir uns im Kriegszustande befinden, erwartet, daß sie sich im Verkehr einer gewissen Zurückhaltung befleißigen, um sich nicht unangenehme Zwischenfälle auszuliefern. Die Sicherheitswache wurde angewiesen, alle Fremden, gleichviel welchen Staaten sie angehören, gegen Belästigungen zu schützen und gegen jene Personen, welche derartige Ordnungswidrigkeiten und Ruhestörungen gegen harmlose und korrekt sich benehmende Fremde provozieren, nötigenfalls mit der Arrestierung vorzugehen.

Die „roten Teufel“.

Die Honvedhusaren der Schrecken der Russen.

Lemberg, 1. September. (Privattelegramm in des „Neuen Wiener Journals“.) Uebereinstimmend wird aus der großen Schlacht gemeldet, daß die Honvedhusaren besonderen Schrecken bei den Russen hervorrufen. Alle gefangengenommenen russischen Offiziere fragen immer, ob es viele dieser „Roten Teufel“ gibt. — „Wie! Nowy“ berichtet: In einem Lemberger Bazarrett befinden sich mehrere verletzte Honvedhusaren. Am Eingang in den Saal liegt ein junger Honved mit verbundenem Kopfe in leichtem Fieber. Neben ihm liegt sein Säbel und sein Gewehr, das er krampfhaft festhält. Als man ihm die Waffe wegnehmen wollte, rief er zornig im Fieber, er gebe die Waffen nicht her, er werde sie noch brauchen. Sein Nachbar ist nicht minder standhaft. Er erlitt eine Verletzung in der Brust und am linken Fuße. Als man ihn auf eine Tragbahre betten wollte, wurde er zornig und rief: „Bin ich ein Kind oder haltet Ihr mich schon für ganz unfähig!“ Die Sanitätsoldaten zornig anblickend erhebt er sich und geht langsam, hinkend, vor Schmerzen mit den Zähnen knirschend bis in den zweiten Stock in sein Zimmer. Die Ärzte blickten ihm mit Bewunderung nach. Einer der Verwundeten bedeckt seine Füße mit einem eroberten russischen Militärmantel, den er im Gefecht einem Soldaten wegnahm, als ihm der Wind seinen eigenen weggerissen hatte.

Im Offizierszimmer liegt ein Honvedrittmeister. Er war an der Spitze seiner Abteilung durch einen Hohlweg gekommen, in dem sie an einer Biegung plötzlich von zwei Seiten mit Geschützfeuer empfangen wurde. Die Pferde wurden scheu. Der Rittmeister gab, ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, den Befehl: Zur Attacke! Plötzlich stürzte sein Pferd, er stürzte zu Boden und die ganze Abteilung ging über ihn weg. Er wurde furchtbar zugerichtet und bewusstlos aufgehoben. Jetzt, im Fieber, ruft er fortwährend: Feuer!

Vor dem Offizierszimmer sitzt zusammengekauert ein Offiziersdiener, der seinen Herrn, der in einem Geplänkel verletzt worden war, aus dem Kampffeld herausgebracht, nach Lemberg geleitet und dann in den zweiten Stock des Bazarretts auf den Armen hinaufgetragen hatte. Als man ihm dann befahl, sich zu entfernen, begann er zu weinen und wollte sich eher den Kopf an der Wand zertrümmern, bevor er seinen Herrn verlasse. Ueberhaupt zeigt sich allgemein eine wunderbare Treue der Truppen zu ihren Vorgesetzten. Hunderte Soldaten erkundigen sich täglich um das Befinden ihrer Offiziere. Auch Fälle von unglaublichem Gleichmut der Verwundeten kommen vor. Ein Honved wurde bewusstlos ins Spital gebracht: Zwei Wagen waren ihm über die Brust gefahren. Bewusstlos wurde er nach Anlegung des Verbandes im Bazarrett auf ein Bett gelegt. Als man nach einer Stunde nachsah, saß der Verwundete auf seinem Bett und rauchte ruhig seine Pfeife.

Am neunten Schlachttag.

Von einem militärischen Fachmann.

Der neunte Tag des gewaltigen Kampfes im Nordosten ist angebrochen. Der russische Koloss hat sich in seiner Riesengröße aufgestellt, denn gewiß zwanzig russische Armeekorps stehen vor unserer Front. Rußland trat wohl vorbereitet in den Kampf; es hat sich die Lehren, die es aus dem japanischen Krieg gezogen hat, zunutze gemacht. Der russische Aufmarsch war früher vollendet, als man vielleicht annahm. Einen schwerwiegenden Nachteil für seine Truppentransporte bilden allerdings die himmelweiten Entfernungen des Riesens Reiches, denn sie sind äußerst zeitraubend. Es war daher eine Hauptaufgabe der russischen Diplomatie, den strategischen Aufmarsch mit ihren bekannt hinterhältigen Mitteln zu decken. Rußland befand sich deshalb beim Kriegsausbruch in der Lage, sowohl in Ostpreußen als auch in Galizien die Offensive aufzunehmen. Es bleibt dahingestellt, ob den unmittelbaren Anstoß hierzu die französischen Niederlagen gegeben haben, denn es ist kaum anzunehmen, daß sich Rußland auch im Falle eines französischen Sieges den Vorteil des Angriffes hätte entgehen lassen. Deutschland hat, wie man aus der Räumung Ostpreußens gesehen hat, wohl mit dieser Offensive gerechnet. Der glänzende Sieg des Generalobersten von Hindenburg beweist dies.

Der österreichische Kriegsplan ist natürlich nicht bekannt, und die Frage, warum wir nicht offensiv werden konnten, muß offen bleiben. Tatsache ist, daß es den Russen wahrscheinlich noch während des Aufmarsches gelungen ist, ihr Zentrum unbehelligt in das sonst gefährliche Festungsdreieck Luzk-Nowo-Dubno zu bringen. Gefährlich ist dieser Raum deshalb, weil sich in seinem Rücken die ausgedehnten Wolynskümpfe befinden, in die die in Sammlung begriffenen Truppen im Falle eines vorzeitigen Angriffes des Gegners gedrängt werden könnten. Die Russen haben es also vermocht, eine große Heeresmasse ihrer besten Truppen dort zusammenzuziehen. Dadurch hat fürs erste das große Truppenreservoir im Raume von Brest-Litowsk, das von drei leistungsfähigen Eisenbahnlinien gespeist wird, einen Abfluß gefunden, um dann mit dem Meist der aus dem Osten herbeigeschafften Truppen wieder gefüllt zu werden. Der weitere und viel wichtigere Vorteil ist aber der, daß sie dadurch eine schmurgerade Front von Zwangorod bis zur Festung Chotin am Dniester herangebracht haben und nicht in die für sie fatale Lage gekommen sind, mit zwei Fronten — einer in Nord- und einer in Ostgalizien — in den Kampf treten zu müssen. Die bis in den Kamienka-Abschnitt vorgedrungene deutsch-österreichische Kolonne scheint bisher auf einen ersten Widerstand

nicht gestoßen zu sein, da Westpolen sicherem Vernehmen nach von den Russen bis auf kleinere Detachements geräumt worden ist. Über den Verbleib dieser Kolonne hat man seit zwölf Tagen keine Kenntnis. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese österreichisch-deutsche Kolonne, nachdem die russischen Absichten festgestellt wurden, hinter der Armee Danils nach dem Osten dirigiert wurde.

Unser Zentrum hat so die Aufgabe, sich so lange gegen den dreimal mächtigeren Kern des Russenzentrums zu halten, bis die Verschiebung der österreichisch-deutschen Kolonne, die vielleicht noch durch ein weiteres preussisches Korps verstärkt worden ist, vollzogen ist. Inzwischen haben General Da II und nun auch Aussenberg verhindert, daß der kraftvolle und mächtige Stoß, der aus dem Raume von Brest-Litowsk über Lublin und Cholim unsere Hauptkräfte erschüttern sollte, durchgeführt werde. Aussenberg ist es anscheinend sogar schon gelungen, die russische Front am Bugfluß zu durchbrechen und sich Luft zu verschaffen. Sollte die Schwere des Drucks, der von Norden auf unsere Hauptkräfte ausgeübt wird, ihren Höhepunkt erreicht haben und Danil weiter vorwärts können, so wäre Aussenberg entlastet und könnte an die Umgehung des russischen Zentrums denken. Dies war der Stand der Dinge bis gestern abend. Zur Vervollständigung des Bildes sei noch angeführt, daß die bei Ortelsburg geschlagene russische Armee keinen andern Zweck hatte, als die linke Flanke der Riesenfront Zwangorod-Chotin gegen eine Umgehung aus Ostpreußen zu decken. Das Kriegsglück ist schwankend. Wir wissen aber, daß die Heerführer die Tapferkeit und den Todesmut unserer braven Soldaten bis zum Äußersten erproben können, Tugenden, die gewiß den Sieg herbeiführen werden.

Unkündigert Sie! Aufbruch.

160 russische Geschütze erbeutet. — Ununterbrochene Erfolge der Armee Danfs. — Die Kämpfe in Dittgalizien.

Wien, 2. September, 9 Uhr vormittags. Einwöchige erbitterte Schlacht im Raume Zamose — Thyzowe führte gestern zum vollständigen Siege der Armee Aussenberg. Scharen von Gefangenen, bisher 160 Geschütze erbeutet. Nun sind im Rückzuge über den Bug.

Auch bei der Armee Danfs, die nun Lublin angreift, ununterbrochene Erfolge. In Dittgalizien Lemberg noch in unserem Besitz. Gleichwohl dort Lage gegenüber stark überlegenem russischen Vorkosch. sehr schwierig.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes v. Gófer.

Diese amtliche Mitteilung haben wir bereits gestern Abend in einer Extraausgabe veröffentlicht. Die Kunde von dem überwältigenden Sieg Aussenbergs und den neuen Erfolgen Danfs wurde von der Bevölkerung Wiens mit Jubel und Hochrufen auf die glorreiche Armee begrüßt, die in diesen harten Kämpfen mit einem an Zahl der Truppen so starken Feind wieder einen glänzenden Beweis ihrer Tapferkeit geliefert hat. Der aufopfernden Arbeit unserer ta'entvollen Vorkämpfer und dem Heldenmut unserer braven Soldaten so es zweifellos gelungen, die Russen auch aus Ostgalizien zu vertreiben. Der gestrige Tag hat, wie dies die Kundgebungen in den Straßen Wiens bewiesen, die Zuersticht unserer Bevölkerung in den endgültigen vollständigen Sieg der Nordarmee an der riesigen Front gegen Rußland aufs neue erhöht und allgemein wurde der Ansicht Ausdruck gegeben, daß die Millionen Schlacht einen für Oesterreich-Ungarn glücklichen Ausgang nehmen werde.

Der zehnte Tag.

Die Riesenschlacht im Osten.

Man muß die Riesenspitäler, die sich nun in Wien zu füllen beginnen, besucht und mit den Kämpfern von Krasnik und Lemberg, mit den Helden vom einfachen Mann bis zum hohen Offizier gesprochen haben, um einen Begriff von dem Geiste zu bekommen, der unsere Armee erfüllt. Unbesiegbarer Kampfesmut und eine beispiellose Begeisterung beherrschen alle. Die erste Frage ist immer die, wann sie wieder in den Kampf zurückkehren können. Ein gütiges Geschick fügt es, daß fast allen dieser Wunsch erfüllt werden kann. Die russischen Kugeln sind nicht grausam. Sie sind schmaler als die österreichischen und spitz, so daß die Verletzungen, selbst wenn sie schwer sind, rasch heilen. Da der Sanitätsdienst sehr gut klappt und überall reichlich für Hilfe gesorgt ist, werden alle die Tausende Verwundeter, die aus der Riesenschlacht, der größten seit Menschengedenken, aus der Front ins Innere des Landes gebracht werden, fast durchwegs in kürzester Zeit wieder hergestellt sein. So sind unsere Spitäler nicht Stätten des Grauens, nicht Orte, die eine Schilderung verdienen, wie die der Franzosen im Jahre 1870/71, sondern helle, freundliche Herbergen für unsere Helden, wo sie rasch der Genesung zuschreiten.

Ganz anders bei den Russen. Nach den Schilderungen der Kämpfer und Augenzeugen schleppen die Russen ihre Verwundeten auf elenden Wagen mit, so lange es geht. Wenn die Zahl zu groß wird oder die Wege schlecht, dann wird den russischen Verwundeten von den eigenen Leuten der Gnadenschuß gegeben. Deshalb stehen alle Verwundeten Rußlands, von unserem Heere gesangen zu werden, wo sie Pflege und Nahrung finden.

Das Bild allein ist bezeichnend. Aus den Erzählungen der Mitkämpfer ist aber auch eine traurige Tatsache zu entnehmen. Ganz Galizien muß seit Jahren von Spähern überschwemmt gewesen sein, die nun mit allen Mitteln für ihre Auftraggeber, für Rußland, arbeiten. In einem kleinen Orte östlich von Lemberg hat man selbst in einem Altar eine Menge österreichischer Uniformen gefunden, mit denen die Spione angetan ihre elende Tätigkeit begannen. Dem wird nun wohl ein Ende gemacht werden. Die braven Truppen, die anfangs mit dieser niederträchtigen Art des Kampfes nicht vertraut waren, sind durch Schaden klug geworden. Sie wissen nun ganz genau, wie der Plan Rußlands und des Dreiverbandes ausgeheckt war, worum es sich handelte. Die Niederlagen auf dem französischen Kriegsschauplatz hat man offenbar vorausgesehen. Sie wollten man durch einen vernichtenden Schlag gegen die österreichisch-ungarische Armee wettmachen.

Deshalb ist längst vor dem Morde in Sarajewo der Aufmarsch des russischen Millionenheeres an der Grenze Galiziens erfolgt, und deshalb hat man dem Heere der Habsburger Monarchie die besten und stärksten Truppen in fast erdrückender Zahl gegenüber gestellt. Was unsere Truppen bisher geleistet haben, steht einzig in der Geschichte da. Gerade am rechten Flügel des Mittelstückes der 500 Kilometer langen Schlachtlinie, dort, wo unsere Alpenländer stehen, ist mehr als einmal mit einer vielfachen Übermacht gekämpft worden. Daß dabei die russische Stoßtaktik hie und da einen Teilerfolg erringt, das darf nicht verwirren und nicht kleinmütig machen. Ein Heer, das eine solche Kraftprobe ausgehalten hat, das unerschüttert zehn volle Tage im Schlachtenkonner steht, das unter den schwierigsten Verhältnissen kämpft, muß schließlich siegen, denn es besitzt eine innere Kraft, die der überlegenen Zahl der Gegner das Gegengewicht hält. Was ganz besonders die Alpenländer in diesem Kampf geleistet haben, das wird für ewige Zeiten im Buche der Kriegsgeschichten mit goldenen Lettern stehen. Nicht umsonst hat der Ministerpräsident Graf Stürgkh dieser Tage einem unserer Mitarbeiter gesagt: Er sei stolz auf seine Landsleute, auf die Steirer, Kärntner und die anderen Alpenländer, denn sie verrichten Wunder der Tapferkeit und Treue. Nur dadurch ist der Plan der Russen, wie mit einer

Stichflamme in die Monarchie zu fahren, und einen übermächtigen Vorstoß über Lemberg hinaus in das Innere Galiziens zu machen, bisher zu Schanden geworden. Heute dürfte der Besitz Lembergs für die Russen nicht mehr das Begehrtestwerteste sein, wie noch vor einer Woche; denn seit den herrlichen Siegen der Heerführer Danil und Aussenberg, die in aller Ruhe und mit größter Schonung ihrer Truppen überwältigendes geleistet, hat sich die Lage auf dem Schachbrette des Ostens wesentlich verschoben. Es ist heute nicht die Zeit, über Pläne und Absichten zu sprechen, so viel aber darf gesagt werden, die Siege Danils und Aussenbergs haben den russischen Plan zu Schanden gemacht. Wenn die Mitte unseres Heeres und der rechte Flügel, wie bisher, in todesmütigen Kämpfen halten, bis die Verstärkungen alle zur Stelle sind, dann ist der Augenblick gekommen, wo alle Glocken ihre Zungen lösen können, wo an den Fenstern unserer Häuser tausend und aber tausend Fahnen flattern werden. Wann das der Fall sein wird, das vermag niemand zu sagen. Noch steht es ernst und schwer; die Riesenschlacht flutet hin und her. Möglich, daß sie auch einmal

1887. 10. 1. 1887. 10. 1. 1887. 10. 1.

1887. 10. 1. 1887. 10. 1.

über Lemberg hinaus reicht. Das ändert aber nichts an der Lage, die durchwegs günstig, sicherlich aber nicht ungünstig beurteilt werden kann. So viel aber steht heute schon fest: der russische Angriff, an ist mißlungen; ob der österreichische Geg. Stoß in den nächsten Stunden oder Tagen zum vollen Erfolge führen wird, das wird die nächste Zukunft zeigen. Wir müssen uns also in Geduld fassen und im Vertrauen auf unsere gerechte Sache und auf unsere brave Armee abwarten. Nur eines noch: Zum Vertrauen gehört der Glaube. Es ist aber ein schlechter Glaube, der allen Gerüchten, Erzählungen und Einflüsterungen nachhängt und sich nicht an die Tatsachen hält. Die Tatsachen aber werden ohne Beschönigung bekanntgegeben und es wird nichts verheimlicht. Damit erledigen sich alle wirren Gerüchte von selbst.

Quer durch Frankreich während des Krieges.

Paris vor der Belagerung.

Von

F. L. Graf v. Postolint.

Um heutzutage nach Paris zu kommen, bedarf es Geduld, unendlicher Geduld! Mittels dieser, mit gutem Humor und einem Paß eines neutralen Staates aber ist es immerhin noch möglich. Verhältnismäßig leicht ist der Eintritt an der Südgrenze in Ventimiglia. Am Ausgang des Wartesaales in die Halle, wo der scharf von Grenzsoldaten bewachte französische Zug steht, nimmt ein Polizei-Inspektor die Revision der Pässe vor, welche ein Visum des französischen Konsulats in Ventimiglia tragen müssen und die Staatszugehörigkeit des Betreffenden klar erkennen lassen. Nach dieser Passrevision muß man sofort im Waggon Platz nehmen. Kaum hat sich der Zug in Bewegung gesetzt, so geht ein Grenzwächter von einem Abteil zum andern und fordert von allen Reisenden aufs energischste die Ablieferung sämtlicher ausländischer Zeitungen, welche diese etwa bei sich haben. In Garanan, der ersten französischen Station, werden sie in einem Garten neben dem Stationsgebäude verbrannt. Abgesehen von wenigen Gendarmen zeigt die Riviera sonst völlig ihr friedliches Bild. Mentone, Monte Carlo, Beaulieu liegen so still im Sonnenglanz, als ob weit und breit kein Krieg wäre. In Nizza geht es schon lebhafter zu. Landwehrlente, die zur Armee fahren, besteigen den Zug, der nun bis auf den letzten Platz gefüllt ist. Herzerreißende Abschiedszenen von Frau, Kind und Eltern! In Saint Raphael kreuzen wir den Pariser „Postzug“, d. h. den Zug, der einmal täglich die Post von der Capitale bringt. „Voilà les journaux!“ schreit alles! Erstaunt sehen wir, daß man nur kleine Blättchen verkauft. Die Formate der großen Tagesblätter sind zusammengeschrumpft unter der Not

des Krieges. Alles liest mit fieberhaftem Interesse die letzten Depeschen. „Die Deutschen sind in La Fère“, sagt das „Echo de Paris“. „Unsinn“, antwortet man dem Vorleser, die sind ja längst von den Engländern nach Belgien zurückgejagt worden, aber in dem heifer hervorgestoßenen Protest liegt doch nicht der Bruch der Überzeugung, sondern zittert die Furcht nach, es könne doch mit dem englischen Siege nicht ganz so stimmen. Schließlich aber beruhigen sich die Reisegefährten gegenseitig. In Toulon ist der ganze Bahnhof militärisch besetzt. Hier, in Frankreichs großem Mittelmeerhafen, herrscht Belagerungszustand. Nur solche Reisende, die hierfür bestimmt sind, dürfen den Zug verlassen, die sonstigen Abteilungen bleiben geschlossen und werden von Marineinfanterie bewacht. Gegen Abend sind wir in Marseille.

Die große Halle des Bahnhofs ist schwach erleuchtet: man spart an Gas und Elektrizität infolge Kohlenmangels. Seit einigen Tagen ist der Verkehr mit dem nordfranzösischen Kohlenrevier unterbrochen: die Armee kämpft dort, sagen die Optimisten, die Preußen haben das Revier besetzt, jammern die Pessimisten. Im Gasthaus überzeugen wir uns von der Lebensmittelknappung. Ein Sandwich kostet einen Franken, das Essen den doppelten Preis wie in gewöhnlichen Zeiten, acht Franken!

Die Nachtfahrt beginnt! eine langsame Fahrt mit endlosem Halten. Am Morgen sind wir in Lyon. Am Spätnachmittag in Dijon. In dieser Gegend wird das Bild immer kriegerischer. Wir kreuzen Züge, deren Lokomotiven die weiße Fahne mit dem roten Kreuz zeigen. Aber man läßt sie uns geflüßentlich nicht sehen. Frankreich, das bürgerliche und gesunde Frankreich, soll die Schrecken des Krieges möglichst wenig gewahrt werden. Deshalb halten die Verwundetenzüge weit draußen und Landwehrlente mit Gewehr und Bajonett im Arm wehren jedermann unerbittlich den Zutritt, der nicht die Rote Kreuz-Binde trägt. Die Züge gehen nach Westen gegen Limoges und Bordeaux, wo Riesenlazarette bereit sind, fern von der Kriegszone!

Consi fährt man in etwas über vier Stunden von Dijon nach Paris, jetzt muß noch eine Nacht für diese

Strecke geopfert werden. Beim Morgengrauen sehen wir den friedlichen Park von Fontainebleau: auf dem Schloß weht die Fahne des roten Kreuzes, das Schloß ist zum Spital bestimmt, aber wie man mir versichert, noch nicht in Benutzung genommen. Je mehr sich der Zug Paris nähert, um so häufiger wird gehalten, an Beaulieu fast eine halbe Stunde.

Während wir von unserem Abteiffenster in den schönen Sommermorgen hinausschauen, erfolgt plötzlich ein furchtbarer Knall. Dort, wo eben noch eine reizende Villa stand, ist nur noch ein Schutthaufen. Im Park fallen Soldaten die Bäume. Jetzt schlägt eine Flammenlohe aus einem Schweizerhaus, jetzt knallt auf der anderen Seite wieder die Explosion einer Dynamitpatrone durch die Luft: es ist ein furchtbares Zerstörungswerk, das sich hier draußen vollzieht. Auf Befehl des Gouverneurs müssen alle Häuser und Villen im Forts- und Festungsbereich vernichtet werden. Alle Mitreisenden sind entsetzt! Warum diese grausame Maßregel? Denkt man etwa schon an eine Belagerung von Paris? Das wäre ein übles Zeichen, sagen die Mitreisenden. Indessen fährt der Zug langsam durch den endlosen Nebenbahnhof. Dort stehen Hunderte von fremdartigen Lokomotiven, Tausende von ausländischen Personenvagen: es ist der Park der belgischen Staatsbahnen, den diese vor der Besetzung hierher brachten und der nun nach dem Süden weiterbefördert werden soll. Endlich nimmt uns die große Halle des verödeten Gare de Lyon auf. Einige alte Männer bieten sich als Gepäckträger an. „Ein Automobil wünschen Sie? Aber wissen Sie denn nicht, daß alle Taxi-Auto auf dem Kriegsschauplatz sind?“ sagt mir der Alte brummend. Eine Droschke! „Das wird schwer sein!“

In der Tat ist der Droschkenplatz leer. Man darf froh sein, ein Gähnen in einem der Stellwagen zu finden, der sich nun schneckenhaft dem Stadtzentrum zu bewegt. Alle Straßen sind wie verödet, die meisten Geschäfte geschlossen. Erst jenseits der Place de la Republique nehmen die Boulevards ihr gewohntes Aussehen an, wenigstens hinsichtlich der Luftverändernden

Menge. Auch hier sind die Läden geschlossen bis auf jene, die Lebensmittel zu wahnwitzigen Preisen verkaufen. Auch hier fehlen fast gänzlich die Gefährte bis auf wenige Privatgespanne und Autos.

Vor der Redaktion des „Matin“ staunt sich die Menge. Die Redaktionen sind die Mittelpunkte des Interesses geworden. Sobald eine Depesche einläuft, wird sie mit Riesenlettern auf einer Tafel dem Publikum mitgeteilt. Aber es sind eigenartige Mitteilungen, dürftige und unklare Notizen. „Wir halten die Bergkette in der Lorraine“, sagt eine offizielle Nachricht, ohne zu sagen, welche der vielen Hügelreihen, die das Land durchziehen.

Endlich sind wir am Grand Hotel. Die Riesentaxiwanferei ist vollbesetzt, man weist uns in ein beschidenes Haus in einer nahen Nebengasse. Auch hier ist alles überfüllt und man muß froh sein, das letzte Stübchen zu erhalten, das sonst offenbar den dienstbaren Geistern des Hauses zur Wohnung diente. Woher kommen nur alle diese Fremden, fragen wir erstaunt das Zimmermädchen, das uns begleitet hat. „Flüchtlinge aus dem Norden“, lautet die einsilbige Antwort. Die Antwort läßt tief blicken. Doch es gilt, sich Gewißheit zu verschaffen. Darum schnell zum Nordbahnhof. Alle Eingänge sind von der republikanischen Garde besetzt. „Wohin?“ ruft uns der Posten zu. „Zur Fahrscheinkasse.“ „Dort rechts“, weist uns der Gardist an. Eine große Leinwand ist an der Kasse aufgezogen, auf der mit Riesenlettern zu lesen steht, daß Fahrscheine nur noch bis Compiègne verkauft werden. „Und wenn man weiter will?“ fragt ein Alter nebenan den Beamten. „Demandez les Prussiens“ (Fragen Sie die Deutschen) lautet die brüste Antwort, die bligartig die dunkle Lage im Norden Frankreichs erhellt. Compiègne ist achtzig Kilometer von Paris entfernt, und drüber hinaus stehen die Deutschen. Kein Wunder, daß die sonst so lebensfrohe Weltstadt an der Seine plötzlich so ernst, so still, so öde geworden ist, daß Paris nicht mehr den Charakter einer schönen blühenden Frau hat, sondern jenen eines blassen abgehärmten Weibes, das seine Sünden zu büßen beginnt.

Die Ersten auf serbischem Boden.

Die „Warasbinder“ im Kampf jenseits der Drina.

In den Agramer „Novosti“ schildert Dr. Rudolf Horvat die ersten Kämpfe des Warasbinder Infanterieregiments, das als erstes die Drina überschritt. In der Schilderung heißt es: Vier Tage standen wir in einem Dorfe südlich von Bjelina und Janje. Hier warteten wir das Eintreffen der anderen Truppen ab. In der Nacht vom 11. zum 12. August ließen wir uns an das Drinaufer hinab, da unserm Regiment die ehrenhafte Aufgabe zuteil wurde, als erstes serbischen Boden zu betreten. Drei Stunden nach Mitternacht befohl unser Oberst, uns in die Kähne einzuschiffen. In der größten Stille ging Zug um Zug so hinüber. Das serbische Ufer war leer und öde. Außer unseren Bataillonen überschritt auch das ständig in Bosnien stationierte Karlstädter Bataillon die Drina. Auf einem der letzten Kähne fuhr unsere Musik. Als die Musik in die Mitte des Flusses kam, gab der Kapellmeister das Zeichen, und die Musik spielte das „Gott erhalte!“ Die Wirkung war eine ergreifende. Die Soldaten weinten in den Kähnen vor Rührung. Die Musik scheint auch den Feind auf uns aufmerksam gemacht zu haben, denn gerade in dem Augenblick, als der letzte Ton der Hymne verklang, fiel aus dem Walde am Ufer der erste Schuß, der einen Mann von uns traf. Bald folgte ein förmlicher Kugelregen, der uns große Verluste zufügte. Wir lagerten auf dem Boden, so daß die feindlichen Geschosse über uns dahinslogen. Bald gewöhnten wir uns an diese Musik und das Surren der Geschosse beschäftigte uns weiter nicht.

Doch rasch folgte der Befehl, den Wald zu stürmen. Wir sprangen blitzschnell auf, und ein ganzes Bataillon rannte in vollem Lauf gegen den Wald. Die Serben hatten offenbar nicht damit gerechnet, daß wir es wagen würden, des Nachts gegen den Wald im Sturm vorzugehen, denn sie hielten unseren Bajonetten nicht stand und ergriffen sofort die Flucht. Es sollen hier etwa 150 Serben umgekommen sein, während unser Verlust nur ein geringer war. Dieser Erfolg erfüllte uns mit Kampfbegeisterung.

In der Morgenbämmerung kamen die Pioniere, um eine Brücke über die Drina zu schlagen. Unter Mithilfe unseres Regiments wurde rasch eine Pontonbrücke gebaut, die bald darauf von dem Gros des Agramer Korps überschritten wurde. Wir schritten über die Drina etwas nördlich von der serbischen Stadt Loznica, und noch am selben Tage fielen Loznica und Jasnica in unsere Hände. Die Serben griffen uns einige Tage hindurch vergeblich mit größeren Verbänden an. Die Warasbinder allein mußten am 12. August drei Angriffe aushalten.

Am 13. d. hatten wir wieder zwei serbische Angriffe zu erdulden. Wir haben die Serben aber jedesmal mit dem Bajonett in der Faust zurückgetrieben. Die Musik spielte nicht mehr, seit wir die Drina überschritten. Die Musiksoldaten hatten jetzt eine wichtigere Aufgabe. Sie trugen und versorgten die Verwundeten, deren wir eine größere Anzahl bei Sora, Obrez, Gornji, Dobric und unweit der Eisenbahnlinie hatten, die von Jezbica nach Jasnica führt.

Den schwersten Kampf hatten wir am 14. August zu bestehen, als wir einen Berg einzunehmen den Befehl erhalten hatten. Die Serben hatten diesen Berg sehr stark besetzt. Über den Schützengräben hatten sie Betonbatterien erbaut, um sich vor dem Artilleriefeuer

zu schützen. Die Befestigungen konnten nur nach hinten verlassen werden, während wir aus kaum wahrnehmbaren Schießscharten beschossen wurden. Doch unaufhaltsam näherten wir uns diesem schrecklichen Berg. Unsere Leute fielen massenhaft. Wir waren infolgedessen gezwungen, förmlich wie die Schlangen näher zu kriechen. Gleichzeitig wurde der Berg aus zwei Maschinengewehren beschossen. Diese Beschießung dürfte indessen wegen der guten Deckung der Serben keinen besonderen Erfolg gehabt haben. Von fünfzehn Bedienungsmännern der Maschinengewehre wurden sieben verwundet, sobald sie die Schirmplatten verlassen mußten, um das Wasser im Gewehr zu wechseln. Als dann der Bajonetangriff erfolgte, floß unser Blut in Strömen, obwohl wir nur hundert Schritte zurückzulegen hatten.

Doch nun nützten die Deckungen den Serben nur mehr wenig. Ja, sie wurden eigentlich eher ihr Verhängnis, denn wir sprangen von hinten auf die Deckungsgräben los und hieben so die Serben mit den Bajonetten zusammen, so daß die Gräben bald voll von den Leichen der Serben waren. Ketten konnten sich nur diejenigen, die aus den Gräben bereits zu Beginn unseres Anlaufes geflüchtet waren. Unser Oberst belobte uns sehr und sagte, daß der Angriff außerordentlich schneidig ausgeführt worden sei.

Hier auf diesem Berg überfiel uns die Nacht. Am Morgen hieß es dann weiter gegen Vassero. Wir wurden wiederholt angegriffen, merkwürdigerweise am meisten vom serbischen 16. Infanterieregiment, das dieselbe Nummer führt wie wir. Der Feind überschüttete uns mit einem Schrapnellregen. Wir gingen regelmäßig mit dem Bajonett gegen die Artillerie los, stets mit Erfolg, denn die Serben ließen ihre Geschütze im Stich, wenn wir trotz des mörderischen Feuers an sie herankamen waren. In fünf Tagen eroberten wir so fünf serbische Geschütze und eine serbische Fahne.

Die Gefechte bei Sokal.

Junnsbruck, 4. September.

Ein prächtiges Bild von den Gefechten bei Sokal, die mit der Vernichtung der in Galizien eingefallenen russischen Kavalleriedivisionen endeten, entwirft der Feldbrief eines Junnsbrucker Mediziners, der als Sanitäts-Patrouillenkommandant in einem Feldjägerbataillon dient. Er schreibt:

„... Am 21. August um 2 Uhr früh hieß es: „Auf!“ Wir bekamen den bekannten ararischen Kaffee und nicht viel später stand das Bataillon auf der Straße. Wagen auf Wagen von landesüblichem Fuhrwerk rasselte heran, auf jeden kamen zehn Mann. Auf der Fahrt reitet neben uns ein Regiment Husaren nach dem anderen vorbei, dazwischen immer eine Batterie „Reitende“.

Um 5 Uhr früh waren wir nahe der Reichsgrenze abgefahren, um $\frac{3}{4}$ 12 Uhr mittags stiegen wir etwa 30 Kilometer südlich aus. „Vergatterung! Gesicherter Marsch!“ Weiter geht es gegen Süden; das eintönige Marschieren unterbrechen nur Minutenrasten. Endlich um $\frac{1}{4}$ 4 Uhr nachmittags ist Rast in einem Dorfe, in dem abgebrannte Häuser und zerstörte Telegraphenleitungen zeigen, daß hier bereits die Russen gehaust haben. Überall, wo die Kosaken waren, sind die Häuser angezündet, viele Bewohner getötet, Telegraphenstangen umgeschlagen — das macht nicht viel, denn unsere Telephonpatrouillen stellen die Leitung in fünf Minuten wieder her. Ganz an der Grenze waren die Eisenbahnen und die Brücken gesprengt oder verbrannt.

Die Leute des Dorfschen, in dem wir rasten sollten, bringen, was sie noch haben. Einige Äpfel nur, wenn einer viel Glück hat, erwischt er eine Gurke. Wir hoffen nun, das Essen zu bekommen. Da plötzlich heißt es: „Die Russen sind gefunden!“

Mit dem Revolver in der Faust (es gibt russophile Bauern), werden rasch ein paar Wagen herbeigeholt, die Bactornister aufgeladen, und dann geht es im Laufschrift weiter. Die Rast hatte kurz gedauert: Eine Viertelstunde; Essen keines; aber Hunger, Durst, Müdigkeit sind wie weggeblasen durch das eine Wort: „Feind!“

Geradeaus rücken wir vor, auf grundlosen Wegen, durch Wald, Gebüsch, Sumpf — da bröht es in nächster Nähe, der Boden erbebt, die Luft erzittert; jeden überläuft es: der erste Kanonenschuß. Es ist 4 Uhr 3 Minuten. „Platz frei für auffahrende Artillerie!“ Alles weicht zur Seite und schon rasen sie herbei, die „Reitenden“, die Kanonen wirft es, sie springen förmlich vorwärts im Schmutz, wir sind ganz kotbespritzt. Man kümmert sich nicht darum, man lacht nur den Kanonieren zu und marmelt, wenn wieder ein Geschütz vorbeifährt, unwillkürlich: Gott mit euch, Gott mit uns!

Kaum sind die Kanonen vorüber, marschieren auch wir. Nach wenigen Schritten öffnet sich der Wald. Vor uns ist die Artillerie bereits aufgefahren und feuert.

Unsere Kompagnien werden auseinandergezogen; ein kleiner Hügel verhindert den Ausblick. Jetzt ist eine kleine Pause im Artilleriefeuer eingetreten. Da! Da links in der Ebene kommen sie! Reiter, Reiter und immer wieder Reiter! „Kavallerie links! Zweitausend! Ausfeuern!“ tönt das klare Kommando. Die Geschütze werden herumgedreht und schon donnern die Schüsse, ein Klingen und Säusen, man hört deutlich die Drehung der Geschosse in der Luft, sieht sie manchmal metallisch blitzen, das Säusen wird schwächer und mitten im Himmel blüht es auf wie ein heller Stern, eine blaue Wolke, ein leichter Knall und ein kaum hörbares Prasseln. In den Reitern, die so klein wie Kinderspielzeug erscheinen, entsteht Unordnung, eine Lücke ist gerissen, die rasch gefüllt wird. Wieder ein Schuß! Eine Granate mitten drinnen! Eine große Pulverwolke, wieder eine Lücke in den Reiterreihen. Nun formieren sie sich in breiter Front. Eine Attacke! Sie rasen heran, Schuß auf Schuß reißt die Reihen nieder.

Auf einmal erscheint gegenüber eine Rauchwolke, schon ist der dumpfe Knall hörbar. „Feindliche Artillerie!“ Jeden Moment erwartet man das Säusen des Geschosses und die Explosion, aber siehe da, es sind unsere Geschütze, die dort drüben in Stellung gegangen. Der Schuß gilt den Feinden, mitten unter ihnen geht die Granate nieder. Jeder Schuß ein Treffer. Die Artillerie schießt herrlich.

Plötzlich setzt das nervenzerreißende Rattern der Maschinengewehre ein in dem furchtbaren Konzert, weggeblasen, weggemäht werden Kopf und Reiter, ein wilder Knäuel bildet sich aus den Reihen und da hinein prasseln die Geschosse, hageln die Granaten. Der Knäuel löst sich, in wildester Flucht stieben die Angreifer auseinander, verfolgt von den sicheren Schüssen unserer braven Kanoniere. Alles spielt sich so rasch ab wie im Kino, die kleinen winzigen Reiterchen kommen näher, immer näher, Granaten fahren hinein, viele verschwinden, die nächsten füllen die Lücken, — eine Pulverwolke, auch sie sind nicht mehr da, dann endlich die zügellose Flucht, immer wieder stieben kleine Truppen vorbei, die ganze Kavallerie-Division jagt zurück, aber viele, viele von ihnen müssen bleiben.

In der Aufregung, die den ganzen Körper bei dem schrecklichen Schauspiel erzittern macht, achtet man gar nicht, daß hier und da hoch über unseren Köpfen verrirrte Kugeln pfeifen und in die Bäume schlagen; die Russen schießen furchtbar schlecht. Man schaut nur, man lacht und freut sich. Man denkt nicht daran, daß dort Menschen sterben — es ist der Feind! Es ist Krieg! Und unser ist der Sieg!

Wir müssen weiter.

Nach einigen hundert Schritten stoßen wir auf den ersten Toten: ein russischer Husar ist's, die Kugel im Kopf; Blut fließt aus Mund und Nase, die Augen und der Mund stehen halb offen, der Tod muß sofort eingetreten sein. Dann liegen Verwundete da. Jetzt ist man nicht mehr Feind, nur mehr Mensch, Samariter. Wir verbinden und laben die Armen. An einer Kosakenlanze befestige ich die Fahne mit dem roten Kreuz.

Spät in der Nacht gelangen wir auf Wagen in unsere Quartiere, wo endlos russischer Train stand. Kriegsteute, Soldaten tragen allerlei Ausrüstungsgegenstände der Russen, seidene Hemden usw. zusammen, Wagen voll von Generalsstabskarten, eine Menge Munitionswagen, viele Maschinengewehre (eines fanden wir mit vielen Patronen im Sumpf), der ganze Generalstrain mit Perserteppichen und Samtläufern und allerlei Ausrüstungsstücke, alles das steht und liegt herum. Ein russischer General ist gefangen, er starb an seinen Wunden in Lemberg, einer erschossen, viele Offiziere, Mannschaft, Pferde und wie erwähnt, der ganze Train sind unser, auch ein Stabsarzt, ein zweiter Arzt mit etlichen Bandagenträgern und einem Bleiiertewagen müssen mit.

Am 22. ist um fünf Uhr früh Abmarsch. Das Abessen ging uns abends gar nicht ab, jeder hatte das Bedürfnis, zu schlafen, zu ruhen, aber heute empfindet man es, mit leerem Wagen zu marschieren. In den umliegenden Dörfern werden die Russen jetzt zusammengefaßt. In Rudeln bis zu 50 Stück erheben sie die Hände und ergeben sich; aus jedem Haus werden ein paar herausgezogen. Bei einer Raß sehen wir auf tausend Schritt drei russische Reiter. Rasch greifen ein paar nach den Gewehren, der Offizier gibt den Aufsat an und schon knallt es. In wilder Flucht gehen die Reiter davon, ein Pferd läuft leer. Wir gehen, den Mann suchen, können ihn aber nicht finden.

Gegen Abend führen wir einen Teil der Beute und der Gefangenen in die nächste Stadt. Der Großteil des Trains muß zurückgelassen werden, es ist zu viel. Die Mannschaft fährt auf den feindlichen Wagen und Fahrflüchen, Munitionswagen und Maschinengewehren. Die letzteren sind so schwer wie unsere Gebirgsgeschütze,

auf schweren Lafetten mit eisernen Rädern montiert; das Ganze steht wieder auf einem Karren, also sehr umständlich und gewichtig. Viele, auch ich, haben eines der massenhaft herumlaufenden herrenlosen Pferde erwischt und reiten stolz und frohgemut. Im Städtchen langen wir mitten in der Nacht ein, trotzdem begrüßt uns die Bevölkerung mit lautem Jubel. Stolz auf unsere Truppen, auf unser Bataillon erfüllt uns, wir verkosten Ruhm! Doch dieser hilft nicht über den Hunger hinweg, der in uns wütet. Gleich nach dem Einrücken strömt alles in die Stadt, jeder lauft, was er an Esswaren erwischt. Nur sehr wenig Lebensmittel sind noch zu bekommen.

Am nächsten Tag ist in der Früh wieder Alarm, Einwaggonierung, und endlich mittags werden wir in der Hauptstadt abgespeist, nachdem wir zweieinhalb Tage hauptsächlich von Äpfeln und Brot gelebt hatten. Aber was macht das alles, was tut Hunger und Durst, was Anstrengung und Ermüdung, wenn man weiß, der Feind kommt, wenn man weiß, wir haben geiegt, die feindliche Macht ist zersplittert, vernichtet. Das erleichterndste Gefühl aber ist: Niemand von uns ist gefallen, niemand verletzt. Das ist vielleicht morgen schon anders, denn während ich den Brief schreibe, hört man deutlich den Donner der Kanonen in etlichen Kilometern Entfernung. Gott mit uns!"

THE Fatherland

A WEEKLY
PRICE: 5 CENTS

September 6th
1914.



Devoted to Fair Play for
GERMANY and AUSTRIA

PUBLISHED BY THE INTERNATIONAL MONTHLY INC. ~ NEWYORK
715 BROADWAY

NOTES AND COMMENTS

GETTING "EVEN" WITH THE FATHERLAND.

THE New York Times which boasts of printing "all the news that's fit to print" may be known after this war as the Mother of Lies. Evidently our revelations of its editorial methods have already opened the eyes of thousands of its readers. Unable to controvert the truth of our accusations, the great metropolitan daily debases itself by personal attacks on one of the editors of THE FATHERLAND. The letter, addressed to the Times by Mr. George Sylvester Viereck, speaks for itself. If the Times does not withdraw its statements ingeniously calculated to injure the reputation of our weekly, the publishers of THE FATHERLAND will take such legal steps as may seem advisable.

Editor, New York Times,

August 29th, 1914.

Dear Sir:

In your number of August 29th there appears an article, calculated to injure gravely my integrity as a publicist, bristling with inaccuracies and misstatements which I cannot let go uncorrected.

You speak of a story published by myself eight years ago in the *Neue Freie Presse* of Vienna to the effect that the Treasury of the United States had been looted by a band of bad bold millionaires. You create the impression that I wrote the article as a deliberate fake and that as such it deceived the editors of the paper in which it appeared. As a matter of fact:

1. The article in question was not written by me but by my father, who was not, as you claim, in Europe at the time. 2. The article was not published in the *Freie Presse* but in the *Berliner Tageblatt*. 3. The editors of the *Tageblatt* were fully aware that this was an April fool story.

In the second part of your article you claim that I published to the world how I met Oscar Wilde in the streets of Paris. This is absolutely untrue and I defy you to find any statement to that effect under my name anywhere in the world. I did publish an article in the *Critic* in which I reported certain rumors that had come to my ears. I enumerated the psychological reasons which caused me to believe that the story which, by the way, was revived very recently by a nephew of the poet in Paris, might possibly be true. I did not claim that I knew that the story was true or that I had met Oscar Wilde.

You impugn the quality of the "information" published in THE FATHERLAND on the strength of these stories. I can assure you that no article published in THE FATHERLAND contains so many inaccuracies as your own "expose" of my literary "past".

I would like to remind you that THE FATHERLAND whose veracity you impeach on the basis of two false accusations against me, numbers among its contributors such men as Professor Hugo Muensterberg, Prof. Kuno Francke, Dr. Rudolf Tombo, Prof. Herbert Sanborn, Haniel von Haimhausen, Frederick F. Schrader, Alexander Harvey and others of international importance.

I trust that you will give the same prominence to this letter as to the article herein referred to, not only in justice to my own reputation, but also in justice to the brave men who, without hope of reward or remuneration, have joined in a fight for fair play.

Very truly yours,

George Sylvester Viereck

NAILING DOWN THE WORLD.

August 29, 1914.

To the Editors of THE FATHERLAND.

The New York World of August 28th published an editorial entitled "Autocracy in War," and while this title appears to be general, the contents of the article are plainly an attack upon so-called German autocracy.

This Committee takes exception to this editorial.

The City of Antwerp referred to in said article is fortified and according to the law of nations the bombardment of a fortified point in time of war is perfectly legitimate. If in the course of the bombardment non-combatants are wounded this is not the fault or intention of the enemy.

German soldiers do not fire on wounded prisoners in hospitals flying the Red Cross flag. If the editor of the World maintains the contrary he either acts from ignorance or with malevolent intent.

He says he could not imagine "an American admiral ruthlessly sewing the deep sea with mines to destroy ships and sailors of neutral nations." Supposing we were at war with Japan and Japan were planning an attack upon San Francisco. Do you believe that in such a case an admiral of the United States would hesitate to mine the surrounding waters for the purpose of defense and regardless of the presence of "ships and sailors of neutral nations engaged in the pursuits of peaceful commerce?"

The Germans have not shot down "disarmed peasants who had tried to defend their little possessions" They did shoot down *snipers* and did no more or less than our own soldiers in Vera Cruz.

What the editor of the World calls the autocracy in war is therefore not German autocracy in particular (as he would have his readers believe), but the autocracy of war in general. We do not uphold war, but we venture to say that so long as war will exist it will be coupled with the autocracy of which he speaks, and this autocracy in case of a war between this country and some other nation would then be American autocracy just as much as the present attitude in Germany is styled by him as German autocracy.

Yours very truly,

German-American Literary Defense Committee.

Dr. F. C. DeWalsh, Vice-President.

Philadelphia, Pa., August 29, 1914.

A MESSAGE FROM DR. HEXAMER.

To the Editors of The Fatherland.

I beg leave to state that the members of the National German American Alliance are very well satisfied with your magazine. I have only heard words of praise and I myself recommend THE FATHERLAND to everyone and everywhere. It is my sincere wish that it will more and more increase its circulation, so that it can reach the masses. Whatever can be done to enhance this undertaking will, of course, be done by our officers and our members.

With kindest regards, I am

Yours very truly,

C. J. Hexamer.

THE FATHERLAND

Fair Play for Germany and Austria-Hungary

Edited by { GEORGE SYLVESTER VIERECK
FREDERICK F. SCHRADER

VOL. I.—No. 5

SEPTEMBER 6TH, 1914

PRICE, 5 CENTS

"German Brutality"

AMONG a thousand men, there are invariably two or three brutes. This is true of the English no less than of the Belgians and of the French; it is true, in a lesser degree, of the Germans, for the iron discipline of the German army visits heavy penalties upon the soldier who inflicts injuries upon harmless non-combatants.

If Germany destroyed Louvain she did so because the non-combatants in that city attacked German soldiers. The Belgian story that the German soldiers shot at themselves is too absurd to receive credence. We cannot conceive of a German army suddenly turning its guns against itself. The destruction of Louvain was an act of humanity, for it will teach other non-combatants, wherever they may be, to keep their guns out of their hands. In New York the possession of fire arms is a misdemeanor even in times of peace. In war the possession or the use of fire-arms by non-combatants is an offense justly punishable with death. The penalty of Louvain will save the lives of women and children, as well as the art treasures, of other cities in Belgium and in France, for it is a lesson that will be remembered.

The shots of Belgian non-combatants at German soldiers were really aimed at the breasts of their own mothers and the hearts of their children. For they knew the penalty that was certain to be exacted. The punishment meted out to the city, even if fully verified, needs no apology here. But the story printed in other papers of German soldiers wantonly killing little children, shooting nurses, or hacking off the arm of an old peasant woman who merely stretched out her hand to bid them god-speed, is a lie, and its publication in this country is nothing short of a crime. If it could be proved, we would be willing to stop at once the publication of "The Fatherland". But we will not accept the testimony of hysterical women and frightened children, filtered through English channels. It is inconceivable that any civilized nation, whether French, Belgian, or German,—we advisedly omit Russia and Japan—would be guilty of intentionally hurting women or those little ones whom the Master called

unto him. We should remember that soldiers, even if war passions be aroused, are after all human beings. They are men like ourselves. It is no more likely that German soldiers would be guilty of such atrocities than that Mr. Bennet, Mr. Pulitzer or Mr. Ochs, if they shouldered a musket, would suddenly turn into fiends. To believe that any sane man, whatever his nationality, would be guilty of such atrocities, is to surrender one's faith in humanity.

The German Government, too proud to deny such dastardly stories officially, has made it possible for American correspondents to investigate for themselves the reports of German cruelty to Belgians. Meanwhile, we of German blood and affiliation, stake our own stainless record in this country and the record of German-Americans in the Civil War upon the presumption of German innocence. Are we like wild beasts and have our kinsmen who fought our battles, stained the flag of the Union with the blood of infants? If not, then why believe the monstrous assertion that our brothers are guilty of crimes that would make even Caligula blush. Meanwhile no self-respecting newspaper and no newspaper that does not hold America's citizens of German blood in utter contempt should defile its pages by reprinting such poisonous rubbish.

George Sylvester Viereck.

Where The Jews Stand

Ex-Judge Leon Sanders, Grandmaster of the Independent Order Brith Abraham quoted in an interview.

NO man who knows the social and political conditions of Russia attaches any faith to the Czar's promises. The Little Father has promised the Poles independence, the Jews political and civil equality. That in itself is a contradiction, for the Jews are chiefly settled in the old Polish Domain. If the Poles are given their independence they will administer their State in their own way. So the Czar is promising something that cannot be realized. Besides, what assurance is there that he really has made such a promise? Even if the Czar should come here, the Jews would not believe him. The man who personally directed that no American citizen of Israelitic faith should be allowed to enter the Dark Empire, banished civilization, treated with utter contempt the President of the United States and Congress when approached on the subject of preventing Jewish bloodshed, suddenly professes himself a friend of the oppressed and persecuted! Will anybody put any faith in such professions?

THE EXPANSION OF RUSSIA

By DAVID S. LEVY.

I.

"A SPECTRE is haunting Europe!" Once again the nations shrink back and are appalled at the apparition. But this time the spectre presents, not the attenuated visage of Communism, nor the more florid one of Socialism, nor the fleshless form of Anarchy. It presents something far different: the terrible figure of an awakened Colossus, black, shaggy menacing, blood-boltered; the revived form of a regenerated spirit; the spectre revisiting the haunts of the body: the Russian Bear looming mountain-high on the horrific horizon.

At the bottom of the slaughter is one cause, THE EXPANSION OF RUSSIA. This is fundamental and immutable. Fear of the Pan-Slavic movement, of Russian expansion, caused Kaiser Wilhelm to distrust all sides—vengeful France, mindful of 1870, on the south; commercially jealous England on the north and west—and on the east, he was compelled to deal with the greatest peril of all, half-civilized Russia, brooding over Pan-Slavic sentiment and dreaming of Peter the Great's ambition: a place for Russia in the lap of Europe.

Russia is little understood by the average American citizen. The dark veil which centuries of arrogant autocracy have thrown over the country has effectually discouraged the penetration of the curious. And yet Russia is potentially the mightiest nation of the future. Its brute strength staggers the thinker. It has a population of 165,000,000 which increases yearly at the rate of 3,000,000 despite famine, wars and the hardships of fierce winters. This population, enormous as it is, fairly loses itself in a domain of 8,650,000 square miles, an area two and one half times the size of the United States and proportionately rich in natural resources.

Ages of exploitation will be unable to exhaust Russia's possibilities of commercial and industrial expansion. Russia has more than 900,000,000 acres of timber-land, whereas the United States has but 88,000,000. 250,000,000 acres of land are under the plow in Russia, while twice that amount is being cultivated in the United States. But Russia can expand her cultivated area over two-fold and still have virgin soil for coming generations; oils, naphta, minerals of all descriptions, fuels and what not abound everywhere in almost illimitable profusion. In the last ten years Russia has doubled her foreign trade! In 1902 it amounted to \$700,000,000; in 1912 it amounted to \$1,400,000,000. Of this, 56 per cent were exports, and the balance, imports. Such is one phase of Russia's expansion.

The Russia of the Darker Ages, the Russia around which were agglomerated the subsequent conquests which today compose the Russian Empire, was founded in the ninth century by the Norse adventurer Ruric. Olga, his fanatical daughter-in-law, immediately introduced the orthodox form of Greek Catholicism. Russia was for a long time overrun by the Mongol hosts, and for two centuries she paid them tribute. In 1593 one of the most powerful figures in Russian history came to the throne in the person of Ivan, justly called the Terrible. He it was that first assumed the absolute title of Czar. He instituted a number of reforms among his people, but he spent most of his time in chopping off their heads and in adding to his original dominions, Kazan, Siberia, and Astrakhan.

In 1613 Michael Romanoff, whose descendant, Nicholas the present despot, recently celebrated the tercentennial an-

niversary of the dynasty of the Romanoffs, took possession of the crown. Russia at this time was a vast but exceedingly primitive empire, having only one seaport, Archangel. Manufactures and a navy she had none. From the Black Sea she was cut off by the Turks, and from the Baltic by the Swedes. She was essentially an Asiatic barbarian. Her intercourse with Europe was nil.

Hitherto Russia, with her wholly Asiatic military, political and social organization, had been able to win over Asiatic enemies; but against Occidental civilization she was intrinsically powerless. In order for Russia to enjoy a position of power and prosperity in Europe it was necessary for her to begin association with European nations. The latter, however, jealous and contemptuous of this parvenu arisen in the East, did not relish her company, and persisted in blockading her within what was aptly named a "vicious circle." It was left for the genius of Peter the Great to break this circle.

Taking the crown at an early age, he sailed down the Don and captured Azof, the key of the Euxine and Russia's first southern seaport. Before he was turned in to his fathers, he gained Ingua, Livonia and a part of Finland, thus giving Russia a broad front on the Baltic.

Catharine the Great, his wife, continued the work of Russian expansion. With the aid of Prussia and Austria she dismembered and partitioned Poland. Carrying forward the attempts of Peter, she strove to secure access to the Black Sea and thus opened the famous Eastern Question in all its ramifications down to the second Alexander's war of 1877-78. Catherine first tried to secure access to the Indian Ocean, but in the multitude of wars, treaties and embroglios with Persia, Afghanistan and England that followed, she was unsuccessful, and the question is one that Russia will some day have to settle with England, her "friend."

Under the Czarina Elizabeth and Alexander I, the Finland questions were raised with the subjugation of Finnish territory. Simultaneously, Russia attempted to gain access to the Oshgotsk Sea, the Sea of Japan, and the Pacific Ocean; and with these attempts began the dismal work of Siberian colonization and all the phases of the Far Eastern Question. In all these onward moves the matter of securing new territories concerned Russia much less than the supreme end of all her efforts; to reach a sea—a sea free from ice, a sea opening into the ocean; "a window," in Peter the Great's phrases, whence Russians might look upon the civilization and the commerce of the world.

The freshest and the best known of these desperate efforts were the ones resulting in the disastrous Crimean War of 1854 and the Japanese War of 1904-5. In 1854 the Emperor Nicholas I of Russia, anxious to seize the spoil of the "Sick Man of Europe," occupied some provinces on the Danube, under the specious pretext of protecting Christian pilgrims against the outrages of barbarian Moslems. England, alarmed at this Russian encroachment toward the commercial advantages of the Mediterranean, persuaded the gullible Louis Napoleon III, Emperor of France, to join her in an attack upon the intruder. After a desperate campaign in the Crimean peninsula the Russians were defeated and by the Treaty of Paris agreed to abandon the protectorate over the Danubian provinces.

But Russia, smarting under her humiliation, straightway began pushing herself forward once more. After disre-

garding the neutrality of the Black Sea in 1870, she recovered a part of Bessarabia; in 1877 she espoused the cause of the Balkan States in their war against Turkish misrule, and for her pains received at the Congress of Berlin in 1873 the whole Bessarabia and retained a part of Turkish Armenia. From this time forth Russia began her policy of intrigue with her co-religionists and fellow-Slavs in the Balkans. The Balkan War of 1912-13 was in part inspired, if not by Russian officialism, certainly by Russian agitation. Russia has maintained a sort of motherly watch over the ignorant Balkan populations for the last fifty years. Her influence in Montenegro, Bulgaria and Roumania has largely shaped the policies of their respective cabinets. The reason for this, is, of course, Russia's desire for a free passage from the Black Sea ports through the Dardanelles; a desire which can be satisfied only by the capture of Constantinople. Russia has viewed with glee the startling results of the Balkan War. By insuring the neutrality of the Triple Alliance, and more particularly of Austria, while the little Balkan States achieved their tremendous triumphs, Russia insured the future of a still greater Pan-Slavic triumph. It would appear from the present war that Austria has realized—too late—the mistake into which she was forced by the underhand duplicity of Premier Sazonoff.

But while Russia has only recently striven for expansion to the south, her efforts at the north and east have gone on for centuries; and since the beginning of the 19th century these efforts have been frantic. As a result of them, Russia dominates southern Asia from the Ural Mountains to the

Pacific Ocean. Turkestan also is here, bringing her dangerously close to England's Indian possessions. After subduing the inhabitants Russia annexed the territory of Turkestan and connected it with Europe by the Trans-Caspian Railroad.

Rimbaud well sums up the effects of these Russian activities: "The results of these daring raids through Turkestan, in the direction of the Persian Gulf and Afghanistan, and towards Amur and the Japan Sea, are now consolidated by a wholly modern outfit of war and travel. In Turkestan every strategic point is a Russian railroad station. . . . The Trans-Siberian Railroad with its numerous stations, its branch lines to Khabarovsk, Port Arthur and Peking, and the annexed systems that penetrate the Chinese Empire, has consolidated all that was accomplished by the venturesome explorers of former times. . . . It brings to bear upon the further side of Asia all the power of the Czar. The policy of Russia is to secure the full attainment of what she has been striving after for centuries in her onward march through the Siberian wilds, that is, access to seas from ice, where her fleets of war and commerce may have unhindered course. She is striving for this 400 years later than Spain, Portugal, France, England and Holland. She is about to inaugurate a new era in her history: the oceanic, the world-wide era is merely beginning for the Slav."

(Dr. Levy's second paper on Russia will appear in next week's issue.)

A VOICE FROM INDIA

To the Editors of THE FATHERLAND.

Representing the whole people of Hindusthan except those who are a disgrace to the country, and who are being used as a buttress to the decadent British Empire, we the members of the Independent Hindusthan Society, hasten to express, through your columns, our heartiest sympathy with the German and the Austrian peoples in their righteous war against their, as well as our enemy, England.

Let us clearly state our position. Neither that microscopic section of our people whom Britain has bribed—with the money, of course, robbed from India,—to praise and justify in season and out of season, the British plunder and robbery throughout the world, nor the ignorant Gurkha soldiers, who are reported to fight for the allies in Europe, represent Hindusthan. They are mere tools in the hand of the enemy. And the news you read about India's loyalty to England is one of the thousand lies that the English papers print nowadays.

We have had enough of the Muscovite methods of England. India, once one of the most enlightened and richest countries in the world, is now in the dust with the heels of the oppressors on her neck, because our fathers were not shrewd enough to understand English national characteristics—treachery, hypocrisy, and greed of gold. Mr. W. J. Bryan, the Secretary of State for the United States, very rightly says in his Pamphlet "British Rule in India" that, "The Briton has impoverished the country by legalized pillage."

It gives us, indeed, great pain, to learn that soldiers from Hindusthan are to fight the Germans, our best friends! Pardon us our temporary helplessness in preventing it. In Germany our arts, literature, philosophy, ethics, and civilization are understood and appreciated better than elsewhere;

and such great philosophers and scholars as, Schopenhauer, Max Muller, Rudolf Eucken, Paul Deussen and others had, and have great sympathy with our unfortunate people. Not long ago in the course of a conversation with a distinguished Hindu, Professor Eucken said something to the effect that it is only the Germans and the Hindus who could solve the greatest problems of life; and what a pity that the unscrupulous English should pick up a quarrel between these two peoples.

Let us assure you again, that the sympathy of all thoughtful men and women of Hindusthan is entirely with you, and that their constant prayer is "God grant victory to German arms."

S. C. Nukerji, President.

The members of Independent Hindusthan Society, N. Y. C.
August 30, 1914.

IRISH FREEDOM.

LET the 26th of July be noted in the calendar of the Irish Nation, for on that day the Volunteer Movement was formally and effectively baptised, baptised in the blood of the Volunteers—blood also of British soldiery.—*Irish Freedom.*

IN all Irish history there has never been a baser or more cowardly betrayal of Ireland than that committed by John Redmond in his speech in the House of Commons on Monday, Aug. 3, when he assured the English Government that it could take every soldier out of Ireland to fight the Germans and that the Irish Volunteers would hold the country for England.—*Gaelic American.*

Tales of War's Barbarity

Are the Germans Justified in Punishing Antwerp? Read the other Side Below.

THE one-sided presentation of the war news in the leading American papers in New York—like the *Herald* and *Telegram*, which are owned by an expatriated American whose home is in Paris; the *Tribune* owned by the estate of the late ambassador to England; the *American* and *Journal*, owned by Mr. Hearst, who publishes several important publications in London, and other papers closely allied to the London financial groups with headquarters in New York—is well illustrated by the prominence given to reports of German cruelty and barbarism, and the complete suppression of news giving facts on the other side, notably the cowardly attacks on helpless women and children in Antwerp, where the stevedores in one case snatched an infant from the arms of a fugitive German woman and drowned it before her eyes. No particulars are given of the outrages committed upon the German troops by non-combatant civilians after a place had been evacuated. Every report is colored with the personal animus of the British correspondents who are running amuck in the American press, and it is made to appear that what the Germans are doing in retaliation for inexpressible crimes upon their own people stand as exceptional examples of cruelty in the annals of war.

That "snipers" are summarily dealt with by every army is evidenced by the following telegram which relates in incomplete form an incident connected with the taking of Vera Cruz by our own forces as printed in the *Evening Sun* under the double headlines: "Trying Woman Sniper. She is Charged with Killing Eight Bluejackets":

Vera Cruz, May 5.—A woman "sniper" was ordered before a military court martial today to be tried on a charge of murdering eight American bluejackets or marines during the first of the fighting, having picked them off one after the other in the streets.

The woman was betrayed by a Mexican, who led troops to her house last night. The building was searched, and as a quantity of arms and ammunition was found, she was arrested.

That the woman was dealt with as the Germans are dealing with the same class of non-combatants, if proven guilty, is evident from the fact that she was tried by court martial, which is governed by but one law in such cases.

Stories of cruelty against helpless Germans are coming in by every ship which reaches port and by letters from army surgeons writing to friends in this country. We have all read with a feeling of intense sympathy of the "brave Belgians" and the "poor, innocent non-combatants" who fell victims to the German Zeppelins recently. And yet, though we cannot deny our sympathy to the unhappy victims of war's fury, news from the besieged city of Antwerp tends rather to justify the

hard fate that has befallen it. It has taken hardly three weeks for retribution to visit a city which has probably gone farther than any other in its persecution of defenseless Germans.

That is the story of Mrs. Edmund Kandler, the young wife of the officer of the Belgian steamer, "Vaderland."

Only a month ago they were married and established their little home in Antwerp, the harbor of her husband's ship. Today the stately young officer is out of employment, and his little blonde wife could only leave Antwerp at the risk of her life. All that she was allowed to take was a small hand satchel. The pretty little home with all its pretty things which they had established had to be abandoned. She is thankful that she is in New York, able to begin life over again at the side of her devoted husband.

The "brave Belgians" and the "poor sufferers of Antwerp!" How strange, how different, how ugly they seem as described by Mrs. Kandler, who saw and heard, and herself experienced the savage brutality of these civilized Belgians against helpless Germans.

"I don't know how I should have escaped from Antwerp with my life," declared Mrs. Kandler, who lived for many years in Antwerp, "but for the aid of a dear friend. Howling mobs passed through the streets in the early part of the month and attacked the German residents, robbing and murdering them. Any one appearing in the streets with baggage was torn from his conveyance and robbed of his satchels and trunks, while the police looked complacently upon the spectacle of men and women being deliberately tortured and outraged.

"My friend tried to send me across the border by train before the expiration of the time limit for all Germans to leave the city. He went to the station to learn when the next train would leave, but soon returned pale and trembling.

"I witnessed some awful scenes of barbarism during the Boer war," he said, 'but such excesses as those committed by my countrymen surpass everything in my experience.'

"That night my friend took me aboard the Finland, where I remained in hiding for three days until we set sail for America. But oh, the stories told me by other refugees aboard the Finland! Any one who looked German or had a German name, or was suspected of entertaining German sympathies, was a shining mark for the mob. No one was spared! Even citizens of forty-five years residence in Antwerp, and universally respected were driven out like criminals. The murder of Mr. von Malinkrot cries to heaven for vengeance. He was one of Antwerp's benefactors. He was shot dead as a German spy. And a man who had been em-

ployed for thirty years by the Red Star Line and been decorated by King Albert was persecuted like every one else, despite the fact that two of his sons were fighting in the Belgian army.

"The German school, the best school in Antwerp, was the special object of Flemish vengeance, as also the German Seamen's Home. Every window was smashed, and the work of destruction only ceased when the two buildings were turned into hospitals and the Red Cross flag hoisted over their roof.

"Countless Germans with their families were thrown into prison, and a young Russian woman who had been mistaken for a German and had also been locked up, told me of harrowing scenes of small, half-naked children, weeping, starving and sick on the naked stones of the Prison."

BELGIAN, FRENCH VS. GERMAN CRUELTY.

IN view of the circumstance of Belgian's reported protest against "German Cruelty" to the American Government at Washington, the following letter of a German surgeon attached to the Red Cross, received in New York last week, is peculiarly timely:

"At the hands of men, women and half-grown boys our troops have experienced here all the horrors usually attributed to savages. Belgian non-combatants are blazing away at everything German from every house and every thicket with perfectly fanatical hatred. During the very first days we had a number of dead and wounded from assaults by civilians, women as well as men. Day before yesterday a German had his throat cut from ear to ear in bed during the night; another house displayed the red Cross flag; five men were quartered there. The next day all five were found assassinated.

"Yesterday morning we found in a village in front of Verviers a single soldier, his hands tied behind his back with both eyes gouged out. A motor car from Liege day before yesterday stopped in a village; a young woman stepped up close to the chauffeur, suddenly put a pistol to his head and killed him. Of course, such acts are promptly followed by the execution of the criminals, but neither this nor the burning of their houses deters the inhabitants. Of the wounded under my care several had wounds I could not account for. . . . (Description omitted because unprintable). Two of my patients have birdshot each in one eye; a serious wound of the wrist was inflicted while the troops in passing a hedge in the dark were fired upon by a concealed sniper at such short range that the powder marks were left on the skin. Another had his right arm so badly lacerated with birdshot fired at close range in the dark that his arm had to be immediately amputated.

At Gemmenich, an hour's tramp from Aix la Chapelle, an automobile sanitary column was fired upon in mass from the snipers by the villagers last Wednesday. The escort of hussars was too weak, but two of the miscreants were seized and shot, and the house from which most of the shots were fired was burned. The Red Cross on our sleeves and wagons affords the surgeons no protection. In several engagements it happened that wounded men carried out of the firing lines, and others being conveyed to the field hospitals in the rear, were butchered in cold blood by the peasants from the villages. In removing the obstructions from a barred tunnel many Germans were seriously in-

jured. Women who come from all directions threw stones at the wounded men, and jeered them. A gentleman from Aix la Chapelle, driving with a military chauffeur through a Belgian frontier village, Gemmenich, while compelled to alight just beyond the place, was killed by a shot from a near-by hedge.

That is the way the civilized people of Belgium are conducting the war. Can a man be held accountable if his blood boils and his mind is robbed of the power of reflection by such deeds? Yet the Belgians profess surprise that we should summarily proceed against civilians who give rise to suspicion.

ARE the French any less blood-thirsty than the Belgians in their furious assaults on helpless Germans? If any one thinks so let him read the following from the new York *American* of August 25th:

"It will never be known how many Germans were killed in Paris during the three-day riots of July 30 and 31 and August 1. The crimes of that period, could they but become known, would shame the civilized world."

This statement was made yesterday by Henry M. Ziegler, a Cincinnati millionaire, who has made his home in Paris for the last five years, but fled with the American refugees and returned on the steamship *La France*. Describing the scenes in Paris during the three days of rioting before martial law was declared, Mr. Ziegler said:

"It was unsafe for any foreigner, particularly one who could not speak French, to go on the streets. For a German it was little short of suicidal.

"I saw one German driving down a boulevard with a woman in a cab. How the mob learned he was a German I do not know, but they upset the cab. The woman fainted and was trampled on, but some one finally dragged her away.

"The man made a gallant fight for his life. With his back to the overturned cab he fought desperately for several minutes, and he was a big fellow, too. He struck out with his fists, right and left, and bowled his assailants over as fast as they got within reach. But he was finally overpowered and trampled and stabbed to death by the mob.

"Every shop over which there appeared a German name was wrecked. At frequent points along the boulevards were shops with the windows broken and the interior looking as though a bomb had been exploded there. In other quarters of the city even buildings were torn down.

"I know a family that had a German cook a woman who had been with them many years. The sons went off to war with the first army, but that was not guarantee of protection for the woman. Some one told the mob, and my friends had to hide the old woman in the cellar under a pile of boxes to save her life.

"I was on the street one evening with a friend. We saw the mob chasing a German. He almost got away but was caught in an alley. My friend recognized one of his employees in the mob. The next day he told me his employee had boasted that they not only got the German we saw them after but three others. All were stabbed to death after being beaten into insensibility.

"One of the most noticeable things in Paris are the electric signs of 'Maggi' the big milk distributor. He has upwards of 100 milk depots in Paris, and is worth between \$5,000,000 and 6,000,000. He is a German, but has lived in Paris for twenty years or more.

"The mob wrecked his electric signs and milk depots and then some one started the report that he had poisoned the milk and was going to kill all his customers. The mob went hunting for him, but he escaped."

H. G. WELLS AND THE WAR

An Open Letter From One Englishman to Another.

"The enclosed" writes the author in submitting this letter to us, "expresses the true feeling and opinion of at least one Englishman not yet blind to the real issues of this ghastly war. You will see that it is a direct appeal to the justice of one of our clearest, yet not wholly unbiased intellects."

Sir, even worse than the hideous features of this inglorious war, is the spectacle of a mind like yours steeping itself in the foam of faction, a vision like yours regarding the world between the narrow bars of the Union Jack.

Your desire to remain reasonable and just is as obvious as the strain. You are able to perceive beyond the mirk of journalistic patriotism certain aspects of the right even upon the enemy's side. You have to a large extent remained untainted by the rabies of the jingoes and imperialists. You are conscious of the colossal menace of Russia for all Europe, but you are blind or silent as to the immortal shame of our pact with her.

Your attitude may be due to faulty orientation, to inherited British prejudices or traditions, to the mental angle made necessary by an insular life. In your utterance echo the cries of French Chauvinists and the many mouthed misconceptions and political platitudes of our uneducated mobs.

We might have expected you to save yourself from at least one gross and crude misconception—the sickening delusion that this is a humanitarian war we English are waging. We will allow H. G. Wells his robes as a prophet, but to see him don the spotted robes of the patriotic Pharisee is a spectacle to blast our belief in the finer mind and the higher man. Are you un-English in all things save in the impossibility of ridding yourself of the taint of cant and hypocrisy?

Let us, as honest Englishmen, or, better still, as good cosmopolitans, face the facts of this war.

Let us put ourselves first in Austria's position. What would the national temper have been if some petty state of swineherds and assassins and hot bed of rebel had assassinated our King and Queen, or, allowing for age and condition, our heir to the throne and his wife? Would we have tolerated compromise, palliation, interference? Not we! Yet we proposed it to wounded, outraged and harassed Austria. Or let us put ourselves in the perilous position of Germany, a land locked in on all sides and sandwiched between two hostile and formidable powers. Her pledge to Austria, her regard for her own destiny, required instant assurance of the pacific intentions of Russia and France and failing these, instant action. Russia, that mass of fanatic mediaevalism, her embecile Czar in the clutch of a bigoted Pan-Slavic clique, began to muster for war in what Austria had declared was to be purely a localized conflict, and upon Russia must rest the curse as the great stumbling-block in the path to peace.

Followed Germany's parleying with Belgium—succeeded by her invasion. This step, rendered absolutely necessary by the stern strictures of war, our statesmen and news-mongers describe as infamous and in nothing is their pharisaical cant more conspicuous. Germany basing her overtures upon undeniable information she had received regarding the entrance of French troops into Belgian territory long before her own—offered terms to that country. It was a purely technical matter, involving no questions of independence, but merely of thoroughfare and guaranteeing all possible damages. Belgium already in the wrong through her conspiracy with France, might have uttered a formal protest. But supported by France and England, she resolved on war. The presence of French troops in Belgium uniforms accounts for the unexpected resistance of the Belgians. Germany's

action is not to be defended on purely ethical grounds, but let us not forget the many treaties we ourselves have violated when it suited our convenience. It is a question whether a great state in Germany's position could afford to have its hands tied by a treaty made in 1832—when she was but a congerie of small and separate kingdoms.

The "bargain" Germany sought to make with England is something which gives the moralistic strain in our ministers and people a convenient peg on which to air itself, and assuming the role of the virtuous champion. England, as both Sir Edward Grey and Asquith announced, bore not the slightest obligation towards France, England's chief concern was the integrity of the northern French coast so close to her own. To this Germany frankly agreed and with the acceptance of these terms England's duty to herself and her sentimental "entente" with France would have been amply fulfilled. Not in justice to herself could Germany agree to England's unwarranted demand that the French colonies be given immunity. She could not afford to fetter her hands at the very beginning. Colonies are pawns in the game of war. This fact was proved by England herself when she immediately seized the defenceless German colony of Togoland.

If you, sir, saw things in their absolute essence, free from the popular prejudices or interests, you would with the prevision of posterity, be able to regard England's calculated declaration of war in its true light and significance—a disgraceful stroke that is nothing less than treachery against her own race. At the first sign of Continental hostilities the yellow rags began to yelp for war. All the poison of hate instilled into the ignorant people by alarmist scribes and the mongrel war-mongers of the gutter-generalissimo Harmsworth was set to boil. And at last even the liberal government yielded—yielded to the scrofulous patriotism of the yellow press, to the pressure of jingo politicians and the jealous dolts of our merchants and manufacturers, and declared war upon a power with which we had never had a quarrel, which in no wise threatened nor attacked us (save commercially where her efficiency was greater than ours)—a nation already at a terrible disadvantage and beset on all sides. All Englishmen who were once proud of our national boast of fair-play must now ask themselves whether that fine quality is not struck from our hearts forever.

Not for humanity not for the protection of a smaller country on a technical point of neutrality, not out of love for France has England gone to war. This vile and hideous cant may serve for the unthinking mob. It may serve to disguise the real issue and the real motive (already appearing in the cries of 'Seize Germany's trade') and allow us to pose, for a time, as a highly virtuous power. But that you, too, should be infected by this insufferable Pecksniffism amounts to a dethronement of justice and judgment in a mind one might have deemed above it.

We have gone to war because the hour had come when we might best injure our suggested and artificial enemy with least danger and most profit to ourselves. We war against her because we feared her, because her science and cleverness had beaten our own stupid manufacturers in the markets of the world. For years we have allowed ourselves to be influenced by an oblique French provocation.

You too repeat the common and absurd superstition that in the Kaiser alone resides responsibility for the outbreak. No man, last of all this intelligent German, approves of Russian militarism, but no Englishman has yet realized the reason for this ascendancy of the soldier in a nation of peace-loving people. It is the attitude of France, a nation unable like others to reconcile herself to defeat, which gave birth to the German military system—a largely defensive one. For 44 years France has maintained her steady and inextinguishable propaganda of hatred and “revanche.”

And now, sitting calmly before the map of the Continent, you suggest that these two provinces originally stolen from Germany by Louis the XIVth, should be given back to France! They were won back by Germany at the cost of oceans of German blood. After the cession to Germany, the people were given the choice of remaining French or German subjects. The Germans have sworn that the Rhine shall remain a German river within the German land, and if you know anything of the temper of that people you will realize what that means. There are now more Germans and German interests in these two provinces than the small residue of French. To deprive Germany of these two provinces—should she be beaten by the overwhelming odds against her—would merely re-open the old sores on the other side of the boundary.

You speak, too, of the “cheap” victories of the Germans in 1870. That word is an insult to what must forever remain one of the greatest military achievements in history. Moreover it is rash of you to use it at the present moment when whatever victories we ourselves might win, will certainly, in view of conditions, be cheap. Hundreds of thousands of German lives were lost in carrying the tremendous fortresses of the frontiers—yet all were carried. During the taking of one alone 28,000 German lives were lost. Yet France, the greatest military power of the times, won not a single battle, despite its superiority in modern weapons and equipment. Hopelessly was she beaten by the despised nation of professors and dreamers—a nation poor and scarcely unified. And since that day she has maintained her warfare of lies and calumny.

Germany, even the Kaiser, has been proved the friend of peace. That she arrived among the great powers only after England and the others had seized all available possessions must not be allowed to hamper her development—not in the name of humanity and civilization—with England in the attitude of the dog-in-the-manger.

I repeat, and I know that in the hearts of many Englishmen whose mouths are now muzzled my words must strike

the chords of conscience and of justice—our nation has proved what history will certainly describe as a traitor to our race. She is supporting the Latin against her Teuton brothers, she is supporting the monstrous Slav, though ashamed to avow it—and now, as a crowning infamy she has incited the Mongol hordes against her own blood. This is to me the infamy of infamies—the cowardice of all cowardice!

What a base and ignoble game—to endeavor to wrest from Germany her share in the spoils of the Boxer rebellion—a seizure or lease of Chinese territory in which France, England and Russia were equally guilty! It is an example of that perilous policy of which the world has always accused us—of egging on one nation against the other. England has now given a powerful incentive to Tartar and Mongolian forces which shall overwhelm her as well as the rest of Europe. First the Slav, then the Mongol.

Shame and humiliation are in my heart as I write. I see the fair name of ageing England blackened by a treachery that arises from weakness and fear, from hypocrisy and injustice.

It is the glaring, the crying duty of one in your position to stand forth against this monstrous sham and crime. Irrespective of mob sentiment, journalistic frenzy or your own popularity, it is your sacred duty to become a spokesman for a country traduced, maligned and attacked on all sides. You know well what Germany stands for—for that order, system, intellect in the guidance of life which square so thoroughly with your own ideals. You may fear through frankness to risk your fame, your prestige as a writer, but these cannot diminish but merely increase. Remember that when his inmost conscience and convictions urged him, Victor Hugo dared exile and the mob. Only recently you urged Sir Thomas Lipton and Lord Devonport to beggar themselves if need be so long as they did not raise the price of food. Shall a leading, wealthy novelist and social thinker risen above the confines of a narrow patriotism, have less courage than a grocer?

They say that you would do many things to which your true impulses impel you, but that there always enters some fatal inhibition of the will. But in the exaltation of a crisis such as this you will master that inhibition. You have your matchless opportunity for a luminous and lofty personal greatness. Or shall History with its cold, dispassionate hands and eyes, weigh H. G. Wells in the balances and find him recreant and wanting?

Aylesbury.

R. L. Orchelle.

THE TREASON

By ERNEST BRUNCKEN.

THEY have signed the treaty, they're firmly bound,"
Thus whispered the Briton and wily Gaul
In the ear of the volatile Walloon,
"And much is easily gained for us all:

"Remember the Fleming in your own walls
"He dares to ask for an equal right!
"He scorns the tongue of beautiful France
"And harsh on your ears his jargon falls.

"Come, join our league! In our secret plans
"We are weaving a net for the German fool.
"His honest dullness will make that scrap
"Of parchment scribbled our sharpest tool.

What boots his bravery, serving the Wrong!
Now Mankind will forget not soon
The vengeance coming in fire and blood,
To the treacherous wile of the weak Walloon!

"Then you may laugh at the Flemish boor;
"Then throughout Belgium, rich and fair,
"Will ring French words and songs alone,
"And Flemish Antwerpen be French Anvers!"

Thus softly they spook to the weak Walloon,
He forgot his faith and his plighted word.
To the French he opened his fortress gate
To strike, when the war bell should be heard.

Woe, woe, the Walloon! The lightning spark
Struck quick and hard ere Treason was done
Preparing the scheme and weaving the net
For Justice is swift, and Right has won!

The Fatherland

FAIR PLAY FOR Germany and Austria-Hungary

Edited by
GEORGE SYLVESTER VIERECK
FREDERICK F. SCHRADER

A weekly published and owned by the International Monthly, Inc., at the N. Y. Commercial Bldg., 715 Broadway, New York City. Telephone, Spring 1792. Cable Address, Viereck, New York. President, George Sylvester Viereck; Vice-President, Joseph Bernard Rethy; Treasurer, M. Binion; Secretary, Curt H. Reisinger. Terms of Subscription, incl. postage in the United States and Mexico, \$2.00 per year; \$1.00 for six months. In Canada, \$2.25 per year; \$1.25 for six months. Subscriptions to all foreign countries within the postal union, \$2.25 per year. Single copies, 5 cents. Newsdealers and Agents throughout the country supplied by The International News Company. Manuscripts, addressed to the Editor, if accompanied by return postage, and found unavailable, will be returned. The Editor, however, accepts no responsibility for unsolicited contributions.

Copyright, 1914, by the International Monthly, Inc.
Entered at the Post Office, New York, N. Y., as Second Class Matter.

TO OUR READERS.

WE are a power now. We shall remain a power as long as we represent you. This we shall do unflinchingly. But there must be no slackening of the reins. Never before in the history of American journalism has a great weekly been created merely out of the enthusiasm of its founders and readers, without capital and without business machinery. Now we must build a firm foundation for the future, for never again in the hour of need shall Americans of German descent and affiliation be found unprepared and unrepresented in the language of our country. What you have done is great. What you must do is greater still.

You must continue to help us until the battle is won all along the line.

Send us your contributions to our press fund. Subscribe for yourself and your friends. Send us names of sympathizers. Demand "The Fatherland" at the news stands.

The German troops at this moment are smash ing their way into the heart of France. But even with Paris fallen, the task will not yet be done. We have fought our way into the consciousness of the American public. You must help us to retain what we have gained until fair play is surely established for all times.

THE FATHERLAND.

MORE ENGLISH THAN THE ENGLISH.

OUR contention that the Anglophile press in America is more English than the English themselves is confirmed by the latest number of the London Academy. "At times of general strain such as the present", remarks that conservative British Journal, "there is always a tendency, among the least thoughtful of the community, to exaggeration and violence of language. Of

such a category is the abuse of the Kaiser as 'the Mad Dog of Europe' by a certain section of the Press."

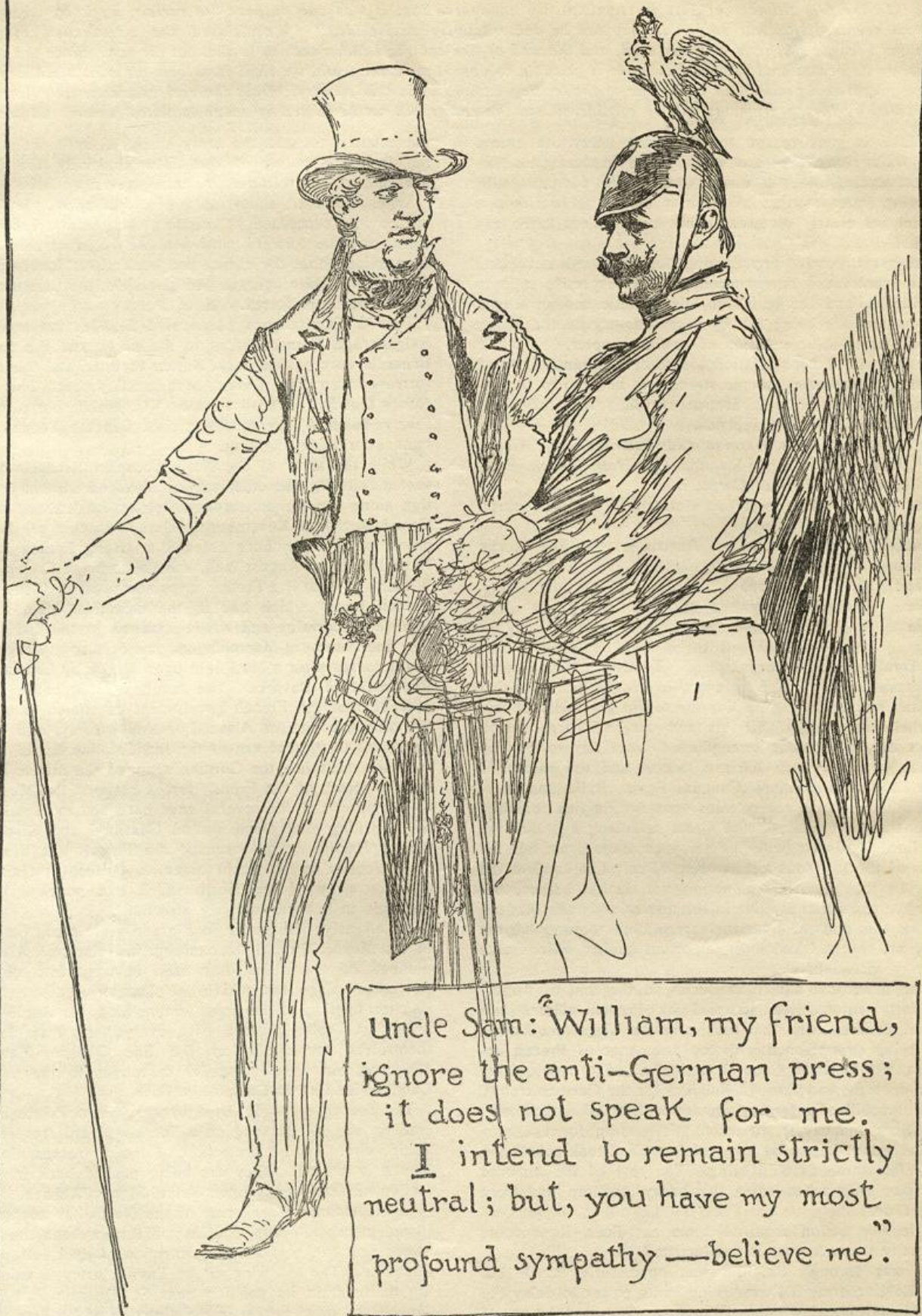
This applies aptly to Dr. Parkhurst, the famous expert in frog lore, if we may trust the investigations of the Lexow Committee. "In spite of rumors to the contrary," the Academy goes on to say, we quote for the benefit of the Anglo-Saxon Pulitzer Estate "it is still very doubtful whether the Kaiser is really responsible for the international conflict. In any case, Germany's position was an extremely difficult one, and in fairness—a quality which is likely to be strained when sudden hatreds are aroused in the individual and collective mind—her policy should be received without wholesale and thoughtless condemnation, however mistaken, in our judgement it may be." If the "neutral" American press were as honorable as this publication of the enemy in its attitude toward Germany and Austria-Hungary there would be no necessity for THE FATHERLAND. Unfortunately newspapers like the New York Times insist on groveling in the dust before England, for which England will despise them no less than every straight-thinking American.

SHOULD THE GERMANS DROP BON-BONS INTO ANTWERP?

THE Belgians and the American Vassals of Great Britain in the newspaper world complain because Germany hurled bombs out of the air into a fortified town. They were not at all excited when French aviators dropped bombs into Cologne and into the unfortified town of Nuremberg even before war was declared. We presume that the English aerial fleet and the French deadnaughts of the air would have dropped peppermints into besieged German towns if the opportunity offered. If the editor of the New York World were the "war lord," he would probably have shot chocolate drops into Antwerp. War is all that Sherman said of it. Women and children have no place in a fort. If they stay there, they must bear the consequences. If a city seeks to save its non-combatants from an occasional cannonball or a bomb, it should surrender. Soldiers have no right, to hide behind the pettycoats of their women or the swaddling clothes of their babes.

THE REVOLT OF ISLAM.

THE seizure, by England, of the two Turkish warships built in English wharves has aroused the bitter resentment, not only of Turkey, but of all Islam. Again the flag of the Prophet will be unrolled. England who has sown the storm must reap the whirlwind. In her Moslem colonies and in those of France, the Crescent will again assert itself. Both England and France will yet rue the day that they called upon Asia and Africa in their mad desire to destroy the culture and the commerce of a peaceful white nation.



Uncle Sam: "William, my friend,
ignore the anti-German press;
it does not speak for me.
I intend to remain strictly
neutral; but, you have my most
profound sympathy — believe me."

Four Weeks of German Strategy

By the Military Expert of "The Fatherland".

(In the first Number of THE FATHERLAND we announced that it was our purpose "to review, week by week the actual events of the war so far as they can be authoritatively ascertained." We delayed the introduction of this column because the news was confused, and the web of lies spun in London seemed to shut out the sun. Since the wireless by its occasional flashes has made it possible to approximate the truth, we shall from now on print a military review prepared especially for us by one of the leading authorities in this country. Only the real unquestionable facts as admitted by the governments will be considered and the reader will not be misled by unsubstantiated rumors and fakes.)

THERE is good reason for reviewing today the events which have kept the whole world in breathless excitement during the last month, and which without doubt will bring about changes of the map of the old world in a way not yet clearly discernable but nevertheless to be expected.

Four great powers are fighting for their existence and for the preservation or extension of their respective spheres of influence, and the result of this gigantic conflict whose consequences are being felt by every country on the globe, is now nearing the conclusion of its first chapter.

Leaving out of consideration the reserve organizations of the different countries, whose strength is not known to outsiders, the ACTIVE field armies are the main factor on which success or defeat depends.

We know that forty German and Austrian Army Corps are Fighting against Fifty-Six and One-Half French, English, Belgian and Russian Corps, i. e.

France	21 corps	Germany	24 corps
Algerian	1 corps		
Senegal troops		Austria	16 corps
Belgium	1½ corps		
England	3 corps		
Servia	5 corps		
Russia	25 corps		
Total	56½ corps	Total	40 corps

In consequence of her unfavorable geographical position Germany stands practically unprotected in the midst of this overwhelming force of fifty-six and one-half corps, which besides may be greatly strengthened from day to day by the use of the French African troops, and the forces of Great Britain's dominions Canada, Egypt, India and Australia, as long as the sea remains open for English shipping.

It is true that Frederic the Great said long ago that the good Lord is always with the strongest battallions, but the events of the last four weeks seem after all to confirm the old truth that numbers alone do not decide battles, but rather the spirit that is alive in the armies and their leaders, and that this and the irresistible resolution to vanquish the enemy are the real and most important quality which make an army victorious.

When it became known in Berlin on the first of August that forty automobiles occupied by French officers had reached Brussels, and that the fortresses Liege and Namur were being strengthened with the assistance of French engineers, the German General Staff decided to act quickly and to open the way through Belgium for the German troops.

Six unmobilized infantry brigades with small detachments of artillery and cavalry attacked this modern fortress, surrounded and protected by armored forts, and took possession of it after three days' fighting. The rest of the armored forts was only taken after the heavy artillery had been brought up.

While this action required some sacrifices, its success paid many times for the losses incurred.

The way through Belgium was open. The small but brave Belgian army did everything in its power to delay the forward movement of the Germans. The population of

the country assisted the army where it could, inflamed by the insincere policy of one-sided neutrality the Belgian government had followed for many years.

When, however, about the middle of August, the German armies had succeeded in reaching the position assigned to them, and the forward movement began in earnest, it was soon evident that the enemy had boasted too loudly and too early that Belgian courage had given him the time necessary to assemble his forces.

By the simultaneous advance of the German armies the Belgian and French forces to the north and the south of Brussels were pushed back, Namur invested and this modern fortress taken after a very short bombardment. The French forces that had invaded Alsace (VII. French corps and one reserve division) were thrown back into the Vosges mountains after heavy fighting.

While the army of the North occupied Brussels and invested Antwerp, the other armies advanced without interruption along the Meuse, through Belgian Luxemburg and the Grand Duchy of Luxemburg. Here the army of Duke Albrecht of Wuertemberg defeated a strong French force at Neufchateau on August 20th, and the army of Crown Prince Wilhelm at least five French corps northwest of Diedenhofen. French forces which had in the meantime taken the offensive in Lorraine and whose advance guards had reached the line Saarburg-Moerchingen, were thrown back with heavy losses after a hard fight upon Nancy by Crown Prince Rupprecht of Bavaria. The result of this battle was so decisive that the French government concluded to abandon the offensive against Alsace-Lorraine entirely, and to confine itself to the defence of the fortified line Epinal-Belfort.

In the meantime the German army of the Meuse had begun its attack of the French forces between the Meuse and the Sambre, and for several days hard and extremely stubborn fighting took place around Charleroi and Givet. The Alsace English corps extended the French left wing from Valenciennes to Mons, in order to protect it against the German army of the North which had marched through Brussels in a south-westerly direction.

An offensive movement on a grand scale along both sides of the Meuse, through Luxemburg, Lorraine and Alsace, as planned by the allies, has been changed into defensive operations since the middle of August.

After fighting of the most severe kind the Anglo-French armies are being pressed back everywhere, they defended themselves stubbornly on the line Quesnoy-Maubeuge-Mezieres, but were compelled to retreat to the new line Cambrai-Le Cateau-Cuise.

The French corps defeated by the Crown Prince in Luxemburg, are withdrawing on a line northward from Verdun. Their retreat to the protection of the fortresses along the Meuse is cut off. They are being pushed back in the direction of Dun-Stenay upon Rethel-Signy l'Abbaye.

In the meantime the army of the North has advanced by forced marches, occupied Lille and thrown back the French troops sent to Arras for the protection of their left wing, to Bapaume. The left wing of the English army is vainly trying to maintain its position near St. Quentin, but is out-flanked and must retreat in the direction of La Fere.

Today, thirty days after the declaration of war, three English and from ten to fifteen French corps, after having been repeatedly defeated, are pressed together and surrounded at both flanks, on the line Chateau Porcien-Signy l'Abbaye-Hirson-Guise-La Fere.

What this means can be fully appreciated only by those whose knowledge of strategy enables them to measure correctly the enormous extent of the results accomplished.

At the eastern frontier of Germany and Austria-Hungary three Russian armies appeared about August 20th. One of them, advancing through the northern part of East-Prussia has, after suffering a temporary defeat at Gumbinnen, apparently invested Koenigsberg.

A second Russian army, entering the southern part of East-Prussia along the river Narew, has been decisively defeated and almost destroyed in a three days' battle between Ortelsburg and Gillenburg.

WHAT MOST NEWSPAPERS SUFFER FROM ABOUT THIS TIME IS RUMORTISM.

WHENEVER an event occurs in which the inhabitants of one country grasp their weapons and give vent with fire and sword to a resentment which has long been smouldering against neighborly interference, we pierce into the mists of the past and with positive assurance vociferate all the horrible predictions that were then prophesized.

Thus it is now! In these days of emulation we often hear the words of Napoleon I, Emperor of France and conqueror of Europe quoted. It is said that one hundred years ago he gave utterance to the following statement:

"In a hundred years Europe will be either under the lash of the Cossack or there will be nothing but republics there."

Allowing that Napoleon really said this, which seems quite specious, we should not, however, accept it as a prophecy. We must take into consideration the time in which the words were spoken. Napoleon was then a broken, bitterly disappointed man, robbed of all his great power and a prisoner on a small island in mid-ocean without the slightest prospect of ever again wielding his fallen sceptre. His dream of ruling the world with a Napoleonic dynasty was shattered in the cold wastes of Russia. He lived long enough to see the map of the world which he had changed for a while, readjust itself and kings, emperors and lords rule again from their accustomed places. A malignant hatred filled his soul and what was more natural than that he should especially select the nation which gave him his unhealing wound—Russia? He wished disaster to overtake Europe and wished to see it under the knout of the Cossacks. His self-torture of ineffable hatred of the European lords who finally shook his fetters from them and triumphed over him and France was so strong that it was but natural for him to want to see their rule everlastingly damned and abolished. He forgot that he not only humbled France, but all of Europe by his iron will, as robbed of

The Austro-Hungarian army had begun its offensive movement with a victory over four Russian corps at Krasnik, and is advancing beyond Lublin.

Other Russian armies are attacking Galicia on both sides of Lemberg. The results of this movement are not yet known.

The German fleet controls the Baltic completely, and aside from the loss of a few cruisers England has secured no advantage in the North Sea.

The final result of this first month consists in a continuous chain of victories, and the complete proof of the superiority of the German and Austro-Hungarian troops on every battlefield.

The just cause for which the United Germanic nations are fighting against the Slavic tide and the arrogant assumption of Great Britain to rule the world, will lead their children from victory to victory, and give them the strength to bring this fight to a glorious end.

his power he sulked and grumbled at St. Helena. Considering the circumstances we hardly can accept Napoleon as prophet for through his abhorrence of his conquerors this monographic outburst was forced from his deeply wounded soul.

HOW AMERICAN COMMERCE WAS DESTROYED.

(From the *New York Evening Post* of Aug. 8, 1914.)

DURING the first year of the civil war, fishing schooners, old slavers, tugboats, and other craft were employed to prey on Northern shipping, and although they succeeded fairly well, the blockade of the Southern ports hampered the work. Consequently, many of these craft were diverted to the pursuit of carrying contraband, and the Confederate navy took up the task of destroying commerce. The use of privateers was not justified by international law, but there was nothing in the rules of war to prevent the operation of naval vessels as commerce destroyers. The Federal authorities realized this, but as the South had virtually no commerce to destroy, there was no work in that direction for the Northern warships. They had to confine themselves to the blockade and the pursuit of the enemy at sea. One of the first commissioned naval vessels to scour the seas was the Sumter, and before her cruise was over the Confederate Government decided to acquire other vessels abroad. It is unnecessary to retell the story of how the neutrality laws were violated by Great Britain in meeting the Confederate demand for commerce destroyers. The British Government paid handsomely for its indiscretions when the Alabama claims were adjusted by arbitration after the war.

The vessel that did the most damage was the Alabama, which took some seventy or more prizes, and left few of them afloat. Some of the other offenders were the Florida, Tallahassee, Shenandoah Olustee, and Nashville. All were built in England, [manned and equipped there.—Ed.] It was customary for the destroyers to burn ships and cargoes, because it was impossible to take them into the blockaded ports, and they were barred from utilizing neutral harbors for this purpose. A few vessels were bonded, but the torch was applied to the majority, and the dissolution of the merchant marine was completed by the sale to foreign owners of many of the ships that escaped the destroyers.

Nearly fifty years have passed since the Civil War ended, and the United States is virtually without ocean carriers, although the coastwise fleet, restricted, as it is, to vessels of American registry, has assumed large proportions.

Prof. John W. Burgess Champions Germany

(We have received so many requests for a reprinting of Prof. Burgess's masterly article, in the Boston Transcript, on the present European crisis that we herewith publish the first part and in next week's issue will publish the concluding portion. Burgess is one of the few Anglo-Americans whom the Emperor has befriended who rallied to his defense.)

THIS is no time and no subject when, or upon which, one should speak lightly, ignorantly, or with prejudice. It is one of the world's most serious moments and the views and sympathies now formed will determine the course of the world's development for many years to come. Heavy indeed is the responsibility which he incurs who would assume the role of teacher at this juncture, and it is his first duty to present the credentials which warrant his temerity.

First of all, I am an Anglo-American of the earliest stock and the most pronounced type. I have existed here, potentially or actually, since the year 1638 and my European cousins of today are squires and curates in Dorsetshire. Moreover, I admire and revere England, not only because of what she has done for liberty and self-government at home, but because she has borne the white man's burden throughout the world and borne it true and well.

On the other hand, what I possess of higher learning has been won in Germany. I have studied in her famous universities and bear their degrees and in three of them have occupied the teacher's chair. I have lived ten years of my life among her people and enjoy a circle of valued friendships which extends from Königsberg to Strassburg, from Hamburg to Munich and from Osnabrück to Berchtesgaden, and which reaches through all classes of society from the occupant of the throne to the dweller in the humble cottage. I have known four generations of Hohenzollerns, and, of the three generations now extant have been brought into rather close contact with the members of two of them. While as to the men of science, and letters, and politics who have made the Germany of the last half century, I have known them nearly all and have sat, as student, at the feet of many of them. I must concede that, of English descent though I am, still I feel somewhat less at home in the motherland than in the fatherland. Nevertheless, I am conscious of the impulse to treat each with fairness in any account I may attempt to give of their motives and purposes.

The Real Purpose of Germany.

It was in the year 1871, in the midst of the Franco-Prussian war, that I first trod the soil of Germania, and it was from and with those who fought that war on the German side that I first learned the politics and diplomacy of Europe. Almost from the first day that I took my seat in the lecture room of the university I imbibed the doctrine that the great national, international and world purpose of the newly created German Empire was to protect and defend the Teutonic civilization of Continental Europe against the Oriental Slavic quasi-civilization, on one side, and the decaying Latin civilization on the other. After a little I began to hear of the "Pan-Slavic policy" of Russia and the "Revanche policy" of France. For a while the latter, the policy of France for re-taking Alsace-Lorraine, occupied the chief attention. But in 1876, with the Russian attack upon the Turks, the Pan-Slavic policy of Russia—the policy of uniting the Slavs in the German Empire, the Austro-Hungarian Empire and in the Turkish Empire, with and under the sway of Russia—was moved into the foreground. All Western Europe recognized the peril to modern civilization, and the Powers of Europe assembled at Berlin in 1878 to meet and master it. The astute British premier, Lord Beaconsfield, supported by the blunt and masterful Bismarck, directed the work of the congress, and the Pan-

Slavic policy of Russia was given a severe setback. Russia was allowed to take a little almost worthless territory in Europe, and territory of greater value in Asia; Roumania, Servia and Montenegro were made independent States; Bulgaria was given an autonomous administration with a European Christian prince, but under the nominal suzerainty of the Turkish sultan; and the Turkish Provinces of Bosnia and Herzegovina, then almost free zones infested by bandits, were placed under Austro-Hungarian administration, also subject to the nominal suzerainty of the sultan.

The Slav Peril of the 70's.

With this the much-suspected and dreaded activities of Russia were directed towards Asia, and Russia was now for more than twenty years, from 1880 to 1902, occupied chiefly with the extension of her empire in the Orient. The German Empire and the Austro-Hungarian Empire were delivered for the moment from this great peril and enabled to pursue the line of peaceable development and progress. The greater security to the eastern borders of these great States thus established also helped to reduce the force of the French spirit of revenge, as the prospect of its satisfaction became more distant.

It was during this period however, that Germany developed from an agricultural to a manufacturing and commercial community—that is, became a competitor of Great Britain and France, especially of Great Britain, in world industry. Her marvelous growth in this direction excited soon the jealousy, the envy, and then the hostility of Great Britain. We in the United States, however, reaped great advantage from the industrial and commercial competition between the two great Powers, and we were amused at the pettishness of Great Britain in representing it as something unfair and illegitimate.

King Edward as a "Peacemaker".

When Edward VII. came to the throne in the year 1901, he saw Great Britain's interests in the Orient threatened by Russia's policy of extension in Asia and her commercial interests throughout the world threatened by the active and intelligent competition of the Germans. He, as all rulers at the moment of accession, felt the ambition to do something to relieve the disadvantages, to say the least, under which in these respects his country was laboring. He began that course of diplomacy for which he won the title of peace-lover. The first element of it was the approach to Japan and the encouragement to Japan to resist the advance of Russia. This movement culminated in the war between Russia and Japan of the years 1904-1905, in which Russia was worsted and checked in the realization of her Asiatic policy and thrown back upon Europe. The next element in the diplomacy of the peace-loving king was the fanning into flame again of the "revanche" spirit of France by the arrangement of the quasi-alliance, called the Entente, between Great Britain, France and Russia, aimed distinctly and avowedly against what was known as the Triple Alliance of Germany, Austria and Italy, which had for thirty years kept the peace of Europe. The third and last element of this pacific programme was the seduction of Italy from the Triple Alliance, by rousing the Irredentist hopes for winning from Austria the Trent district in South Tyrol, which Italy covets.

(To be concluded in next week's issue)

What They Say About Us

THE FATHERLAND has aroused widespread interest and comment in the Anglo-American press. The sincerity of its editors and contributors finds general appreciation. Advice and criticism are offered in many instances. Both are helpful and are welcome. There is of necessity a certain amount of sneering spite, because no labor devoted to a lofty ideal has ever escaped the scoffer. The following comments speak for themselves:

The Courier-Journal, always a friend of the Germans, in America and elsewhere, welcomes THE FATHERLAND and greets its editors.—*Courier-Journal*, (Louisville, Ky.)

Let us all join in the wish of THE FATHERLAND that we may lay aside prejudice and invoke fair play.—*Courier*, (Hartford, Conn.)

If the FATHERLAND can obtain and publish accurate and enlightening war news from Germany, it will perform a public service.—*The Outlook*, (New York City.)

To the general reader the chief value of the FATHERLAND consists in its presentation, through thoughtful, well considered articles by some of our most distinguished German-American citizens, of the war question from the German viewpoint. Undoubtedly there has been too much of a tendency in this country to regard the matter as one which does not require reading and careful reflection before arriving at a definite conclusion.—*Gezette-Times* (Pittsburgh, Pa.)

Kaiser worshippers asserting that there exists a conspiracy against Germany in the American press have issued the FATHERLAND, a weekly, "devoted to fair play for Germany and Austria.".....The FATHERLAND is all that is to be expected of a war-time periodical.....The new magazine lays about itself right lustily, and hits every head in sight.—*The Nation*, (New York.)

Let THE FATHERLAND adhere to the lines it has laid down for itself, combatting falsehood and misrepresentation, overcoming prejudice where it exists and telling the actual facts in every case, but let it also steer clear of any suspicion of being merely a Germanophile and a French-Russian-and-English-hater. Fair play for Germany and Austria by all means, but every bit as much fair play for England, France and Russia.—*The Union*, (Springfield, Mass.)

The FATHERLAND starts out with some most impressive articles by such German authors in our educational world as Herman Schoenfeld, professor of history at George Washington University, Professor Kuno Francke of Harvard and Professor Hugo Muensterberg. But most striking of all the contributions to THE FATHERLAND is a poem by George S. Viereck, one of the editors, with the astounding title "William II., Prince of Peace." This poem as war poetry is vastly more vigorous than the utterances of the great English verse-makers, laureates and unofficials.—*Transcript*, (Holyoke, Mass.)

Why is it that the great newspapers of the United States, almost without exception and regardless of party alliances, have pronounced with emphasis against Germany and for Britain and the Allies? That question is suggested by the fact that a group of wealthy Germans, centred in New York, have begun the publication of the FATHERLAND, a weekly paper "dedicated to Fair Play for Germany and Austria," whose purpose is to present Germany's view of the facts, the causes, and the issues of the war. They complain bitterly that the American people, led by the American newspapers, are unsympathetic in their attitude to Germany. They charge that an intrigue, born in England and fostered in France, has sought to destroy Germany's commercial progress, and now seeks to involve the United States with the Triple Entente against Germany in the present struggle.

But why this almost unanimous attitude of great American newspapers that agree together on no other subject? . . . The reason for this American attitude of antipathy is not at all personal. Neither has it to do with any fact or feature that has given Germany prestige throughout the world. At bottom the explanation is found in the irreconcilable differences between the American and the German types of national life and political ideal.—*The Globe*, (Toronto, Canada.)

The first issue of the FATHERLAND is dated from New York City, August 10th. It is avowedly "devoted to fair play for Germany and Austria," its editors and contributors giving freely of their time and labor, without thought of recompense, as a protest against the anti-German sentiment for which careless reading of naturally biased news is largely responsible. Many editorials have been unnecessarily extreme in the expression of their opinionated views, this kind of editorial almost invariably favoring the opponents of Germany. Fake extras, with their London advices chiefly, we must admit, with seven-column heads shrieking in letters of flaming red have been especially offensive to intelligent, fair-minded Americans. In these two ways an altogether too considerable portion of the daily press has laid itself open to condemnation. "Fair play" we have every right to expect in a country which prides itself on its devotion to the square deal. A calm review of facts will go a long way toward attaining the results for which THE FATHERLAND rightly has come into being.—*The Journal and Courier*, (New Haven, Conn.)

The first issue made its appearance this week and contained enlightening articles as to the true conditions in Europe by such famous writers as Herman Schoenfeld, professor of history at the George Washington university; Frederick P. Schrader, Kuno Francke of Harvard university, Louis Sherwin, Hugo Muensterberg, also of Harvard, and several others.—*Star Gazette* (Elmira, N. Y.)

THE FATHERLAND, "a weekly devoted to fair-play for Germany and Austria," has been started in New York and as part of the propaganda is to be "sent regularly to 2500 newspaper editors throughout the United States." The announcement in the first issue adds that "the leading newspapers of the country will be provided with enlightening articles by prominent writers whose services we have secured." Among those who labor to make out a case for Germany in this issue are Kuno Francke and Hugo Muensterberg. Thus there is to be an organized effort to combat the predominant American sympathy with England and her allies, or more accurately, the predominant American criticism of Germany for precipitating the conflict. Such a campaign of publicity is legitimate and will be welcomed by reasonable men.—*Republican* (Springfield, Mass.)

Good for our German-Americans. They are right up and doing—on the defensive instantly! Here they are out, in New York, with a weekly publication called THE FATHERLAND, "devoted to fair-play for Germany," and of course incidentally for Austria. It is a brave and commendable enterprise and does credit to the patriotic spirit of our Americanized Germans. THE FATHERLAND will do good. It is needed. Unfortunately the world feels that the German oligarchical spirit is at the foundation of this old world turmoil. That judgment may be utterly wrong. Let us hope that it is. Naturally and normally our sympathies should be with the Germans as against the Slavs.—*Democrat* (Madison, Wis.)

The Observer returns thanks for this complimentary copy of THE FATHERLAND and will be glad to receive more. Doubtless there will be material in them to find a place in its "Current Comment," but so far as editorial use is concerned there is no reason to anticipate that the Observer will stop manufacturing its editorial opinions in its own shop and with its own brains and pens.—*The Observer* (Washington, D. C.)

We welcome to our exchange list No. 1—Vol. 1 of THE FATHERLAND, a Weekly Devoted to Fair-Play for Germany and Austria." It is published at 715 Broadway, New York, and its editors are George Sylvester Viereck, Frederick F. Schrader and Louis Sherwin. Mr. Viereck is undoubtedly known to most of our readers as a poet and essayist of striking and original tendencies. The magazine intends to fulfill the purpose indicated in its title not only by intelligently reviewing the events of the war and elucidating Germany's position and purpose, but by exposing the lies and ignorance of the German-hating element of the American press. The weekly is mechanically excellent and offers contributions by men of various note. It deserves the patronage of German-Americans throughout the land and of all other Americans who care for truth and fair play.—*Free Press*, (Milwaukee, Wis.)

Two Letters and Ten Thousand Copies

Our letter shrine is filled with documentary evidence of the enthusiasm with which **THE FATHERLAND** has been received by all lovers of Fair-Play.

To Demonstrate:

THE FATHERLAND,
715 Broadway,
New York City.

170 Chambers Street,
New York, Aug. 12th, 1914.

Gentlemen:

My congratulations upon the first issue of **THE FATHERLAND**!

To show my appreciation of your splendid enterprise, I enclose my check for \$500.00 for which I would thank you to deliver to me either 10,000 copies of the first or second edition.

I intend to distribute these copies among all of my business friends from coast to coast, with a request to give your valiant weekly the thorough support that it so highly deserves.

Very sincerely yours,
(Name upon request.)

The copies were distributed over the land with the following note of our enthusiastic friend:

170 Chambers Street,
New York, Aug. 24th, 1914.

To my American Friends:

The entire Anglo-American press of New York City, and no doubt of the rest of the country, is reveling in an effusion of calumny against Germany and Austria. It has proved itself a willing accessory of the enemies of these two countries, in its efforts to prejudice the universally acknowledged and admired spirit of American "Fair Play", whereas it is its duty to respect the neutrality of the country that maintains it, by printing unbiased information only.

A commendable enterprise has been embarked upon by worthy citizens to refute these many misrepresentations through the publication of **THE FATHERLAND**, a weekly devoted to the presentation of the real high ideals of Germany and the true causes and events of this most deplorable European conflict.

Under separate cover, I am sending you twenty-five copies, and trust that you and your friends will contribute to the success of this undertaking, by subscribing to it at the very low rate asked, the proceeds of which will ultimately be forwarded for the relief of those at the front.

Very sincerely yours,
(Name upon request.)

To enlarge upon such ample praise would be "to gild refined gold, to paint the lily, to throw a perfume on the violet".

Will you not write a similar letter to your friends? We will gladly fill another order for 10,000 copies of any of the forthcoming issues of **THE FATHERLAND**—or less. In addition, we will furnish a few thousand back numbers free of charge as campaign material.

To facilitate your action fill out any of the order blanks below.

THE PUBLICATION COMMITTEE OF THE FATHERLAND.

Hayo Hans Hinrichs, Chairman and Secretary,
G. S. Viereck, Treasurer,
F. Borgemeister.

THE FATHERLAND,
715 Broadway,
New York City.

Gentlemen:

Please send me copies of **THE FATHERLAND**, which I promise to distribute for campaign purposes.

Name
Address

INDIVIDUAL SUBSCRIPTIONS.

I herewith subscribe tocopies of **THE FATHERLAND**, a weekly devoted to Fair-Play for Germany and Austria-Hungary. I enclose \$.....

Subscription rates:

\$2.00 a year.

\$1.00 for six months.

Name ..

Address

MAKE ALL CHECKS PAYABLE TO THE FATHERLAND.

PLEDGES TO THE PUBLICATION FUND.

I herewith pledge a single contribution of \$.....to the publication fund of **THE FATHERLAND**, a weekly devoted to Fair-Play for Germany and Austria-Hungary, and enclose check for \$.....
We monthly

NameAddress

MAKE ALL CHECKS PAYABLE TO THE FATHERLAND.

Feldpostbriefe eines österreichischen Fliegers.

Nachstehende zwei Briefe hat ein Kadett der Reserve seinen Eltern gesandt. Er hat Mitte Juli seine zweite Staatsprüfung abgelegt und ist unmittelbar darnach zur Waffentübung abgereist. Wenige Tage darauf wurde sein Bataillon mobilisiert und auf den Kriegsschauplatz dirigiert. Seine Feldausrüstung mußte ihm nachgesandt werden.

14. August.

Liebe Eltern und Geschwister! Ich liege hier im Schatten eines Flugapparates und lasse es mir gut gehen. Die ganze Woche war ziemlich anstrengend, da die Hitze groß war und wir weite Märsche zurücklegen hatten. Ich bin hier mit meinem Zug als Selbstwache und zur Bewachung des Flugplatzes. Heute oder morgen werden sich hier große Ereignisse abspielen. Unsere Vögelleute vollbringen täglich geradezu märchenhaft schneidige Sachen. Gestern wurde von einer

Dragonerpatrouille von fünfzehn Mann und einem Leutnant eine Kosakenkadron, 150 Reiter, in die Flucht geschlagen! Die russischen Reiter nehmen nirgends und unter keiner Bedingung den Kampf mit blanker Waffe an. Sie ergreifen die Flucht, sobald sie ein Karree anreiten sehen. Sie sind auf Zirkusstüdelein abgerichtet: Roß und Reiter werfen sich zu Boden, der Reiter schießt unter dem Hals des Pferdes hervor, sitzt wieder auf und raßt dann weiter. Nur daß sich unsere Reiter durch solche Sachen gar nicht verblüffen lassen. In nächster Zeit werden wir viel zu tun bekommen!

Bin übrigens recht froh, mit meinem Zug vorderhand allein zu sein! Auf's Nachhausekommen freue ich mich mächtig, aber nur, wenn wir die Russen ordentlich gehaut haben werden. Vor einer halben Stunde sind zwei Fliegeroffiziere mehr als 100 Kilometer über die Grenze geflogen.

27. August.

Liebe Eltern und Geschwister! Herzlichen Dank für die beiden lieben Karten vom 10. und 11. Ich bin noch immer hier und schneide Holz in einer Dampfsäge. Morgen dürfte ich mit meinem Zug zur Kompanie einrücken, die ich seit mehr als acht Tagen nicht gesehen habe. Den letzten Brief habe ich Euch am 14. vom Flugfeld gesandt. Dieselbe Nacht gab's noch großen Wirbel und Schießerei — weiß nicht, waren es Kosaken oder weidende Kühe oder dumme Pferde oder verirrte Kühe. Die Fliegeroffiziere, mit denen ich mich angefreundet habe, sind damals gut zurückgekommen, mit

durchschossenen Propellern und durchlöchernten Tragflächen, aber sonst heil und gesund. Sie sind alle nette, herrliche Menschen. Die haben wohl den schwersten Dienst. Ich fabriziere ihnen alle Abend etliche Bomben, für die sie mir sehr dankbar sind und die sie mit Begeisterung und viel Geschick den Russen auf die Schädel werfen. Und das täglich! Unsere Flugapparate sind wie die Flederleppiche gestickt von lauter Treffern, die ihnen aber weiter nicht geschadet haben, und auf denen sie trotzdem weiter fliegen, so lange, bis sie „dem russischen Generalstabschef in die Tarockkarten spucken“, wie sie sagen. Mir gefällt es hier sehr gut. Seit zwei Tagen schlafe ich sogar in einem recht guten Bett. An das Herumzigeuern habe ich mich schon gewöhnt. Bewegt ist die Zeit gewesen seit dem denkwürdigen Tag, an dem ich im vollen Frieden den Dolezal geschwungen (das heißt die Prüfung über die Mathematik bei Professor Dolezal abgelegt habe). Ein Sonntag, den 9. d., früh zwischen 5 und 7 Uhr durch Wien gefahren und habe in Floridsdorf eine Stunde Aufenthalt gehabt, was ich Euch telegraphisch mitteilte. Die Spizen des Habsburgerhofes, unter denen Ihr wohl noch geschlafen habt, habe ich im Vorüberfahren militärisch gegrüßt. Ich halte es für besser, daß wir uns nicht gesehen haben. Man macht sich gegenseitig nur das Herz schwer, was doch keinen Sinn hat! In bezug aufs Schlafen bin ich, auch ohne Bett, ganz gut gestellt. Ich habe zwei Leintücher, eine ararische Kose und das kleine Polsterl. Stroh ist immer genug da. Es schläft sich also ganz prächtig.

Gestern waren alle Apparate gezwungen, Notlandungen in Rußland zu unternehmen. Unsere Flieger wurden von der Bevölkerung umarmt, geküßt und nach Möglichkeit bewirtet. Alle haben „den Brief vom Kaiser“ haben wollen, nämlich die Proklamation unseres Armeekommandanten an die Polen, die die Flieger massenweise herunterwerfen.

Drinnen im heiligen Rußland sind wir, weit drinnen. Gestern kam ein Armeebefehl, daß unsere Armee einen entscheidenden Sieg errungen hat. Gott sei Dank! Seid alle herzlich gegrüßt und geküßt von Eurem stets oben auf befindlichen Kurt. Nerven habe ich keine mehr! Schlafen kann ich wieder jederzeit, im Begehen, Stehen, Sitzen und Liegen, und sehr prächtig.

Aus den Erzählungen eines bei Tomaszow verwundeten Offiziers.

Ein Leutnant vom 25. Infanterieregiment, ein Leobener, der bei dem Gefechte bei Tomaszow am 27. August verwundet wurde und nun mit anderen Verwundeten in Leoben ankam, erzählte unserem Leobener Berichterstatler folgendes: Die Bevölkerung in den von den Österreichern besetzten russisch-polnischen Gebieten nimmt unsere Truppen gerne auf. Vielfach kann man die Äußerung hören: Wir hoffen zu Gott, daß wir jetzt unter österreichische Herrschaft kommen. Das russische Militär besitzt wenig Initiative. Geht einer Abteilung der Führer verloren, so steht sie in der Regel tatenlos da oder zieht sich zurück. Teile der in der Schlacht bei Tomaszow den österreichischen Truppen gegenübergestellten russischen Infanterieregimenter Nr. 151 und 152 warfen bei einem heftigen Angriff unserer Truppen vielfach die Waffen weg, gingen mit einem weißen Taschentuch als Fahne in das gegnerische Lager und ließen sich gefangen nehmen. Einmal kam ein russischer Infanterist zu unseren Truppen und ließ sich gefangen nehmen. Scherzhalber schickte man den Durschen wieder zurück mit dem Auftrage, er möge noch andere bringen. Es dauerte nicht lange, so kam der Soldat mit noch 27 Kameraden in das Lager unserer Truppen. Die Gefangenen klagen allgemein über die schlechte Verköstigung des russischen Heeres. Viele erzählten, daß sie tagelang nichts als ein hartes Stück Brot zu essen bekommen. Als man den Gefangenen österreichisches Brot und Kaffee vorstellte, fielen sie wie die Wölfe darüber her. Die Gefangenen sind zumeist sehr kräftige, stark gebaute Männer. Bei den Gefechten wurde festgestellt, daß die Russen nur selten zum Angriff übergingen. Sie erwarteten zumeist den Feind und zogen sich, sobald ein stärkerer Angriff von unserer Seite unternommen wurde, in die Gräben zurück. Der Kosak geht nicht gerne auf eine größere Masse vor.

Bei einem größeren Aufmarsch von Infanterie macht der Kosak schleunigst Kehrt. Mit Vorliebe sitzt der Kosak ab, erklettert einen Baum und schießt von oben auf den Gegner. Auch in Zivilkleidung nehmen die Kosaken am Kampfe teil. Die Zivilbevölkerung beteiligt sich jedoch nur selten an dem Kampfe. Daß das russische Heer einen ausgezeichneten Spionagedienst organisiert

hat, konnte häufig festgestellt werden. Aufsteigende Rauchsäulen dienen als Signal für den heran kommenden Gegner. Es gehört durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß plötzlich in nicht zu großer Entfernung ein Heu- oder Strohschober in Brand gesteckt wird und bald darauf taucht auch schon die feindliche Artillerie auf. In der Nacht zum 25. August waren plötzlich Kosaken längs der Bahnlinie Belzec, Lubyeza und Rawa-Ruska in Galizien eingedrungen, anscheinend in der Absicht, die Bahnlinie zu zerstören. Sie zündeten zunächst einige Häuser an; die Station Belzec wurde zum größten Teile eingeäschert und einige Apparate ruiniert. Auf die Beschädigung der Geleiseanlagen scheinen sie jedoch vergessen zu haben. Auf dem Rückwege über die Grenze sprengten sie noch eine kleine eiserne Bahnbrücke in die Luft. Diese Brücke wurde aber schon am nächsten Tage von unseren Truppen durch eine sehr solide Holzbrücke ersetzt, so daß der Bahnverkehr keine wesentliche Unterbrechung erlitt. Der russische Infanterist besitzt das Dreiliniengewehr. Es ist um 1 1/4 Kilo schwerer als das der österreichischen Fußtruppen und hat ein langes Stechbajonett mit vierkantiger Schneide, die an der Spitze auf zwei Schneiden abgeplättet ist. Das Magazin ist ähnlich wie bei den österreichischen Gewehren und enthält fünf Patronen. Diese sind den österreichischen sehr ähnlich, nur sind sie viel spitziger. Dies dürfte auch die Ursache sein, daß die durch die Geschosse hervorgerufenen Wunden im allgemeinen leichter Natur sind, da sie selbst stärkere Knochenteile glatt durchschießen. Einem Hauptmann flog ein solches Geschöß durch die linke Schulter. Er ließ sich die Wunde verbinden, bestieg wieder sein Pferd und kämpfte weiter. Der Prozentsatz an Toten bei unserer Armee ist ein verhältnismäßig geringer. Die Treffsicherheit der russischen Infanterie ist im allgemeinen sehr gering. Der russische Infanterist überschießt zumeist. Es wird allgemein die Taktik des möglichst vielen Schießens geübt. In dem Gefechte bei Tomaszow versagte die russische Artillerie fast vollständig, da mindestens neunzig Prozent der Schrapnellgeschosse nicht freipierten. Eine Untersuchung zahlreicher solcher Geschosse führte zu dem überraschenden Ergebnisse, daß bei den meisten die Sprengladung fehlte. Die Sprengladung ersetzte Erde. Die meisten Geschosse fielen als leere Stahlhülsen zur Erde. Die Geschosse haben einen Durchmesser von über 7 Zentimeter und eine Länge von circa 23 Zentimeter. Auch bei der Artillerie wird die Taktik geübt, daß sämtliche Geschöße einer Batterie auf einmal abgefeuert werden.

Die Farbe der Uniform ist von der trockenen Erde kaum zu unterscheiden. Eine große Schwierigkeit in den Operationen der österreichischen Truppen bilden stets die miserablen Wegverhältnisse und der sandige Boden. Bei dem Gefechte bei Tomaszow arbeitete unsere Infanterie und die Artillerie ausgezeichnet. Die Mannschaft wurde, nachdem sie bemerkte, daß sie von den Russen ständig überschossen wird, sehr ruhig und sie schoss bald so ruhig, wie bei einem feldmäßigen Schießen. Die Verpflegung unserer Truppen ist ausgezeichnet. Die fahrbaren Feldküchen bewähren sich vortrefflich. Die Offiziere nehmen vielfach mit der einfachen Mannschafkost vorlieb. Kauft sich der Offizier etwas, so geschieht es immer mit barem Gelde. Auch der Mannschaft ist strengstens aufgetragen, auch in Feindesland alles Gekaupte bar zu bezahlen. Auch wird strengstens darauf gesehen, daß an den Kulturen nicht unnützer Schaden angerichtet wird. Der Geist unserer Truppen ist ein ausgezeichneter und dieser Umstand ist die beste Gewähr dafür, daß der endgültige Sieg in dem gewaltigen Ringen mit dem zwar an Zahl, aber nicht an Güte überlegenen Gegner unser sein muß.

Zweierlei Maß!

Offene Worte.

Es war keine leichte Sache, nach den großen Siegen der Armeen Ruffenberg und Dankl die ruhige Überlegung und Besonnenheit zu bewahren, da alles von einem Siegestaumel erfasst schien, so daß die Stimme des Sorgenenden, die Zukunft Erfassenden fast als lästig abgewehrt wurde. Jetzt, nach der Räumung Lembergs und der Verlegung der Schlachtfrent nach Westen, ist es aber fast noch schwerer, den Siegesmut zu festigen und zu halten. Es ist ja wahr, daß ganz besonders die Alpenländer unter den letzten Vorfällen sehr schwer zu leiden hatten, sicher aber nicht mehr als die Bewohner Lembergs und der Grenzgebiete, die sich die zeitweilige Herrschaft der Feinde gefallen lassen müssen. Das ist gewiß bitter, aber das ist eben der Krieg mit allen seinen Wechselfällen, mit seinen Fehlern und Grausamkeiten, die man beklagen, aber nicht zu ändern vermag. Man hat die Partie mit Rußland vielfach unterschätzt, man hat sich in einen Siegesrausch hineingelebt, aus dem man durch die von wichtigen strategischen Maßnahmen befohlene Änderung des Zentrums und damit auch des rechten Flügels der in Galizien operierenden Armee etwas unsanft geweckt wurde.

Und doch ist gerade jetzt keine Ursache zu Schwarzseherei und Mutlosigkeit. Wenn wir das sagen, so sind wir uns der damit verbundenen Verantwortung wohl bewußt. Wir haben bei den Siegen Dankls und Ruffenbergs, ohne deren Bedeutung zu unterschätzen, vor übereilten Annahmen gewarnt, wir haben rückhaltlos das Aufgeben Lembergs mitgeteilt, wir glauben daher auch ein Recht auf Vertrauen zu besitzen. Das vorausgesetzt und gestützt auf Mitteilungen, die ernstesten Quellen entstammen, stellt sich die Sachlage ungefähr folgendermaßen dar: Die Stellung unseres Zentrums vor Lemberg war keine endgültige. Man hat darauf zu viel Gewicht gelegt und auch zu viel aufgewendet, sie zu halten. Die Truppenführer mögen durch die Siege Ruffenbergs und Dankls, die die russischen Umgebungsbebewegungen zuschanden machten, zur

äußersten Kraftentfaltung angespornt worden sein. Das war zu viel des Guten. Die Strategie kennt nicht nur die Attacke, sondern auch den klugen Rückzug und vor allem das Ausnützen gegebener Deckung. Von Feuergeist beseelt, glaubte alles im ersten Ansturm die Millionenwand der Russen durchbrechen und stürzen zu können. Das war ein Irrtum. Rechnet man dazu, daß das Schlachtfeld mehr als eine Schwierigkeit für die des Bodens Ungeübten aufweist, und das niederträchtige Treiben der geradezu eine Armee bildenden Spione und Verräter unter den ruffophilen Galizianern, so wird manches begreiflich und natürlich.

Der Operationsplan der Armeeführung hatte das Ausweichen nach Westen klar und deutlich vorgesehen. Wenn manches anders kam, so hat das seine Korrektur gefunden. Auch der Krieg hat eben seine Kinderkrankheiten. Die Verlegung der Verteidigungslinie in Galizien nach Westen räumt nun mit all dem gründlich auf. Schon geographisch steht heute die Lage in Galizien und in der Bukowina wesentlich günstiger. Sie strategisch zu beurteilen, fehlen uns offen gestanden die Kenntnisse, und da müssen wir uns ganz auf das Urteil der Fachleute verlassen. Das nun zeigt ein sehr freundliches Gesicht. Die Stimmung im Generalquartier ist daher eine wesentlich günstigere als um die Wende des vergangenen Monats. Der Chef des Generalstabes Conrad von Hötzendorf hat hoffentlich die schwersten Tage hinter sich. Bei dieser Gelegenheit sei festgestellt, daß alle Gerüchte von seiner Erkrankung vollständig aus der Luft gegriffen sind. Im Gegenteil, Stimmung und Gesundheit sind gut.

Das alles nun klingt gut und sicher; mehr zu sagen ist schwer, denn alles hängt davon ab, ob die Armeen Dankls und Ruffenbergs den Sieg, den sie bisher an ihre Fahnen hesteten, festhalten und die ihnen übertragene Aufgabe lösen werden. Der rechte Flügel und das Zentrum werden jetzt halten. Wenn diese Voraussetzungen erfüllt werden, dann wird die Entscheidung fallen und dann können wir den Gefühlen der Befreiung und des Jubels freien Raum lassen. Dankl steht bereits im Gefecht, Ruffenberg dürfte bald folgen. Und jetzt naht die Stunde der Entscheidung. Sie kann alles für uns bringen, heitere und dunkle Lese. Das wird auch die Stunde der Entscheidung für unsere Nachbarn sein, die noch schwanken und überlegen. Darum Kopf hoch und ernste Zuversicht. Nicht früher frohlocken, bevor nicht der Sieg unser ist, aber auch nicht früher ängstlich werden, bevor noch ein Grund dazu besteht. Und derzeit besteht kein Grund dazu.

Die Wahrheit über Schabaz.

Die erste authentische Darstellung.

Telegraphischer Bericht der „Tagespost“ vom Kriegsbereichtersteller im Kriegspressehauptquartier.

Kriegspressehauptquartier, 7. September, ausgegeben um 4 Uhr nachmittags.

Am 11. August wurde eine Truppenabteilung beauftragt, die Save zu überqueren und Schabaz in Besitz zu nehmen. Zu dieser Zeit hatte die Save einen sehr hohen Wasserstand, außerdem war das feindliche Ufer sehr stark besetzt und bewacht, weshalb die Aufgabe die größten Schwierigkeiten bot. Trotzdem wurde der Auftrag pünktlich ausgeführt.

Im Morgengrauen des 12. August überfegte unsere Infanterie mit Hilfe von Pionieren, ungeachtet des feindlichen Feuers, die Save, vertrieb den Feind und setzte sich am feindlichen Ufer fest. Am selben Tage erfolgte die Einnahme von Schabaz mit kräftiger Unterstützung unserer Artillerie, wobei die Bewohnererschaft starken Widerstand leistete. Am 13. August richteten sich unsere Truppen zur Behauptung und Verteidigung von Schabaz ein. Sonntags darauf griffen die Serben in überlegener Anzahl Schabaz an, wurden aber von den Unsrigen, obwohl sie in der Minderzahl waren, erfolgreich abgeschlagen.

Da mit erneuerten Angriffen zu rechnen war, wurden Verstärkungen nachgezogen und unser Ufer mit dem feindlichen durch eine Kriegsbrücke verbunden. Am 16. August gingen unsere vereinigten Truppen zu Angriffen in südlicher Richtung vor, wobei wir am 17. August auf sehr überlegene feindliche Kräfte stießen, weshalb sie in die vorbereiteten Befestigungen zurückgenommen wurden. Darauf entschloß sich der Kommandant des selbstständigen Heeressteiles am nörd-

lichen Saveufer, den Fluß zu überschreiten und mit den vor Schabaz befindlichen Truppen den Feind anzugreifen. Dieser Angriff erfolgte am 18. August und endete mit einem vollen Erfolg, da der mit den Unsrigen gleich starke Feind aus allen Stellungen geworfen wurde.

Am 19. August wurde der Vorstoß fortgesetzt, der Feind wieder aus mehreren Stellungen geworfen und nach Aussagen Gefangener wie die Türken bei Rumanovo in die Flucht geschlagen. An diesem Abend erreichten die Unsrigen Varna, Bulozic und Ernovac. Am folgenden Tage machten die Unsrigen einen erfolgreichen Angriff, der sehr schön begann, als plötzlich der Befehl erging, den Hauptteil der über zehn Kilometer südlich Schabaz vorgebrungenen Truppen auf das nördliche Saveufer zurückzunehmen. Die Ursache lag in höheren Rücksichten der Kriegsführung wegen der Vorgänge am russischen Kriegsschauplatz.

Schweren Herzens führte der Kommandant diesen Befehl aus und zog sich am 20. August in die befohlene Stellung zurück, wobei er in den Befestigungen bei Schabaz nur kleinere Truppenteile, welche die Stadt gegen weit überlegene Angriffe des Feindes behaupteten, zurückließ. Nachdem der Feind die Stärke unserer Hauptkräfte erfahren hatte, versuchte er, durch Heranziehung von Verstärkungen Schabaz zurückzuerobern. Unser Armeekommandant entschloß sich daher am 23. August, die Save ein zweites Mal zu überschreiten. Das geschah nach Mitternacht. Neuerdings wurden die Serben geworfen.

Indessen war die gesamte Kriegslage be-

kannt geworden und damit war auch die Zwecklosigkeit der Behauptung von Schabak klar; noch abends ergingen die entsprechenden Befehle und nachts, wie am folgenden Morgen, wurde der rein strategische Rückzug über die Kriegsbrücke mit allen Geschützen und Fuhrwerken in vollster Ordnung vorgenommen.

Diese Mitteilungen verbreiten klares Licht über die Bedeutung der Zuruücknahme unserer Truppen. Es bleibt keine Spur eines Schechs zurück. Alle Befürchtungen in dieser Richtung sind daher grundlos; nichts soll den Wert seiner glänzenden Führung und die Taten seiner Truppen herabmindern. Von durchreisenden Offizieren erfahren wir, daß die Serben riesige Verluste erlitten hatten und zur Offensive unfähig waren wie matte Fliegen. Wären nicht höhere Rücksichten gewesen, so wäre unsere Offensive unaufhaltsam geworden. Die Zahl der serbischen Verwundeten ist ungeheuer; zudem fehlen alle Mittel zur Verwundetenpflege. So gut es diesbezüglich bei uns aussieht, so traurig bei den Serben.

Als der letzte Mann unserer Truppen das serbische Ufer verlassen hatte, wurde die Kriegsbrücke abgebrochen. Am 24. August mittags standen unsere Truppen in voller Kampfbereitschaft am Nordufer der Save. Gefangene sagen aus, daß die serbischen Verluste zwölftausend Mann betrugen. Der russische Großfürst Nikolai Nikolajewitsch hat zwar Serbien beglückwünscht, er hat aber keinen Grund dazu, denn unsere Soldaten, die nicht in Serbien weiterkämpfen, werden es in Rußland tun und dann nach Serbien wiederkehren. Weber der Kommandant, noch die Truppen haben die Empfindung eines erzwungenen Rückzuges, vielmehr die, den Feind empfindlich geschlagen zu haben. In der Tat hatte auch der Feind nicht mehr die Kraft, nachzudrängen, was der beste Beweis seiner Ohnmacht ist. Diese Mitteilungen sind authentisch und bedürfen wohl keiner weiteren Erklärung.

Zum erstenmal am Feind.

Kosopuach (vor Zamosce), 26. August.

Weit im Feindesland. Wald und Feld, sehr viel Sonne, weiße satte Mittagswolken. Aus dem Wald bergab ein Stoppelfeld, bergauf ein goldgelbes Haserfeld, dann wieder eine Waldecke. Rechts weites, welliges Gelände und mitten darinnen, nicht weit, ein friedlich gründer Herrenhof.

Am blanken Horizont, in regelmäßigen Abständen, kleine, dunkle Punkte, die den Tod in sich tragen.

Ist dies der Feind?

Reserven verschieben sich im Walde. Man merkt nur geringe Aufregung, einige Hast in den Befehlen. Unsere Kompanie liegt an der Waldgrenze, Mann an Mann, bereit, hervorzubrechen. Immer noch Ruhe, heiße, nervöse Ruhe, in der die Luft voll Sonne gillert.

Wir warten, warten.

Ein gemütlicher Wiener neben mir: „Genau wie bei den Manövern, die Hunde laufen uns ja wieder davon.“

Stille. Sie und da fällt ein Wort, knackt ein Ast, rührt sich jemand. Die einen verzehren gemütlich Apfel und ganz gemächlich rauchen andere ihr Pfeifchen, spucken aus und schimpfen über den schlechten russischen Tabak.

Plötzlich, wie ein Windstoß vor dem Gewitter: „Schwärmelinie vorwärts!“ — Aus dem Wald heraus, die Unferen; bald darauf, noch weit, antwortet schnelles feindliches Gewehrfeuer. Das hört sich an, als ob Regen mit hellem Klang auf Blechplatten aufiele.

Plätsch, plätsch, schlagen auch schon die Geschosse in die Bäume um uns. Noch ist alles ruhig, ganz ruhig. Ich wundere mich über diese Ruhe, wo doch die Spannung aller Nerven auf den Gesichtern liegt.

Pffiu, pffiu — — —, so pfeift's; wir sind in der Garbe! „Nach links vorschieben, im Wald Schwärmelinie und heraus! Direktion mit dem rechten Flügel auf das Herrenhaus!“

Endlich ein Befehl, er ist im Nu ausgeführt, wir sind froh, daß wir Arbeit bekommen. Die Befehle überstürzen sich. Vorwärts geht's! Heraus auf's freie Feld! „Nieder!“ Immer häufiger pfeift's um unsere Köpfe. Wir sind schon dagegen beinahe gleichgültig.

Da: „Plätsch!“ Zwischen mir und dem Wiener, er ist mein rechter Nebenmann, sährt's pfeifend und

raschelnd in die Erde, hinterher ein kleines Staubwölkchen. Er hat einen Apfel gekauft, jetzt spuckt er aus, wir sehen uns an und lächeln. Was darin lag, war eine schwere Welt, war Abschied, Hoffnung, Rausch und Sorge. Dies Gesicht mit dem Lächeln vergesse ich sicher niemals.

„Auf! Sprung vorwärts!“

Immer ohne zu schießen. Kein einziger Schuß trifft uns, da werden die Leute kühner, und wenn wir liegen, reden sie die Hälse und schauen sich um.

Der Fähnrich: „Zum Teufel! Von den paar Punkten da oben, so ein Feuer? Unmöglich!“

„Links im Wald sind sie und auch rechts auf den Höhen!“

Der Fähnrich: „Zum Teufel, da haben wir ja Flankenfeuer!“

Bei unserem Fähnrich, einem blutjungen schlanken beherzten Jungen, muß alles mit dem Teufel beginnen.

„Langsam vor, immer Direktion der Meierhof!“

Vor uns 800 Schritte im Umkreis freies Feld. Die Richtung unseres Vorgehens scheint nicht ganz geheuer, auch dem Fähnrich nicht; man merkt's, er zögert, blickt nach rückwärts und scheint neue Befehle zu erwarten.

„Buumm!“

Alles duckt sich, zieht die Köpfe zwischen die Schulter. Raum daß wir uns erfangen, wieder: Buumm, buumm!!

Wieder ducken wir uns, das Vorgehen verzögert sich einen Atem lang.

„Eigene Artillerie aus dem Wald beschießt das Herrenhaus!“

Wer das gerufen? Ich weiß nicht, irgendwo von rückwärts. Es ist auch gleichgültig: Es wirkt wie eine Befreiung. Umso schneller geht's jetzt nach vorn!

Da steigen auch schon Rauchwolken aus dem Dach des langen Gebäudes.

Wir gewöhnen uns schnell an die ungeheuren Paukenschläge mit ihrem Pfeifen und der folgenden fernen Explosion. Jeder Schuß, genau im Ziele, nach jedem Donner eine neue Rauchsäule.

„Sind sie denn auch im Meierhof?“

„Unmöglich!“

„Feindliche Artillerie ist drinnen!“

„Ausgeschossen!“

Ein neuer Befehl: „Links schwenken, auf die linke Waldecke zu, vorwärts!“

„Zum Teufel, im feindlichen Feuer so eine Wortschwenkung!“ Das war der Fähnrich. Er zeigt die Richtung an, die Änderung der Front ist bald vollzogen.

Immer dichter wird der Regentregen, es pfeift nur so um unsere Köpfe. Aus dem Walde knatterts heraus wie ein ratterndes Auto.

Von drei Seiten sind wir im Feuer. Aber verflucht schlecht schießen die Kerle; noch nicht ein einziger Treffer. Wir wundern uns selbst, alles geht über unsere Köpfe hinweg.

Hierhundert Schritte vom Walde!

„Hinein ins Haferfeld! Decken!“

Keiner von uns war zu sehen. Eine kurze Atem-

pause.

„Vorkriechen!“

Aber uns ein fast ununterbrochenes Pfeifen; der Feind sieht uns nicht, und unheimlich muß ihm unser Näherkommen sein. Und alle kriechen wir in Ordnung und in Linie, als wären wir auf dem Übungsfelde.

Wir wundern uns, daß von unserer Seite noch immer nicht geseuert wird. Aber alsbald kommt es wie eine Erlösung: „Schießen, geradeaus, der Feind im Walde! Lebhaftes Feuer!“

Jetzt knattert's gleich los! Höllich!

Mitten hinein, gleichzeitig: „Bajonett auf! Reserven vor, nach vorne mitreißen.“

Von einem höllischen Feuer empfangen, brechen wir in den Wald ein, Holzpitter fliegen um unsere Köpfe. Unaufhaltsam geht's nach vorn!

Was ich dabei empfand?

Nichts! Obwohl mich meine Empfindungslosigkeit bestremdete.

Wir sehen die Kerle kaum in ihrer grünlichen Bekleidung. Jetzt wird geschossen, gleich darauf vorgegangen, im Feuer, dann wieder selbst mörderischfeuernd, mit gepflanztem Bajonett.

Da ist's mir klar: dies ist heißer Boden. Russische Rucksäcke, Mäntel, Gewehre, Pistolen und allerlei Ausrüstungsgegenstände liegen umher.

Da ein russischer Toter, hier einer von den Unseren, der sich den Arm entblößt, um ihn notdürftig zu verbinden, ein anderer, halb Russen, halb unsere.

Bewegungslos liegt ein Kamerad, mit dem Gesicht zur Erde, über ihn gebeugt ein zweiter. Wie ein Blitz springt mich das Bild an: Wie er ihn bei den Schultern hebt, wie er ihn entsetzt losläßt, weil er bei der Stirn das Gehirn hervorquellen sieht. Er nimmt dem Toten die Munition ab und eilt in die Front.

Eine Steigerung scheint unmöglich.

Doch!

Ein letzter Versuch zum Widerstand! Gewehr- und Maschinengewehrfeuer, ein Höllenlärm.

„Lebhaft schießen!“ Dieser schreit's, jener schreit's.

Der Einzelne hat keine Physiognomie mehr, das sind lichte Flecken auf Körpern, nichts Menschliches.

„Zum Sturm! Hurra...!!“

*

Langsames Abflauen des Geknatters. Immer, immer vorwärts. Endlich, an der jenseitigen Waldlinie! Vereinzelt fallen noch einige Schüsse.

Wir sehen uns an. Neben mir fremde Gesichter, nur wenige von meiner Kompanie.

„Hierundzwanziger?“ Das ist das Bruderegiment.

„Einsler? Servus!“

Die Offiziere begrüßen einander.

Plötzlich, ohne Grund, ohne ersichtliche Ursache löst sich ein Strom aus, ein herzbesfreiender Jubelschrei braust durch den Wald: „Hoch Österreich! Hurra!“

*

Kurze Ruhepause.

„Späher voraus!“

Durch niederes Jungholz noch und wir haben freien Ausblick. Hinein in die verlassenen Schützengräben! Langsam dämmert es.

Jemand zeigt: „Dort bei dem Strohschober eine geschlossene Abteilung.“

Alles schaut.

Ein vereinzelter Wort fliegt auf: „Achtzehnhundert!“ Es war der Kommandant der Maschinengewehrabteilung.

Gleich darauf regelmäßiges, schnelles Knattern.

„Seht, wie es dort staubt!“

Noch diesen Gruß!

Sammeln, sammeln!! ruft das Horn.

*

Es kommt der leuchtende Abend und die klare, kalte Nacht.

S. M.

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 74 98.

TAG: 10. 9. 1914/4

Deutsche Heldenväter.

Wie man dem Vater den Tod des Sohnes anzeigte. — Ein
heldenhafter Brief. — Die Begegnung mit Kaiser Wilhelm. —
Die Rede des Oberleutnants.

(Von unserem Korrespondenten.)

Berlin, 8. September.

Dem Briefe eines verwundeten Offiziers an eine Berliner
Familie sei das Folgende entnommen:

„... Am 20. August fiel mein hochverehrter Kompagniechef
und treuer Kamerad S. in feindlichem Artilleriefeuer in der Nähe
von Saarburg. Kurz nach meiner Ankunft in Straßburg über-
nahm ich das schwere Amt, seinen alten Vater, der als Pfarrer
in Bad Ems wirkt, hiervon zu benachrichtigen. Daraufhin erhielt
ich ein Schreiben des alten Herrn, dessen Inhalt Ihnen mit-
zuteilen ich mir nicht versagen kann. Das Schreiben lautet:

„Es ist mir und uns allen eine wahre Erlösung gewesen,
als gestern Ihr Brief ankam. So traurig auch der Inhalt war,

so war es uns doch eine Wohlthat, zu wissen, daß unser lieber
Sohn in der offenen Feldschlacht sein Leben gelassen hat. Wir
sind tiefbetrübt, aber freuen uns, daß er mutig und unerschrocken
sein Leben eingesetzt hat. — —

Gestern war unser Kaiser in unseren Lazaretten.
Ich habe seinen Händedruck und seine Trost Worte empfangen, habe
auch an diesem heutigen Sonntagmorgen auf der Kanzel ge-
standen, um meines Amtes zu walten. Es war schwer, aber wir
müssen unsere Gefühle meistern und in der Arbeit unseres Berufes
fortfahren.

Der Kaiser sprach zu mir tröstend: „Herr Pfarrer,
wir wollen alle Opfer bringen. Ich habe auch sechs Jungen
dabei.“

Und als ich antwortete: „Ja, Majestät, das ist unsere
Freude und unser Stolz!“ fuhr er fort: „Ich habe für die Er-
haltung des Friedens getan, was ich konnte, aber die Feinde
wollten keinen Frieden. Nun müssen wir sie zu Boden schmettern.
Nicht wahr?“

Da konnte ich nur zustimmen und sagen: „Ja, Majestät,
fürs Vaterland wollen wir jedes Opfer bringen.“

Die Begegnung fand statt in dem Lazarett „Diaconissen-
heim“. Wunderbar eingehend und freundlich sprach der hohe Herr
mit den verwundeten Soldaten, mit dem ganzen Pfllegepersonal
und den Herren Ärzten. Beim Fortgehen trat er noch einmal auf
mich zu, um mir kräftig die Hand zu drücken.

Wir hatten die letzte Nachricht von unserem lieben Sohn
am 16. August erhalten. Es gehe ihm gut, aber „Schlaf, reine
Wäsche und Wasser“ fehlten. Seine liebe Mama war die ganze
Zeit von großer Unruhe gequält. Nun haben die Strapazen für
ihn ein frühes Ende gefunden. Er ist 36½ Jahre geworden —
ganz genau auf den Tag. Wir haben uns seines Besitzes gefreut
all die Jahre hindurch. Er hat uns nur Freude und Ehre
gemacht.

Ach, tun Sie uns die Liebe und schreiben uns jetzt oder
später über unsern Sohn. Unser Herz verlangt danach.“ ...

In den selbgrauen Uniformzauber, der den Grundton
des Straßenlebens abgibt, mischen sich noch ab und zu der in
der Garnison Zurückgebliebenen blaue Röcke und rote Aufschläge.
Der gewaltige Apparat der Mobilmachung erfordert einen großen
Stab von Offizieren, die zu Hause des Dienstes ewig gleich-
gestellte Uhr in Gang halten. Häufig sind es ältere Herren, die
in der Front mit ihrem Sturme und Drang nicht mehr taugen,
vielfach ramponierte Gesundheit, die den Knack der Felddienst-

untauglichkeit davontragen. Dafür sind ihre Jungen im Felde.
Sie sind der Gedanke und die Härlichkeit dieser alten Soldaten,
die zum Teil selbst den Schlachtenlärm 1870 erlebt und die
dennoch weich werden, wenn sie von ihren Söhnen sprechen, vorn
in der Front.

Im Offizierskasino am Broglieplatz in Straßburg vereinigt
unentwegte Kameradschaftlichkeit die „hinter der Front“ ge-
bliebenen. Auf den Zwiepunkt ihrer Gefühle, da jugendfrischer
Eutendrang und Schicksals Wille miteinander ringen, legen die
Siegesnachrichten und die Heldentaten ihrer Söhne erquickenden
Balsam. Wenn nur die Jungen im Felde häufiger von sich
hören ließen! Gabe Gott, daß sie so gesund wie tapfer sind!
Aber seit zehn, seit vierzehn Tagen fehlt jede Nachricht.

Man sitzt beim Mittagbrot. In dienstliche Gespräche
mischen sich warme, väterliche Laute. Man hört nur dieses
Thema: Deutschland und die Kinder. Am rührendsten, am
kindlich herzlichsten aber ist doch mein alter Oberleutnant v. S.,
und nichts kann leuchtender sein als die Augen des
charaktervollen Militärs, wenn er von den unlängst kaiserlich
belobigten Königsgrenadiere spricht, seinem alten Regiment, mit
dem sein Name eng verknüpft ist und in dem sein einziger Sohn
die Offizierstraditionen der Familie weiter pflegt. Er muß bei der
Armee sein, die schon am weitesten vor nach Paris rückte.

Ein Telegraphenbote tritt herein. Eine dienstliche Meldung
oder Nachrichten von der Front? — —

Unser Oberleutnant steht auf. Ueber die väterlich-gütigen
Augen huscht ein gebrochener Strahl. Er klopft ans Glas.

„Meine Herren! Es lebe Seine Majestät der Kaiser! Ich
erhalte soeben ein Telegramm. Mein einziger Sohn ist
gefallen.“

Er verbeugte sich. Die Herren erhoben sich lautlos. Der
Oberleutnant begibt sich in den Dienst.

So kämpft einer „hinter der Front“ gegen den Schmerz
des Vaterherzens.

Der erste Zug der Deutschen gegen Paris.

Die Ereignisse, von denen ich erzähle, sind fast 1000 Jahre alt. Aus dem den Westen Europas umfassenden Karolingerreiche hatten sich selbständige Teilreiche entwickelt; so das ostfränkische deutsche Königreich, an dessen Spitze die sächsischen Ottonen standen, deren erster sich im Jahre 962 auch die Kaiserkrone in Rom geholt hatte, und das romanische westfränkische, das noch von Abkommen der karolingischen Dynastie beherrscht wurde. Jenes, nach langen inneren Kämpfen geeinigt durch das Übergewicht der sächsischen, norddeutschen Herrscher, hatte durch seine energische Politik gegen die Slaven und Ungarn zeitweise wenigstens die Ostgrenze durch die Anlegung der Markten (unter anderem der Ostmark) zu sichern gesucht und im Westen Ober- und Niederlothringen behauptet, so daß die Grenze hier westlich der Maas verlief und — außer Holland — auch ein großer Teil des heutigen Belgien, zum Beispiel Antwerpen, Namur, Lüttich, und der östlichste Teil des heutigen Frankreich, wie Lüttich, Verdun, Cambrai, noch zum Deutschen Reiche gehörten.

Aber der französische König Lothar, der im Innern seines Reiches beständig von seinen Großen, unter denen sein späterer Nachfolger Hugo Capet hervorragte, bedrängt wurde, suchte seine Macht nach Osten auszudehnen, und selbstverständlich war es das reiche und sehr kultivierte Lothringen, insbesondere Niederlothringen, mit seinen blühenden Städten und Klöstern, auf die er es abgesehen hatte. Streitigkeiten; unbotmäßiger Großer reizten immer wieder zur Einmischung, so daß das Verhältnis zwischen den beiden Schwägern, Kaiser Otto und König Lothar, trotz der Vermittlungsversuche der burgundischen Adelsfamilie, die die Mutter sowohl des Kaisers als der Königin von Frankreich war, ein immer gespannteres wurde.

Es war im Frühjahr des Jahres 978, als König Lothar, nachdem er in einer Versammlung zu Laon seine Großen für den Plan gewonnen hatte, ein für damalige Zeiten außerordentlich großes Heer — es sollen zwanzigtausend gepanzerter Ritter gewesen sein — um sich verklammerte und die

Ardenennen umgehend, etwa über Maubeuge an Lüttich, vorbeimarschierend, in das Deutsche Reich einrückte. Kaiser Otto war gerade nichts ahnend und ohne größeres Gefolge mit seiner Gattin, der griechischen Theophano, in der alten, durch Karl den Großen geheiligten Kaiserpfalz Aachen, und die Franzosen sahen, als sie dies in Erfahrung brachten, den Plan, sich durch einen Handstreich der Person des Kaisers zu bemächtigen. Der Kaiser, der endlich von der Gefahr benachrichtigt wurde, in der er schwebte, wollte nicht an den Ueberfall glauben, bevor er sich selbst überzeugt hatte; so schwang er sich auf sein Pferd und kundschaftete selbst die Stellung des Feindes aus. Eiligst mußte er umkehren, und nur der Langsamkeit des französischen Heeres verdankte er es, daß er und seine Gattin mit heiler Haut Aachen fluchtartig verlassen und Köln erreichen konnten. Die französischen Trübschneide konnten sich im Aachener Palast noch an dem Mahle gütlich tun, das für den Kaiser aufgetragen war. Der Adler aber, der ein Symbol des Reiches, auf dem Giebel der Pfalz prangte, wurde von den Franzosen umgekehrt.

Der Zug des französischen Königs hatte keine weiteren für ihn günstigen Folgen. Das ritterliche Heer war auf die Dauer nicht zusammenzuhalten. Nachdem sie getraubt und geplündert, und vergeblich einen Handstreich auf Aachen versucht hatten, verließen die Franzosen das deutsche Reichsgebiet. Kaiser Otto aber beschloß einen Nachzug und auf einem Reichstag zu Dortmund versprachen ihm seine Großen einmütig Unterstützung. Im Gegenzug zu der Hinterhältigkeit seines Gegners sagte er offen den Krieg auf den 1. Oktober an. Eine Armee, die den Zeitgenossen ungeheuer groß dünkte, wahrscheinlich 30.000 Mann — übertreibend sprach man sogar von 80.000 —, also etwa so viel wie heute ein Korps, aus allen Ländern der ottonischen Herrschaft, sogar aus Italien, sammelte sich um den Kaiser, der über Attigny, Reims, Soissons, Compiègne gegen Paris zog, während Laon von seinen Anhängern besetzt wurde. Das Land hatte die Angriffslust des französischen Königs zu büßen; es wurde nach der Sitte der damaligen Zeit gebrandschatzt und geplündert, insbesondere die königlichen Pfälzen wurden zerstört, während der Kaiser den Kirchen und Klöstern aus Grummigkeit wie aus Politik seine Reverenz absichtlich bezog. Wenn aber durch den Liebermut der Truppen ein Kloster zu Schaden kam, wurde es vom Kaiser reichlich ent-

schädigt. Der „Furor Teutonicus“ aber, von dem man schon damals sprach, war durch die Erzählungen von diesem Kriegszug noch für die Enkel der Zeitgenossen ein Schrecken.

Nach war der Kaiser bis zum rechten Seineuser vorgezogen. Aber Paris war schon damals nicht nur eine reiche und für jene Zeiten sehr bevölkerte, sondern auch eine gut besetzte Stadt und wurde vom Herzog Hugo verteidigt. Mitterheere waren starken Mannern gegenüber in der Zeit, da es noch keine Haubitz gab, nahezu ohnmächtig. Sogar eine Umrüstung konnte nicht durchgeführt werden, und unter Nahrungssorgen hätte das Belagerungsheer, das überallhin Zerstörung getragen hätte, mehr zu leiden als die Städter, denen reichliche Zuführen vom linken Seineufer aus zur Verfügung standen. Und schließlich kann der Chronist jener Zeiten überhaupt nur selten von planmäßiger Kriegsführung berichten; die Armeen waren nur für einzelne Feldzüge zusammengestellt, konnten sich nur für kurze Zeit verproviantieren; die meisten Kriege waren nur Plünderungszüge ohne feste Ziele, verbunden mit Handstreichen und Ueberfällen. So verfolgte auch Kaiser Otto kein höheres Ziel; er wollte sich für die Schmach, die ihm angetan ward, rächen, und nachdem der Ehre genug getan zu sein schien, befahl er den Rückzug. Vorher aber veranstaltete er noch in Angelegenheit der feindlichen Hauptstadt eine Demonstration, indem er auf dem Montmartre alle Geistlichen, die dem Heere gefolgt waren, versammelte, damit sie ein bröhnendes Halleluja in die geängstigte Stadt hinein erschallen ließen.

Der Rückzug war nicht ohne Gefahr. Als die Deutschen an der Aisne angekommen waren, schwoll der Fluss an; man wagte es dennoch, ihn zu übersehen; mancher Krieger fand in den Wellen den Tod. Troß und Gepäck aber hatten am anderen Ufer zurückbleiben müssen und nun erschienen die Franzosen, die dem Heere aus Paris gefolgt waren, und die Zurückgebliebenen mit Sach und Pack wurden ihnen zur Beute. So kam es, daß, während die Deutschen sich ihres kühnen Feldzuges rühmten, der sie bis ins Herz Frankreichs geführt hatte, die Franzosen von einem Siege des Königs Lothar fabelten, der den Kaiser und die Sachsen in die Flucht geschlagen habe.

Etwas später wurden die geschilderten Ereignisse noch weiter ausgeschmückt. Man erzählte, der Kaiser habe den König zu einer offenen Feldschlacht auffordern lassen. Ein französischer

Graf aber habe darauf mit dem Gegenvorschlag erwidert: „Wozu sollen so viele Leute auf jeder Seite fallen? Es mögen sich die Könige im Zweikampf messen und die anderen sich dem Sieger unterwerfen!“. Darauf aber habe der deutsche Gesandte geantwortet: „Wir haben immer gehört, daß ihr euren König feil haltet, es aber nicht geglaubt. Jetzt müssen wir es glauben, da ihr es selbst eingesteht. Niemals wird unser Kaiser, obwohl wir überzeugt sind, daß er euren König auch im Einzelskampfe besiegen würde, kämpfen, während wir ruhig zusehen, und sich in Gefahr begeben, während wir in Sicherheit bleiben.“ Deutsche Historiker haben in diesem Dialog den Gegensatz zwischen deutscher Treue und der feudalen Selbstsucht der Franzosen sehen wollen.

Wie dem auch sein mag, die Deutschen gelangten von der Aisne unbelästigt in ihre Heimat zurück. Das Heer wurde nach damaliger Sitte nach Beendigung des Feldzuges im Spätherbst entlassen. Der Feldzug hatte keine weiteren Folgen. Erst im Jahre 980 kam es auf Veranlassung König Lothars zu einer Zusammenkunft zwischen diesem und Kaiser Otto an der Grenze der beiden Reiche und unter dem Druck der ungünstigen Verhältnisse im Westrankenreiche zu einer eidlich bekräftigten Verständigung auf Grund des Statusquo. Lothar gab seine Gelüste auf Niederlothringen definitiv auf, um sich dadurch die Freundschaft des mächtigen Kaisers zu erkaufen, der nun seinerseits, da er den Rücken frei hatte, nach Italien zog, wo zwei Jahre später seine Weltpolitik in dem Kampfe gegen die Sarazenen am Gestade des Ionischen Meeres scheitern sollte.

Lothringen ist seitdem immer wieder der Kampfpreis gewesen, um den die beiden Reiche miteinander gerungen haben, und sein gesegneter Boden hat nur allzu viel deutsches und französisches Blut getrunken. Aber wie anders sind die Dinge heute als vor einem Jahrtausend. Es kämpfen nicht mehr die Könige mit ihrem feudalkitterlichen Gefolge, sondern die Völker. Wehe denen, die leichtsinnig den großen Kampf entbrennen ließen, der seinesgleichen nicht in der Weltgeschichte hat! Und Heil denen, welche es verstehen werden, eine Lösung zu finden, die zum Wohle der Völker ist und den tausendjährigen Kampf beendet, so daß der Friede ein Volksfriede wird, wie der Krieg im Völkerrkriege gewesen. L. M. S a r t m a n n.

Der Krieg — ein heiliger Krieg.

Mitten im Grünen, in einer gartenähnlichen Landschaft Frankreichs, zwischen sanften Höhen liegt ein Gehöft. Die blühblauen Fensterscheiben, hinter denen hübsche Gardinen hervorlugen, die Ordnung und Sauberkeit der Wege, die weitläufigen Stallungen zeigen, daß hier Wohlhabenheit, wenn nicht Reichtum seine Stätte hat. Weit und breit kein Zeichen des Krieges. Da naht ein Trupp deutscher Reiter dem Hause: Todmüde nähert sich Mann und Roß dieser Stätte des Friedens. Sie verlangen Wasser und die Frauen, die vorsichtig die Türe öffnen, eilen, den labenden Trunk den Kriegern zu bieten. Gierig trinken sie und auch den Pferden wird der Eimer gereicht. Doch keine Rast ist ihnen gegönnt, sie müssen weiter, der Führer treibt die kleine Schar zur Eile an. „Merci beaucoup“, ruft er den Frauen nach, die Reiter grüßen und reiten davon. Kaum haben sie die ersten Schritte gemacht, so krachen aus allen Fenstern Schüsse; zu Tode getroffen wälzen sich mehrere Reiter und Pferde in einem todmüden Knäuel, nur wenige enteilen dem Blutbad der verräterischen Freischärler. Zwei Stunden später ist das Gehöft ein rauchender Schutthaufen und an der letzten aufrecht stehenden Mauer liegen die Leichen der flüchtigen Franktireurs.

Solche Bilder wiederholen sich tagtäglich in diesem Krieg und tagtäglich erheben die Feinde gegen uns die Anklage grausamer Kriegsführung, während doch sie selbst, dieses jedem Kriegerrecht hohnsprechende Volk, Grund und Anlaß zu strenger Strafe geben. Dies führt dazu, daß dieser große Krieg nicht nur ein Kampf um die Existenz großer Reiche und Nationen ist, sondern auch ein heiliger Krieg für Recht und Kultur.

Die Masken sind gefallen: Völker, die sich den Anschein von Kultur gegeben haben, zeigen, daß sie nur übertünchte Barbaren sind. Das belgische Volk hat deutlich durch sein Verhalten, durch seine täglich abgelegten Proben von Verrat und Hinterlist bewiesen, daß es des starken Arms eines Erziehers für die Zukunft bedarf, der es mit eiserner Strenge von einer oberflächlichen zu der wahren Kultur erst führen muß. Und Frankreichs Kultur? Zeigt sich nicht auch diese ganz und gar als ein bloßer Schein? Wo war die vielgerühmte Kultur der Franzosen, als unser kleiner Kreuzer „Zenta“ an der montenegrinischen Küste versank: kein Rettungsboot wurde von den grauen Kolossen der republikanischen Flotte herabgelassen, die mit dem Tode in den Wellen kämpfenden Helden unserer Marine zu retten. Nein! mit verschränkten Armen standen die Söhne der Grande nation und weideten sich an dem jämmerlichen Ertrinken tapferer Männer, ebenso wie sich ihre Mütter an der Arbeit der Guillotine 1789 geübt haben. Der französische verwundete Sergeant, der die ihn verbindende deutsche Krankenschwester in rasender Wut in die Brust beißt, zeigt die tierische Bestialität, die im tiefsten Grunde der Volksseele Frankreichs

verborgen lag und nun in diesem Krieg zum Ausbruch kommt.

Unbergeßlich muß uns bleiben, wie jene „Kulturnationen“ sich beim Kriegsausbruch benahmen. Welchen tiefen Kulturstand haben unsere Feinde gezeigt, als sie beim Ausbruch des Krieges die Unschuldigen, auch Frauen und Kinder, mißhandelten! England, das sich stets rühmte, ein Kulturvolk zu sein, hat seinen Mob nicht weniger schlimm wüten lassen, als das mit Recht von ihnen wegen seines niedrigen Kulturstandes verachtete Rußland! England, das sich einst — alles, was vor dem Krieg liegt, scheint Jahrzehnte zurückzuliegen — berufen glaubte, Kulturbringer in überseeischen Ländern zu sein, ist heute stolz darauf, der Bundesgenosse von Russen und Serben zu sein. England, das sich als Schützer der Christen im Orient aufspielte, entblödet sich nicht, halb wilde Indianer auf Europas Wahlstatt zu bringen und die Wilden Afrikas mit schmeichelnden Worten und reichlicher Branntweinverteilung gegen die Deutschen, ihre Stammesgenossen, zu verheizen, um mit ihrer Hilfe sich der deutschen Kolonien, der Früchte jahrzehntelangen deutschen Fleißes, zu bemächtigen, wie der Fehler sich des Diebes bedient.

Unsere Feinde zeigen mit jedem Tag mehr, daß gerade sie keine Spur von Rechtsgefühl kennen. Wie hat doch England in maßloser Verlogenheit den angeblichen Bruch des Völkerrechtes durch die Neutralitätsverletzung Belgiens zum Vorwand genommen, um seinen sehnlichsten Wunsch, den Handel der Zentralmächte zu vernichten, erfüllen zu können. Und jetzt? Jetzt bricht England das Völkerrecht durch die Ausweisung unserer Konsulaus Agypten, ebenso wie Frankreich es tat, als es die Gesandten unserer verbündeten Mächte aus Tanger mit roher Gewalt vertrieb. Rußland und Serbien haben gegenüber den Westmächten wenigstens den Vorzug, daß sie sich niemals als Kulturmächte aufgespielt haben und wenn sie es taten, hat man ihr Gebaren nur belächelt. Wenn die Russen die Bauernhöfe in Galizien und in Ostpreußen ausrauben, die Frauen vergevölkern, so ist dies barbarischer Brauch eines barbarischen Volkes, dessen gebildete Klassen nur den einen Wunsch hegen, daß hinter Österreich-Ungarns und Deutschlands siegreichen Heeren Kultur und Recht in das halbasiatische Zarenreich Einzug halte.

Und trotz aller dieser empörenden Rechtsbrüche, trotz dieser sichtlichen kulturellen Minderwertigkeit, wagt man im Ausland von Grausamkeiten unserer tapferen Krieger zu sprechen. Die Ruinen von Löwen sind keineswegs ein Zeugnis dieser, sondern vielmehr ein fürchtbares Memento für die Falschheit und Hinterlist seiner Bewohner. Deshalb ist dieser große Krieg, dessen Brand Europa, ja die Welt in Flammen setzt, nicht nur ein Krieg für die Ehre des Vaterlandes und die Freiheit der verbündeten Reiche, sondern auch ein heiliger Krieg für die Errungenschaften der Kultur.

„Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter“

— rief Kaiser Wilhelm vor Jahren im guten Glauben, daß ebenso wie in Österreich-Ungarn, Deutschland und Italien, auch an der Seine und der Rhense das heilige Gut der Kultur etwas gelte. Der edle Monarch hatte eine zu hohe Meinung von jenen Völkern. In den Augusttagen von 1914 hat sich zur Genüge gezeigt, wo wahre Kultur und Herzensbildung, wo Gefühl für Wahrheit und Recht vorhanden ist und wo die äußerliche Kultur nur ein Firnis war, unter dem Hoheit und Halbbarbarei zum Vorschein kamen.

Die Masken sind gefallen. Der Krieg ist ein heiliger Krieg der Kultur gegen die Halbbarbaren geworden. Es handelt sich diesmal in der Tat um der Völker höchste und heiligste Güter. 1

Die Grazer Bosniaken in der Schlacht.

Mitteilungen eines früheren Regimentsgenossen.

Es war am dritten Schlachttage, am 28. August, etwa um halb 12 Uhr vormittags, östlich von Lemberg. Mein Regiment verteidigte im Vereine mit anderen den Grazern gut bekannten Truppenkörpern einen Höhenzug, der wegen der unerschöpflichen russischen Übermacht unhaltbar schien.

„Herr Oberleutnant, ich gebe Ihnen Gelegenheit, sich auszuzeichnen,“ sprach mich Oberst Rindl an, nachdem er mich persönlich aus der Schwarmlinie in eine Deckung zurückgeholt hatte. In die Richtung auf

einen Waldbrand, aus dem wir Planktenfeuer bekamen, zeigend, befahl der Regimentskommandant: „Bei dieser brennenden Ortschaft ist die feindliche Artilleriestellung. Mit Ihrer Kompagnie dorthin vorstoßen.“ Weiter sagte er nichts, denn ich verstand sofort diesen erschöpfenden Befehl.

Im nächsten Augenblick gab ich die Anordnungen für die Durchführung meiner Aufgabe, von der ich hochbeglückt war, denn nicht jedem, namentlich aber jungen Offizier bieten sich solche dankbare Möglichkeiten, sich hervorzutun. Ich befahl meiner 16. Kompagnie, die bis zu dieser Stunde schon ihren Hauptmann und achtzig Mann verloren hatte, sich in die Deckung zurückzuziehen, erklärte ihr, daß wir dort und dorthin wollen und auf jeden Fall einige Kanonen zurückbringen müssen. Ein gesunder Handel für meine Mannschaft, die auf die feindliche Artillerie ohnehin eine maßlose Wut hatte. Ich ermahnte sie dann noch, auf meine Zeichen besonders gut Acht zu geben und nichts auf eigene Faust zu tun. Und nun ging's los.

Der schwierige Anfang gelingt schon. Unbemerkt erreichen wir eine vor uns liegende Mulde und damit den zum Feind gerichteten Abhang. Zunächst eine Pause zum Verschmausen. Dann mein Zeichen „Vorwärts!“ Lautlos schleicht die Kompagnie den Abhang hinan. Dann das Zeichen „Decken“. Ich finde mich zurecht. Wir sind auf fünfzig Schritte vom Waldrande, aus dem heraus der Gegner den Feuerkampf mit unseren Truppen über unsere Köpfe hinweg führt. Jeder kriecht soweit, bis er den letzten Maulwurfsbügel, der noch vor Entdeckung schützen kann, erreicht. „Gestrichenes Korn!“ Einhundertsechzig Gewehre krachen darauf los, aber wohlverstanden wirklich gestrichenes Korn. Und man muß auch gut zielen, um die russische Infanterie zu treffen, besonders im Walde, wo sie sich nicht mehr abhebt, als ein Laubstöß vom Grase. Meine Leute bleiben nicht liegen, hocken oder knien ist ihnen lieber und dagegen kann auch der Offizier nicht ankämpfen. Von Schuß zu Schuß kommen sie mit einem Sprung dem Gegner näher und näher. Da bemerke ich einen

geben. Mein Nachbar ist der Infanterist Sasic. Er sieht es, schlägt an, doch zu spät war es: Getroffen tollert er einige Schritte weit den Abhang hinab. Mich packt wütender Zorn; ich springe zurück, reiße dem eben Gefallenen das Gewehr aus der Hand und komme mit meinem Schusse noch zurecht. Mein braver Nachbar ist gerächt. Ich repetiere — keine Munition! Ich stürze mich noch einmal zur Leiche zurück, reiße die Patronentasche auf — auch nichts, auch die Durchsuchung des Patronenfortners ist ebenso vergeblich, noch fällt mir in der Aufregung der Drossack ein. Richtig: Da sind blutgetränkte Kartons mit Patronen, von denen ich ausgiebigen Gebrauch mache. Auch meine Braven sind nach jedem Schusse befriedigt. Sie unterrichten sich gegenseitig über die gefährlichsten Feinde und sagen sich die Treffer an, fast wie auf der Schießstätte.

Wir haben Erfolg. Ohne mich lang zu besinnen, bereite ich Pistole und meinen Säbel, der mehr einem Dolche gleicht, vor; das nächste „Vorwärts!“ erschallt und im vollen Laufe sind wir in den feindlichen Reihen. Die russischen Bajonetten sind meinen schlaunen Leuten zu lang. Sie schießen auf zwei Schritte, auf das Schießen verlassen sie sich mehr als auf das Stechen. Und nun wird der Kampf zu einer Treibjagd auf Hasen. Aber kaum ist uns etwas weniger heiß, so ist beim Gegner wieder Unterjückung da. Wir gehen sie noch einmal an und unsere Schneid verhilft zum Vorteile über diese eigentümliche Überzahl. Meine Kompagnie ist unerschrocken. Einer ruft dem andern oft mit den kühnsten Worten die Treffergebnisse zu. Da fangen die Russen abermals zu weichen an. Die wenigen, die bleiben, die auch in der Flucht keine erfolgreichen Rettungsversuche erblicken, zerschmettern am nächstbesten Baumstämme das Gewehr, reißen sich die Röcke vom Leibe und strecken die Arme in die Höhe, um sich zu ergeben. Aber wir müssen uns noch durch manche Front durchschlagen, um unsere Aufgabe zu erfüllen. Mit Gefangenen zugleich war's unmöglich.

Wir scheinen nun außer Gefahr. Ich ordne die Kompagnie wieder. Die Jüge rücken gefechtsmäßig durch den endlosen Wald dem Feinde zu. (Hier bemerke ich, daß zwei meiner Zugskommandanten Kserbo-ladetten, die beiden übrigen Zugsführer waren.) Auf einmal ruischt es dem Korporal Sasic aus: „Heute brauchen wir keine Menage, da war ja Fleisch genug.“ Wer konnte ihm diesen Ausruf verübeln! Wir schienen am Ende des Waldes zu sein, denn man sah von weitem durch die Baumstämme blauen Himmel hindurch. Da krachen aufs neue feindliche Gewehre. Ein fürchterlicher Kugelregen empfängt uns, diesmal aber von allen Seiten. Wie es da eigentlich zugegangen

ist, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern. Bei der Tapferkeit meiner Braven gab sich alles von selbst. Einmal griff ich am rechten, dann wieder im vollen Lauf zum linken Flügel eilend, bei diesem ein. Die Lage wurde trotz der Übermacht haltbar, gab meinen Leuten neuen Mut und brachte uns endlich und schließlich abermals einen wohlverdienten Erfolg. Gut kann ich mich aber noch an die Gefahr erinnern, die mich persönlich umgab, da der Feind mich sofort als den Führer der Abteilung erkannte. Mit kakenartiger Geschwindigkeit und mit Hilfe der Pistole und des Säbels, gelang es mir zwar, einige meiner Feinde, und zwar einen jungen Offizier und drei Mann niederzumachen. Trotzdem hätte ich mich nicht allein retten können, hätten nicht einige Wackere mich wie ihr Heiligtum beschützt. Jede Charge und auch einige Infanteristen spielten eine Führerrolle im kleinen, so auch zwei meiner Tüchtigsten, ein Zugführer und Korporal G r a z d a n o v i c. Sie hielten lange stand. Plötzlich sinkt dieser durch die Brust getroffen zu Boden. Der Zugführer springt auf ihn zu, um ihm irgend wie behilflich zu sein. „Lasse mich, kümmerge dich nicht mehr um mich, weiter, vorwärts!“ Das war ein ganzer Hehl, der leider nur zu bald sein Leben aushauchen mußte.

Ich ordne das Eingreifen meines Reservezuges an, dann ein „Hurra!“ und noch einmal ein „Hurra!“ erschallt aus den durstigen Kehlen. Die Russen sind geworfen, fliehen oder wollen sich gefangen geben... Wir besetzen den Walbrand und jedem der Feiglinge wird noch rasch eine Kugel nachgejagt. Dabei beobachte ich auch, wie Gefreiter D i z d a r e v i c in gleicher Richtung davontäuscht. Ich begriff dies nicht sofort, erst bis ich folgende Lage feststellen kann: Der Gefreite setzt einem herrenlosen Gaul nach, hinter ihm jagen vier Russen einher, die ihm schon knapp an den Fersen sind. Den Braven scheint dies gar nicht zu beunruhigen, auch nicht die vielen Kugeln, die um seinen Kopf herumpeisen. Aber schließlich wird es ihm doch zu bunt. Er macht „Halt, kehrt euch“ und schwingt sein Gewehr in einem fürchterlichen Kreise. Im gleichen Augenblicke liegen auch schon drei da, der vierte geht in einer anderen Richtung durch. Er aber weiter dem Pferde nach. Was soll das? frage ich mich. Während ich in meine Kompanie wieder Ordnung hineinbringe, komme ich auch zum linken Flügel. Da stürzt sich ein Zugführer auf mich und spricht mit Tränen in den Augen, indem er meinen Arm streicht:

„Gott sei Dank, Sie hier, wir haben Sie schon tot geglaubt, gestern der Herr Hauptmann und heute Sie! Es wäre zu schrecklich gewesen!“

Dieser Hölle wären wir also entkommen. Ich habe keine Zeit zur Überlegung, weiter! Jetzt heißt es zu den Kanonen, deren genaue Aufstellung ich schon früher entdeckt hatte. Aber während unserer Vorrückung kommen wir noch einmal in ein heißes Gefecht mit einer Sotnie. Aber ohne uns sehr anzustrengen, warfen wir auch diese zurück. Da holt uns D i z d a r e v i c ein. Ich frage ihn: „Warum das?“ Seine schlichte Antwort ist: „Herr Oberleutnant, Ihnen gehört ein Pferd, aber Bogami! (bei Gott), ich habe es nicht erwischt. Warten!“ Wir waren nicht mehr weit von der mittlerweile dem Erdboden gleichgebrannten Ortschaft entfernt, als sich mir ein guter Überblick bot. Aber welche Enttäuschung! Meine Augenbräune mit einem Schlage wieder vernichtet. Wirklich, wie ich noch klein war, habe ich oft geträumt, feindliche Kanonen erbeutet zu haben. Und nun? Sie hatten ausgeprobt und sind uns entwischt. Auch in der Nähe nirgends Geschützdonner zu vernehmen. Doch sicher ist sicher, wir werden uns noch davon überzeugen. Wir finden auch verschiedene Spuren, aber weiter nichts. Also meine Aufgabe zu erfüllen, unmöglich. Daher zu den unsrigen zurück! Es war 2 Uhr nachmittags. Unter fortwährender Belästigung durch feindliche Kugeln gewannen wir endlich das Weite.

Da verspüre ich über meinen linken Arm und über die Hand warmes Blut rieseln. Woher das? Aber es war an eine Untersuchung und an ein Verbinden noch gar nicht zu denken. Erst bis wir uns ziemlich sicher fühlten, ordnete ich einen kleinen Halt an. Die Überlebenden, die mir gefolgt waren, haben nun Gelegenheit, sich gegenseitig ihre Wahrnehmungen über die Kameraden zu berichten; Tränen brechen ihnen aus den Augen, wir waren nur mehr einundzwanzig, jetzt erst bekamen wir den Überblick über die vielen Zurückgebliebenen, von denen wohl auch ein Teil versprengt sein mochte. Ich hatte nun auch Zeit, meine Wunde zu suchen. Da erst erinnere ich mich, daß bei einem der Anstürme ein feindliches Bajonett meine Achselhöhle gestreift hatte. Ich will meine Pistole versorgen, die ich bis dahin in meiner Rechten schußbereit getragen hatte. Aber welche Entdeckung dabei! Ich habe in meiner Faust noch einen gelbgrünen Tuchlappen, es ist die Achselspanne eines russischen Infanteristen mit der Nummer 126, die mir gleich beim ersten Zusammenstoß in der Hand ge-

Nr.:

TAG:

blieben ist; als mir kein anderes Mittel übrig blieb, mich des Feindes zu erwehren, mußte ich einen der mir zu nahe gekommenen mit der Hand zu Boden reißen. Das, was ich in der Hand hielt, ist das einzige mir verbliebene Erinnerungszeichen.

Als wir uns alle einigermaßen erholt hatten, setzten wir den Marsch fort, kamen auch an unserer Stellung vom Vormittage vorbei, doch weit und breit weder Feind noch Freund. Anfangs beirrte mich das weniger, aber als wir eine weitere halbe Stunde Weges hinter uns hatten, da wurde ich doch unruhig. Es wird 3 Uhr, es wird halb 4 Uhr. Wohin ist unser Regiment?

Da bemerkt ein Auge eine gut gedeckte Schwarmlinie. Mißtrauisch geworden, befehle ich meinem Häuflein, in eine Deckung zu verschwinden. Dann laufe ich weiter vor, um so weit zu kommen, daß ich diese Schwarmlinie näher sehen könnte und rufe: „Wer dort!“ Da die Erlösung! Es wird bosnisch geantwortet. Wir rücken ein, wenige sind's, aber alle Helden. Ich wurde hierauf sofort verbunden. Mittlerweile erscheint mein Brigadier, beglückwünscht mich zu meiner Tat: „Ich gratuliere Ihnen“, reicht mir die Hand, und erklärt mir hierauf, daß mein schneidiges Vorgehen der Brigade ermöglicht hatte, die gefährliche, leicht zu umgehende Stellung des Vormittages aufzugeben und eine bessere an dieser Stelle zu wählen.

Der Russe scheint angenommen zu haben, daß auf ihn ein starker Flankenangriff unternommen würde. In dessen hat sich die ganze Brigade, ohne verfolgt zu werden, hierher zurückgezogen. Auch der Regimentskommandant und der Divisionär fanden für mich die schönsten Worte voller Anerkennung. Glück muß man haben! In der Tat konnten sich die übermüdeten Truppen dieses Abschnittes den ganzen Abend sowie die Nacht, die nur durch einzelne Schüsse gestört wurde, der wohlverdienten Ruhe hingeben. Ich aber mußte wegen der Wunde nach Graz geschickt werden, hoffe aber noch dieser Tage wieder — obwohl ich mit meinem linken Arme noch nichts anfangen kann — zurückzukehren.“

So erzählte Oberleutnant Michael Lukic am vergangenen Sonntage. Er wußte selbstverständlich auch über manches andere zu berichten, was uns aber hier zu weit führen würde.

Unser Gewährsmann bekam schon am Donnerstag einen Gruß von der Rückreise ins Schlachtfeld von dem ihm durch verschiedene verwegene „Stück“ gut bekannten Oberleutnant Lukic, der am Sonntage noch nicht imstande war, den linken Arm zu bewegen. Eines scheint aber nach allen Erzählungen der hier eintreffenden Verwundeten festzustehen. Die Unerfahrenheit der bosnischen Regimenter, der Heldenmut jedes einzelnen Mannes, ist in den wenigen Tagen seit dem Beginne des Krieges in der ganzen Armee bekanntgeworden. Unser Gewährsmann, der Land und Leute Bosniens studiert hat, bemerkt noch, daß es jedermann, der das bosnische Volk kennt, einen Stich ins Herz versetzen mußte, als zur Zeit der Mobilisierung die un Sinnigsten Gerüchte über die Serben des Grazer Regiments verbreitet wurden. Mehr als das halbe ins Feld gerückte Regiment gehört der serbisch-kroatischen Nation an. Wer die Verlustliste 11 gelesen hat (6. Regt. 3), der allein muß schon ein Mitgefühl für die braven Vaterlandsverteidiger empfinden. Und wenn dereinst der Krieg ein Ende gefunden hat, dann soll man dem b.-h. Infanterieregimente Nr. 2 jenen Empfang bereiten, den es ehrlich verdient hat.

MAUTSCHY Max

Nr.: 254

TAG: 13. 9. 1914

Krieg und Frieden.

Von Karl Kautsky.

(Aus einem Artikel in der „Neuen Zeit“ vom 28. August.)

Ein lateinisches Sprichwort sagt, man solle den Krieg vorbereiten, wenn man den Frieden wolle. Das ist in gewissem Sinne richtig, darf jedoch nicht etwa dahin ausgelegt werden, als verbürge jede Kriegsrüstung den Frieden. Es kann im Gegenteil gerade durch Vorbereitung zum Kriege der Friede gefährdet werden. Wohl aber darf man umgekehrt ohne jede Einschränkung behaupten, daß während des Krieges schon der Friede vorbereitet werden muß. Ein Krieg kann stets nur eine Episode bilden, der Friede ist der normale Zustand der bürgerlichen Gesellschaft. Man führt Krieg, nicht um zu siegen, sondern um einen vorteilhaften Frieden zu erlangen. Auch derjenige, der den Krieg unter die zweckmäßigen Mittel des Völkerlebens rechnet, wird nur einen solchen als einen glücklichen bezeichnen können, der das Mittel wird, einen besseren Friedenszustand herbeizuführen, als er vorher bestand. Niemand wird bezweifeln, daß ein Krieg, der einen verschlechterten Zustand herbeiführt, als ein unglücklicher und unglückseliger zu betrachten ist. Andererseits werden jedoch auch diejenigen, die den Krieg entschieden ablehnen, in einem Falle, in dem er einmal ausgebrochen ist, trachten müssen, daß er durch einen vorteilhaften Frieden beendet werde.

Aber freilich, welcher Friede ist vorteilhaft? Was dem einen „fin Uhl“, ist dem anderen „fin Nachtigall“. Gines kann man indes auf jeden Fall sagen: für die große Masse ist ein Friede nur dann vorteilhaft, wenn er die Gewähr langer Dauer in sich trägt und den friedlichen Verkehr der Völker untereinander in keiner Weise hemmt und beeinträchtigt. Neros Motto: Oderint dum metuant, sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten, hat sich selbst für den römischen Despoten nicht als ersprießlich erwiesen. Unter den modernen Völkern gibt es keines, das eine Cäsarenrolle spielen könnte und ebensowenig eine Eremitenrolle. Jedes der modernen Kulturvölker ist im Frieden auf den engsten Verkehr mit allen anderen Völkern auf dem Fuße der Gleichheit angewiesen, es kann sie weder ignorieren, noch ihnen als Herr gegenüberzutreten.

Direkt verderblich aber würde ein Friede, der nur als Waffenstillstand erschiene, den jeder zu angstvollem Rüsten benützte. Jede ökonomische Heilung der Wunden des Krieges würde dadurch unmöglich.

Am ehesten verspricht ein Friede von Dauer zu sein, wenn seine Ergebnisse in der Richtung der historischen Entwicklung liegen. Solche Ergebnisse bürgern sich rasch ein und werden bald als unverlierbare Errungenschaft betrachtet. Ergebnisse, die dem Gange der Entwicklung widersprechen, werden dagegen dauernd als quälend empfunden. Sie lassen die beteiligten Völker schwer oder gar nicht wieder zur Ruhe kommen.

In der Richtung der historischen Entwicklung liegt nun vor allem die Selbständigkeit der Völker, das heißt die Demokratie. Ihre vornehmsten Träger freilich wechseln. Vor einem Jahrhundert noch war es die Bourgeoisie und der Liberalismus. Heute ist es das Proletariat und die Sozialdemokratie. Damals

wie heute jedoch ist es eine wachsende, erstarkende Klasse, und darin liegt es begründet und nicht etwa in ideologischen Erwägungen, daß die historische Entwicklung im Sinne der Demokratie und der Selbstständigkeit der Völker vor sich geht.

Ihren vollkommensten Ausdruck kann diese nur in einem Nationalstaat finden, in einem Staate, der aus einer einzigen Nation besteht, in dem nur eine Sprache gesprochen wird, nicht in einem Nationalitätenstaat. Die moderne Produktionsweise bringt die Menschen in immer innigeren Verkehr miteinander. Die verschiedenen Teile eines Staates werden ihrer ehemaligen Isolierung entzogen, ökonomisch und politisch in engsten Kontakt miteinander gebracht. Je mehr die inneren Grenzen fallen, je mehr alle Staatsbürger die gleiche Sprache sprechen, desto intensiver kann das ökonomische, geistige, politische Leben vor sich gehen.

Innerhalb dieser Produktionsweise ersteht aber auch die Teilnahme der unteren Klassen am geistigen und politischen Leben, was eine Kräftigung jeder Nation bedeutet.

In einem Nationalstaat verbinden sich beide Tendenzen und verstärken einander. In einem Nationalitätenstaat stoßen sie feindlich aufeinander, erzeugen sie steigende Erbitterung der Nationen innerhalb des Staates gegeneinander, wirken sie lähmend auf den ökonomischen und politischen Prozeß, und zwar um so stärker, je mehr die Entwicklung fortschreitet.

Es wäre daher ein arger Rückschritt, wollte einer der großen Nationalstaaten, die an dem Kriege beteiligt sind, einen eventuellen Sieg dazu benützen, sich nationsfremde Gebiete anzugliedern, und dadurch aus einem Nationalstaat ein Nationalitätenstaat werden. Das wäre ein großes Unglück nicht nur für den Besiegten, sondern auch für den Sieger.

Es läge in solchem Vorgehen aber auch eine Verletzung der Selbständigkeit der Nationen, welche zu wahren doch jeder der großen Kulturstaaten in den Krieg gezogen ist. Jeder beteuerte, er wolle nur die eigene Selbständigkeit und Integrität wahren.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß jede Veränderung der Landkarte diesem Prinzip widersprechen müßte.

Wo Nationen durch eine Fremdherrschaft unterdrückt sind, kann die Befreiung dieser Herrschaft wohl ein Mittel werden, gerade die Selbstbestimmung der Nationen zur Geltung zu bringen. Wenn zum Beispiel im Falle einer Besiegung Rußlands die Bewohner Polens, der Ostseeprovinzen, Finnlands beanspruchen würden, selbst über ihre weitere staatsrechtliche Stellung zu entscheiden, ohne jeden äußeren Zwang, so stünde das vollständig im Einklang mit den Geboten der Demokratie. Und das gleiche wäre der Fall, wenn der Krieg Ägypten und Persien ihre Selbständigkeit brächte. Das wären Errungenschaften des Krieges, die bei keinem der an ihm beteiligten Völker, wenigstens nicht in ihren demokratischen Teilen, irgend einen Stachel hinterließen. Sie würden vielmehr als Fortschritte und Friedensbürgschaften freudig begrüßt werden.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Die europäische Landkarte 1814 bis 1914.

Von Ludo M. Hartmann.

Es sind jetzt hundert Jahre her, daß sich neunzig Bevollmächtigte von souveränen Fürsten und dreihundsfünfzig von mediatisierten Herren, die ihre Souveränität in den Stürmen der letzten Jahrzehnte verloren hatten, in Wien zum Kongreß versammelten. Die vier Alliierten: Oesterreich, Preußen, Rußland und England, die eben Napoleon niedergeworfen hatten, waren zwar schon in der Hauptsache einig. Allein auch Frankreich und Spanien, die wieder unter der Herrschaft ihrer alten Dynastie standen, und die vielen Kleineren waren eingeladen und hatten sich eingeschunden, um ihre Interessen zu vertreten. Galt es doch, die neue Landkarte Europas festzustellen, die nach der Absicht der Versammelten die dauernde Grundlage der Staaten für alle Zukunft bilden sollte. Zu einer allgemeinen Beratung aller ist es allerdings nicht gekommen. Umso mehr Spezialberatungen und Besprechungen wurden gepflogen; es wurde intriguiert und bestochen, es bildeten sich Koalitionen und Allianzen, man traf sich in offiziellen Kanzleien und in verschwiegene Doulots, es wurden Akten und Memores geschrieben, Frauen und Lohnschreiber der verschiedensten Art waren die Vermittler der verschiedensten Geschäfte, und als der Müdigkeit erschien, wer am besten im Trüben zu fischen verstand, wer auf die eleganteste Art seinen Gegner in einem Reize von Intriguen einfang und sich dabei in dem allgemeinen Wirbel am geschmeidigsten im Tanze drehte und am besten amüsierte. Die Diplomatie des Ancien régime war eben wieder oben auf; in dem Gefühl des Triumphes über die Niederwerfung des gewaltigen Morzes und der großen Revolution, deren Andenken mit ihm verschwinden sollte, wollte sie den Becher der Freude bis zur Reize leeren. Es war wieder herrlich in der Welt, die in den letzten zwei Jahrzehnten so traurig gewesen war, und die Kaiserstadt an der Donau, die von der Weltgeschichte am wenigsten ergriffen zu sein schien, mit all ihrer Sorglosigkeit und Fröhlichkeit, ihrer falschen Sentimentalität und naiven Charakterlosigkeit, ihrer guten Musik und ihren hübschen Frauen schien gerade der richtige Boden, um den Moment ganz zu genießen.

Hier erinnerte nicht wie in Paris jede Straße, jedes Haus an eine gefallene Größe oder an die „heilige“ Guillotine; hier gab es kein Parlament wie in London; hier hatte nicht ein Fische zur deutschen Nation gesprochen — an all diese unangenehmen Dinge, die die Behaglichkeit störten, wollte man eben nicht denken. Gedanken waren gefährlich und gegen sie war die Polizei da. Man wollte da anknüpfen, wo man im Jahre 1792 hatte aufhören müssen. Die Revolution war ein vorübergehendes Ereignis ohne rechtliche Konsequenzen, Napoleon ein Usurpator, der Befreiungskrieg nicht mehr die Erhebung eines Volkes, das seine Rechte zurückforderte, sondern eine diplomatische Aktion zur Herstellung eines durch einen Rußlandsfall gestörten Ruhezustandes. Es wurde nur

die eine Folgerung gezogen, daß man von nun an durch bessere Polizeimaßregeln und, wenn möglich, im gegenseitigen Einvernehmen für den ungestörten Fortbestand des berühmten europäischen Gleichgewichtes im Innern wie nach außen sorgen müsse. Trotz dieses idyllischen Willens konnte man doch nicht umhin, einige Änderungen, welche im Gefolge der französischen Revolution sich vollzogen hatten, anzuerkennen; war doch durch den großen Sturm eine ganze Anzahl von kleinen Herren weggesetzt worden; ihr früherer Besitz mußte den großen zur Entschädigung für Verluste, zur Stillung des Appellits dienen. Gleichwohl war es die Phrase von der „Legitimität“, die die Beratungen beherrschte; sie wurde besonders von Talleyrand betont, dem einsigen Bischof von Mülhausen, der dann aus der Kette gesprungen und revolutionäres Mitglied der französischen Nationalversammlung, später Napoleons Minister des Auswärtigen und durch dessen Gnade auch „Fürst von Benevent“ geworden war und jetzt den wiederhergestellten Bourbonischen König Ludwig XVIII. vertrat, ohne aber dabei seine persönlichen Interessen zu vergessen. In Welternichts Händen liefen die verschlungenen Fäden zusammen, aus denen das künstliche Gebilde des europäischen Gleichgewichtes gewebt werden sollte, bei dem Oesterreich keineswegs zu kurz kam. Der russische Kaiser Alexander, scheinbar nur durch romantische Neigungen beherrscht und von dem Streben nach Herstellung einer gerechten Weltordnung auf christlicher Grundlage erfüllt, konnte, da der teuflische Teufel, der Europa bezwungen hatte, an dem heiligen Rußland zerbrochen war, die Macht seines ungeheuren Reiches zur Entscheidung der europäischen Fragen in die Waagschale werfen, während der Führer der englischen Konservativen Castlereagh die trotz aller Scheinheiligkeit sehr materiellen Interessen der anderen unbesiegt Weltmacht, der britischen, vertrat, die sich im unentwegten Kampfe mit Napoleon finanzielles Geschick und die Seeherrschaft erstritten hatte.

Bei all dem hatten die Völker natürlich nicht mitzureden. Sie hatten zu schweigen, während über sie verfügt und die Landkarte neu verteilt wurde. Die Machtinteressen der Monarchen hatten das erste und das letzte Wort und die Macht wurde nach der Anzahl der beherrschten Quadratmeilen, nicht nach dem inneren Zusammenhalt, nicht nach der organischen Zusammengehörigkeit bemessen. Staat und Volk erschienen eben nach der Auffassung der Diplomaten als Hausgut des Herrschers von Gottes Gnaden, das Soldaten und Steuern zu leisten hatte; die umgekehrte Auffassung, hätte eine bedenkliche Annäherung an die Volkssouveränität bedeutet, die ja der eigentliche Feind war, der bekämpft werden sollte. Daher auch die vollständige Prinzipienlosigkeit bei der Aufteilung Europas und die weitere Folge, daß jede demokratische Bewegung zugleich eine Auslehnung gegen die künstlichen Grenzen des Wiener Kongresses und jede nationale Bewegung zugleich ein Fortschritt in der Richtung der Demokratie war.

Die ganze politische Geschichte Europas in den letzten hundert Jahren ist nichts anderes als eine ununterbrochene Revision der Landkarte des Wiener Kongresses. Die Westmächte

allein — Spanien und Portugal, England, Frankreich —, die schon vorher ihre nationalen Grenzen erreicht hatten, haben seit dem Wiener Kongreß keine größeren Grenzveränderungen in Europa erlitten, nur daß Frankreich im Jahre 1859 von Italien die wesentlich französischen Gegenden Savoyen und Nizza dazugewann und im Jahre 1871 das deutsche Elsaß und einen Teil von Lothringen an das neue Deutsche Reich abtreten mußte. Dagegen ist das künstliche Gebilde des Königreiches der Niederlande schon im Jahre 1830 in das wesentlich französische Belgien und die holländischen Niederlande auseinandergebrochen. Ränger hielt sich die vom Wiener Kongreß bestätigte Union Schwedens mit Norwegen, bis auch sie vor nicht langer Zeit getrennt werden mußte. Im Orient entbrannte schon wenige Jahre nach dem Wiener Kongreß der von den Liberalen ganz Europas unterstützte, von Metternich mit Scheelen Augen angesehene Kampf, der zur Unabhängigkeit Griechenlands führte, während sich die Serben eine gewisse Autonomie im Rahmen der Türkei schon erkämpft hatten und sich ebenfalls nach einem halben Jahrhundert, ebenso wie das aus dem Fürstentümern Moldau und Walachei entstandene Rumänien unabhängig machten. Dazu kam infolge des Russisch-Türkischen Krieges im Jahre 1878 der neue bulgarische Staat, der nach seinen natürlichen nationalen Grenzen strebte. Der Balkankrieg der Jahre 1912/13, der mit dem faulen Frieden von Bukarest endete, hatte das Ziel, die europäische Türkei nach den nationalen Grenzen aufzuteilen. Die gewaltigsten Umwälzungen gingen aber in Italien und Deutschland vor sich, und Oesterreich hatte das Unglück, der Fahnenträger des Metternichschen Systems und des Wiener Kongresses gegen die nationale Entwicklung der Völker zu sein. Es hatte sich Bombardo-Venetien zuteilen lassen und betrachtete sich als Schutzmacht des von Habsburgern regierten Toskana und der kleinen Staaten Oberitaliens, die zur Versorgung von Nebenlinien der großen regierenden Häuser geschaffen wurden; auch als Schutzmacht des wiedererstandenen Kirchenstaates und im Kampfe mit der italienischen nationalen Bewegung als Bundesgenossen der wiederhergestellten bourbonischen Dynastie in Neapel. So hatte es eine ununterbrochene Reihe von Verschwörungen mit Polizei- und Militärgewalt niederzukämpfen, bis es dem nationalen und liberalen Piemont, zunächst im Bunde mit Napoleon III., der ebenfalls die Landkarte revidieren wollte, in den Jahren 1859/60 gelang, die nationalen Grenzen — mit Ausschluß von Venetien und einem Teile des Kirchenstaates — im Kampfe mit Oesterreich und den Bourbonen zu erreichen. 1866 mußte Oesterreich auch Venetien abtreten und 1870 fiel der Kirchenstaat, von seinen Protektoren verlassen, an das geeinte Italien.

In Deutschland, wo das alte Kaisertum in den napoleonischen Stürmen vollständig zugrunde gegangen war, sollte die nationale Einigung durch die Organisation des neuen Deutschen Bundes nicht geschaffen, sondern vielmehr verhindert werden; und auch hier glaubte die Präsidialmacht, Oesterreich, ein Interesse daran zu haben, gegen alle nationalen Regungen einzuschreiten, da es selbst auf nicht nationaler und nicht demokratischer Grundlage beruhte. Und die deutschen Kleinstaatsdynastien fürchteten die Vereinheitlichung aus eigennütziger

Angst um ihre souveräne Macht, die durch den Bund nicht bedroht war. Außer der Demokratie hatte nur Preußen ein Interesse an Deutschlands Einheit, da es aus dem Wiener Kongreß im Gegensatz zu Oesterreich als einheitliches nationales Gebilde und neben ihm als stärkster Bundesstaat hervorgegangen war, als einzige deutsche Großmacht, deren Gebiets- und Interessensphäre sich vom Rhein bis nach Königsberg erstreckte, allerdings unterbrochen durch zwischenliegende Kleinstaaten. Es bildete den deutschen Zollverein mit besonderem Ausschluß von Oesterreich; und nachdem der demokratische Einigungsversuch aller deutschen Länder an dem Widerstand aller deutschen Regierungen gescheitert war, nachdem Preußen selbst in der Folge seine anationale Haltung gebüßt hatte, wurde es sich seiner Aufgabe bewußt und nahm das kleindeutsche Programm der politischen Einigung Deutschlands — mit Ausschluß der deutschen Provinzen Oesterreichs — wieder an und führte es in den Feldzügen von 1864 gegen Dänemark, von 1866 gegen Oesterreich und von 1870 bis 1871 gegen Frankreich durch. Kein Mensch aber — nicht einmal die englischen Lords vom Schloß der Borsford und Curzon — kann heute im Ernst daran denken, diese Einheit, die sich abermals in ihrer ganzen Stärke erprobt, zu zerstören.

So hat die eherner geschichtliche Notwendigkeit, von Westen nach Osten schreitend, die künstliche europäische Landkarte des Wiener Kongresses im Verlauf von wenigen Generationen vollständig zerstört und eine neue, auf den nationalen Grenzen beruhende an die Stelle gesetzt. Jeder Krieg, der im letzten Jahrhundert in Europa geführt wurde, hat mit einer solchen Revision im nationalen Sinne geendet.

Das Land aber, das zwischen Europa und Asien liegt, Rußland, ist bisher von dieser Revision noch nicht ergriffen worden. Es ist historisch das jüngste Land und trägt noch alle Merkmale des vorrevolutionären Staates, wenn auch durch die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Revolution des Jahres 1905 sein Eintritt in die moderne Zeit sich vorbereitet hat und die politischen Verhältnisse im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts öfter sehr deutlich daran gemahnt haben, daß auch die Völker des Ostens von der national-demokratischen Idee ergriffen sind. Aber außer Kleinasien und den Teilen von Polen, die ihm durch die Teilungen Polens und den Wiener Kongreß zugefallen sind, und Finnland, das es sich kurz vorher in einem Kriege mit Schweden angeeignet und behalten hat, und Bessarabien umfaßt es noch eine Anzahl sprachlich und kulturell keineswegs angepaßter Nationalitäten.

Es ist wohl zweifellos, daß die Revision der Landkarte des Wiener Kongresses nicht haltmachen wird, und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird es der Weltkrieg des Jahres 1914 sein, der gewaltig dazu beitragen wird, die europäische Entwicklung des letzten Jahrhunderts auch nach Rußland zu tragen.

NOUVERT, Cuno

Japans Hilfe an England.

Die Times haben dem Kommandierenden der englischen Flotte ihre Anerkennung ausgesprochen, daß er die deutschen Seestreitkräfte am Erscheinen im Ozean verhindert und die deutsche und österreichische Handelsflotte teils hinweggesetzt, teils zur Untätigkeit verurteilt habe. Daraus knüpfen die Times noch eine Betrachtung: Die englische Flotte dürfe sich in keinen Kampf mit der deutschen einlassen, weil sonst die Gefahr bestünde, daß England eine Zeit hindurch nicht mehr die größte Seemacht wäre. Das klingt nicht besonders zuversichtlich, ist aber vollkommen richtig. In dieser Stelle wurde vor einiger Zeit die Behauptung aufgestellt, daß

die englische Seeherrschaft vom Augenblick des Kriegsbeginnes gegen Deutschland an bedroht sei. Japan und die Vereinigten Staaten von Nordamerika wurden als die Rivalen Englands genannt. Und nun zeigen sich allmählich die Folgen des verhängnisvollen Schrittes Englands. Seine Flotte ist durch die deutsche vollkommen im Schach gehalten. Deutsche Kreuzer bedrohen und stören den englischen Handel auf den Weltmeeren. In Indien und Ägypten ist der Aufbruch ausgebrochen. Die englische Flotte kann sich nicht rühren, England muß fremde Hilfe suchen, um der als natürliche Folge des europäischen Krieges ausgebrochenen Aufstandsbewegung in Indien Herr zu werden.

Was ein indischer Aufstand bedeutet, lehrt die Geschichte des Jahres 1858. Damals war aber England frei, heute ist es in Europa gebunden. Indien, das Rückgrat der englischen Weltmacht, die gewaltigste Quelle seines Reichtums, steht auf dem Spiele. Und noch mehr, das englische Ansehen. Das soll jetzt um jeden Preis gerettet werden. Aber dieser Preis ist hoch. England hat, wenn die sehr ernst zu nehmenden Meldungen richtig sind, Japan ersucht, den Aufstand in Indien zu unterdrücken, und Japan hat seine Bedingungen gestellt:

1. Freie Einwanderung in den britischen Besitzungen am Stillen Ozean;
 2. eine Anleihe von 200 Millionen Dollar, d. i. eine Milliarde Kronen;
 3. freie Hand in China.
- Und England hat diese Bedingungen angenommen.

Die ganze Tragweite dieses Schrittes wird sich — wenn er tatsächlich erfolgt ist — erst später offenbaren. Die Bedingungen sind aber derart, daß sich schon heute eine Reihe von Folgen mit großer Aussicht auf Wahrscheinlichkeit voraussagen lassen. Punkt 2 ist harmlos. Es ist klar, daß Japan von seinem Auftraggeber Geld verlangt und erhält. Minder harmlos ist Punkt 3. Freie Hand in China für Japan bedeutet der vollkommene Verzicht Englands auf seine bisher stark betonte und mit Erfolg vertretene Einflusnahme auf die Schicksale des Reiches der Mitte. In China sind aber auch andere Mächte interessiert: Rußland, Frankreich und in sehr bedeutendem Maße die amerikanische Union. Deutschland kann als Feind Englands außer Betracht bleiben. Sie alle würden durch das neue Abkommen mit Japan empfindlich geschädigt. Ihre Pläne werden durchkreuzt. Gegen die Vereinigten Staaten ist der Stoß sicher mit Absicht geführt und kommt einer Verletzung früherer Abmachungen, wenn nicht den Worten, so dem Sinne nach gleich. Die Engländer

würden eine ähnliche Handlungsweise Frankreichs zweifellos als Verrat bezeichnen.

Noch schwerer als diese Preisgabe eigener und der Fremdesinteressen wiegt aber die erste Bedingung. Sie gibt den Japanern die Erlaubnis, ihren von Jahr zu Jahr sich mehrenden Überschuß an Menschen nach Kanada und Australien abzuschieben. Damit wird das gelbe Gespenst, das den australischen und kanadischen Staatsmännern, nicht minder aber denen der Vereinigten Staaten seit lange den Schlaf raubt, aus einer Nachtmär in ein Geschöpf von Fleisch und Blut verwandelt. Die Einwohnerzahl Kanadas mag über sieben, die Australiens fünf Millionen betragen, die Japans stellt sich auf dreiundfünfzig, doch kann das Heimatland Japan schon lange nicht mehr seine Einwohner ernähren. Der Geburtenüberschuß steigt von Jahr zu Jahr und beträgt 700.000 (1906 437.653, 1910 652.890). Die Auswanderung stellt sich alljährlich auf etwa die Hälfte dieser Summe, ist dabei künstlich gehemmt durch die ablehnende Haltung der beiden eben genannten englischen Tochternationen und der Union. Die Freigabe der Einwanderung nach Kanada und Australien — so und nicht anders wird Japan diese Bedingung auffassen — würde somit die Japanisierung beider Länder in die Wege leiten, die in Australien schon in zwei, drei Jahrzehnten vollendet sein kann.

Da die beiden Kolonien sich dieses Ansturmes nicht allein erwehren können, so ist, da England selbst die Hand zu dieser Preisgabe gewaltiger Kulturtwerts gegeben hat, ihr Schicksal besiegelt. Ob sich die Kanadier und Australier das ruhig werden bieten lassen, ist eine Frage für sich.

Aber auch für die Vereinigten Staaten von Nordamerika stellt eine derartige Stärkung des japanischen Elements eine fürchterliche Gefahr dar. Nur der großen Friedensliebe der Union haben es die Japaner zu danken, daß sie in den Weststaaten den Weißen den Verdienst wegnehmen können. Der dort herrschende Einfluß der Japaner ist nämlich viel größer als allgemein angenommen wird. In Kalifornien zum Beispiel sind die meisten Obstgärten — der Reichtum des Landes — in japanischem Besitz oder in japanischer Verwaltung und dies trotz der hindernden Gesetze Kaliforniens. Nun denke man sich die freie Einwanderungsmöglichkeit über Kanada und man kann kaum mehr darüber im Zweifel sein, daß dann bald die letzte Stunde der Weißen in den Weststaaten der Union geschlagen hätte.

England gibt also Kanada und Australien, sowie die Einflußmöglichkeit in China an Japan preis. Es verfügt in gleicher Weise über die Interessengebiete seiner Bundesgenossen Frankreich und Rußland, sowie über die der Vereinigten Staaten, nur damit ihm Japan den Aufstand in Indien niederwirft. Wozu diese Opfer? Wird es

Indien dadurch für sich erhalten? Gelingt die Niederwerfung des Aufstandes nicht, so ist Indien frei. Gelingt sie mit Hilfe Japans, so ist Indien japanisch. Die Annahme, daß Japan den fetten Bissen, wenn er einmal in seinem Rachen ist, fahren lassen wird, wäre naiv. Oder meint England, daß Japan von ihm nichts gelernt hat? Selbst wenn England aus dem jetzigen Kriege als Sieger hervorgehen würde, seine Macht wäre gebrochen. Noch bevor die gegnerischen Flotten einander gegenübergetreten sind, hat England feierlich in einem Vertrage mit Japan auf seine Vorrats herrschaft zur See verzichtet. **Emo Volkert.**

SCHNEIDERMAN, W.

Die rückwärtigen Verbindungen.

Von unserem Kriegsberichterstatter aus dem Westen.

Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Großes Hauptquartier, 11. September.

Auf dem Wege zwischen den Armee-Oberkommandos und den kämpfenden Fronten, den wir Kriegsberichterstatter im Westen nun schon mehrere Male in den verschiedenen Teilen des Kriegsgebietes von Belgien bis zu den Vogesen haben durchreisen können, bekommt man einen Begriff davon, was das heißt: Die rückwärtigen Verbindungen. Die rückwärtigen Verbindungen, welche in der modernen Kriegsgeschichte eine so große Rolle spielen, durch deren Versagen Napoleon in Rußland seine Weltherrschaft zusammenbrechen lassen mußte, deren Mangelhaftigkeit den russisch-japanischen Krieg zu Ungunsten der Russen entschied und die im Balkankriege das Schicksal von Armeen bedeuteten. Unsere deutschen rückwärtigen Verbindungen versagen nicht!

Die Vorstellung, die man sich von den riesigen Kriegszügen älterer Zeit macht, trifft heute nicht mehr zu. Wie der Heerzorn, der in seinem Namen einen seit mehr als hundert Jahren veralteten Vergleich bewahrt hat, bohrten sich die Armeen des Altertums und des Mittelalters, selbst die Massen, die der Dreißigjährige Krieg in Soldatensiefel steckte, in das feindliche Land ein und suchten dessen Herz und Lebensadern zu treffen. Wollte man in unserem naturgeschichtlichen Zeitalter einen dem Sprachgebrauche und Empfinden einstweilen weniger geläufigen, aber der Wirklichkeit näheren Vergleich für das Gesamtbild des modernen Krieges finden, so müßte man an schwammartige, ungeheuer schnell wachsende Gebilde denken, welche sich von ihren Wurzelpunkten im Vaterlande aus über die feindlichen Grenzen ausdehnen und das gesamte Angriffsgebiet überwuchern und zudecken. Zwei solche Schwämme wachsen gegeneinander an. Bald zeigt sich, wo der eine dank seiner energischeren Konstitution und Säftezufuhr den anderen unterliegt, bis schließlich der Kampf auf einzelnen Gebieten und zuletzt auf der ganzen Linie entschieden ist und das Feindesland zuge deckt ist durch die lebensfähigere Energie des Angreifers. Ich weiß wohl, daß es für die landläufige Auffassung nichts weniger Heroisches, weniger Kriegsmäßiges gibt, als diesen Vergleich, aber naturwissenschaftlich betrachtet — und wir glauben doch fest, daß die Natur aller Dinge Lehrmeister ist — liegt in der Heranziehung der ewigen Kämpfe ums Dasein in der niederen Lebenswelt nichts Entwürdigendes für einen so fein organisierten, mit so empfindlichen Nerven und so vollblütigen Adern ausgestatteten Krieger, wie

wir ihn jetzt entsprechend der Höchstausbildung menschlicher Waffenkunst führen.

Die Adern und Nerven aber, welche die Lebens-tätigkeit der vorgeschobenen Kampfesfront regeln und ermöglichen, das ist das, was im Heere mit den „rückwärtigen Verbindungen“ bezeichnet wird. Ihr Zweck ist, die Schlagfertigkeit der im Entscheidungslampfe befindlichen Truppe dauernd auf derselben Höhe zu halten. Geschütze können unbrauchbar werden. Das darf uns nicht aufhalten. Aus den rückwärtigen Verbindungen heraus muß sich sofort Ersatz in die Front einschleichen. Nach heißen Kampfesstunden kann sich die Munition erschöpfen. Unererschöpflich muß aus den rückwärtigen Verbindungen der Ersatz nachquillen. Die Verpflegung von Menschenmassen, die in Friedenszeiten ein für die ihrer Kopfzahl entsprechenden Großstädte nur mit Kopfzerbrechen sorgfältiger und zeitraubender Erwägung der wirtschaftlichen und verkehrstechnischen Möglichkeiten zu lösendes Problem ist, diese Verpflegung muß hier aus dem Vollen heraus und mit einer keine Stunde versagenden Pünktlichkeit herbeigeschafft werden. Ein alter Grundsatz besagt, daß keine Verpflegung teurer ist als eine schlechte! Die Feldpost stellt sich als ein vom Standpunkte der reinen Notwendigkeit vielleicht lugubriöses, in ihrer Bedeutung für die moralische Fertigkeit der kämpfenden Truppen aber ungeheuer wichtiges Zwischenglied der rückwärtigen Verbindungen dar. Dann liegen den rückwärtigen Verbindungen noch die kaum weniger wichtigen Rücktransporte ob. Die dem Feinde abgenommenen Beutestücke, die Gefangenen, dann die eigenen Verwundeten und Kranken, das unbrauchbar gewordene Kriegsmaterial, kurz alles, was in der Front hinderlich wirken könnte, das muß nach hinten abgeschoben werden.

Daraus ergibt sich hinter der Front ein unablässiges Hin- und Herfluten von Kolonnen, die ununterbrochen in den Kriegsgebieten vorwärts- und rückwärtziehen. Das Stappentwesen, dem die hier geschilberten Aufgaben obliegen, ist bei aller Robustheit die seine Leistungen erfordern, ein wahrhaft künstlerisch fein durchdachter Organismus, der ganz für sich zu wirken scheint und in Wahrheit doch nur im Anschlusse und Dienste der kämpfenden Heereskörper wirkt. Das Stappentwesen zerfällt hauptsächlich in zwei Abteilungen, in die des Operationsgebietes und des weiter rückwärts liegenden eigentlichen Stappengebietes. Die Grenze zwischen beiden wird nach der augenblicklichen Kriegslage vom Armee-Oberkommando bestimmt. Bei der Zahl der Truppen und der Ausdehnung des Kampfgebietes im modernen Kriege wird selbstverständlich nach Möglichkeit die Eisenbahn verwendet. Daraus erklärt sich, mit welcher Planmäßigkeit unsere Feinde, besonders die Russen, versucht haben, auch nach dem Aufmarsche noch unsere Bahnlinien zu zerstören. Daraus wird ferner verständlich, mit welcher Wachsamkeit wir die für uns wichtigen Bahnlinien im Feindeslande, sobald wir sie in Händen haben, durch ununterbrochene Postenketten zu sichern suchen, sowie die wohl vorbereitete Schnelligkeit, mit der wir die vom flüchtenden Feinde zerstörten Eisenbahnen wieder betriebsfähig machen.

Jedes Armeekorps besitzt zwei Munitionskolonnenabteilungen, deren jede zwei Infanterie-Munitionskolonnen und vier Artillerie-Munitionskolonnen enthält. Ferner verfügt jedes Armeekorps über eine entsprechende Anzahl von Fuß-Artilleriekolonnen. Die rückwärtigen Verbindungen erstrecken sich von den kämpfenden Fronten bis tief hinein ins Vaterland. Sie stellen, wenn man sie aus der Vogelschau betrachtet, ein ununterbrochenes Netz zwischen dem Heimatgebiet und den in Rußland, Belgien und Frankreich vordringenden und fechtenden Armeen dar, in dessen Adern in gleichmäßigem Taktsschlage die Zufuhren und Rücktransporte pulsieren. Tief im Innern von Deutschland beginnen die Kanäle, die an täglich vorgeschobenen Plätzen fern im Feindeslande münden.

Auf den Fahrten im Rücken der kämpfenden Heere erkennt man an den alle Straßen in langer Kette bedeckenden Kolonnen, ob man sich noch fern der Front oder ihr schon ganz nahe befindet. Es sind da drei Glieder der Kolonnenbewegungen deutlich zu unterscheiden: Die Stappentkolonnen, die Proviant- und die Fuhrparkkolonnen. Die Tiefe eines auf einer Straße mit Sicherheitsabständen vormarschierenden Armeekorps beträgt einschließlich aller Kolonnen und Trains etwa 60 Kilometer, d. h. rund zwei Tagemärsche. Da sich nun der Weg und die Zahl der gebrauchten Kolonnen ganz nach den jeweiligen Bedürfnissen der Truppen richten, so kann es leicht vorkommen, daß auf einer Straße zeitweilig sehr viel Wagen mehr zurück als vorwärts fahren. Oder es kann geschehen, wenn zum Beispiel nach Anlage eines neuen Feldmagazins die Wagen an einem vorgeschobenen Punkte abgeladen sind, daß dann in einem Durchfahrtsgebiete viele Kolonnen rückwärts ziehen, um neue Last aufzunehmen. Dieses

Rückfahren ist nachgewiesenermaßen sowohl in Belgien wie in Frankreich von den Einwohnern wiederholt mißverstanden worden. Sie glaubten, da sie gleichzeitig aus allen Nachbarorten die Meldung von lauter rückwärts gerichteten Kolonnenzügen erhielten, daß die Deutschen geschlagen seien und sich auf der Flucht befänden. Dieser verhängnisvolle Irrtum, gemeinsam mit den von den feindlichen Regierungen verbreiteten Lügenmeldungen über große Siege der Russen usw., hat wiederholt Anlaß zum Ausbruche von Franktireursunruhen gegeben.

Das Generalkommando kennt zu jeder Zeit die Stellung und die Bewegungen der Kolonnen ebenso genau wie die der marschierenden und kämpfenden Truppen und bleibt auch mit den Kolonnen in jedem Augenblick in voller Verbindung, so daß es deren Verschiebung stets in der Hand hat. So wichtig sind die rückwärtigen Verbindungen, deren großzügige und doch bis in die kleinsten Einzelheiten, bis zum Aufschlag jedes Pferdes und zur Nabe jedes Wagenrades durchgearbeitete Organisation ihr volles Teil dazu beiträgt, um unsere Truppen so schlagfertig zu erhalten, wie sie es bisher auf ihrem Wege bis an die Tore von Paris geblieben sind.

W. S c h e u e r m a n n, Kriegsberichterstatter.

Auf hoher See beim Beginn des Krieges.

Von einem Leser unseres Blattes wird uns in freundlichster Weise ein Brief aus Patras vom 22. August zur Verfügung gestellt, in dem der Absender des Briefes eine interessante Schilderung über die Erlebnisse gibt, die er nach dem Ausbruch des Krieges auf einem Lloyd-Dampfer hatte, der sich gerade auf der Rückfahrt von Bombay befand. In dem Briefe heißt es: In Bombay wurden wir auf einmal durch die Kriegsnachricht aufgeschreckt. Vom Konsul wurde am 27. Juli an Bord des Dampfers die teilweise Mobilisierung verlautbart und auch die Amnestie für Deserteure. Wir alle waren ganz erschreckt, da wir keine Silbe wußten. Wir sind abgefahren, ganz programmäßig. Als wir das Dock, wo unser Dampfer vor Anker lag, verließen, waren schon englische Wachposten aufgestellt. Nach einer Schilderung der sehr stürmischen Fahrt durch die indischen Gewässer wird wieder der Kriegsnachrichten Erwähnung getan: Dabei arbeitete fleißig der Funkentelegraph und brachte die erschreckendsten Nachrichten über den Krieg von Europa. Wir sollten am 8. (August) vorschrittmäßig in Aden anlegen und dann durchs Rote Meer nach Suez und von dort durch den Suezkanal nach Port Said fahren. Doch wir bekamen unter anderem auch ein Telegramm vom Lloyd in Triest des Inhalts: Nicht in Aden anlegen, direkt nach Triest. Gleich darauf erhielten wir wieder eine Depesche aus Aden von englischer Seite, England sei neutral und wir könnten ruhig in Aden einfahren. Doch wir folgten dem Befehl des Lloyd und sind Aden ausgewichen, um nicht von Engländern angehalten zu werden und fuhren mit voller Kraft gegen Suez und erreichten es um zwei Tage früher als sonst immer, und zwar am 10. d. Wir waren sehr unsicher, ob wir angehalten werden, oder ob wir weiterfahren dürfen. Doch nach etwa acht Stunden erhielten wir die Nachricht zur Abfahrt. Passagiere haben sich schon bereit gehalten zur Auschiffung, nun wurde das Gepäck wieder eingestellt. Wir mußten auf englischen Befehl die drahtlose Telegraphie abmontieren und der Telegraphist wurde außer Dienst gesetzt. Gegen Abend fuhren wir in den Suezkanal ein und erreichten gegen 9 Uhr vormittags am 11. August Port Said, das uns als internationaler Hafen nicht gefährlich werden konnte. Wir haben Kohlen eingenommen und dampften um 2 Uhr nachmittags von dort ab, natürlich auf persönliche Verantwortung unseres Kommandanten. In Port Said durften nur Engländer und Franzosen ans Land. Viele von diesen Passagieren schifften sich aus, um auf englischen Schiffen weiter zu fahren. Deutsche Dampfer sahen wir verankert liegen, die nicht ausfahren durften, da der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich und England bereits ausgebrochen war, hingegen wir mit England noch nichts hatten. Englische und französische

Dampfer standen ebenfalls da. Diese getrauten sich nicht auszufahren. Bei der Ausfahrt wurden wir von der Mannschaft eines großen französischen Transport-schiffes ausgepöbeld und beschimpft.

Mit Vollbampf kreuzten wir schon zwei Tage durchs Mittelmeer und passierten am 13. d. die griechischen Gewässer bei der Insel Kreta, als wir um 8 Uhr abends zwei Kanonenschüsse hörten und durch Scheinwerfer beleuchtet wurden. Nun blieb nichts übrig, als Halt machen. Wir waren von englischen Kriegsschiffen umzingelt. Es kamen englische Offiziere mit Matrosen an Bord unseres Dampfers und wir wurden als Gefangene erklärt. Inzwischen wurden uns die Apparate für Funkentelegraphie beschlagnahmt und abgenommen und das Schiff ging unter Kommando eines englischen Marineoffiziers. Alles war in größter Aufregung, was nun geschehen werde, bis es hieß, wir würden zurücktransportiert, und zwar in den englischen Hafen Alexandrien. Um 10 Uhr setzte sich das Schiff in Bewegung und es wurde der Kurs nach Alexandrien genommen. Eine Meile entfernt begleitete uns das englische Kriegsschiff, das uns festgenommen hatte, und so erreichten wir am 14. d. abends den Hafen von Alexandrien. Unser Dampfer wurde sofort von englischem Militär und englischer Polizei besetzt und mit Booten umfahren, damit niemand ans Land komme. Die Schiffskasse wurde beschlagnahmt und wir hatten alle möglichen Befürchtungen auszustehen. Nun wurden Verhandlungen gepflogen, da der Kommandant Protest erhoben hatte. Nach vier Tagen wurde festgestellt, daß wir ungerechtfertig gefangenengenommen worden waren, da erstens der Krieg zwischen Österreich und England um einen Tag später proklamiert wurde und zweitens die Engländer nicht das Recht hatten, uns in griechischen Gewässern anzuhalten. Die Polizei wurde abkommandiert und die österreichische Flagge flatterte nun wieder lustig am Mastbaume. Am 19. faßten wir Kohlen und Trinkwasser, um für alle Fälle zur Abfahrt bereit zu sein. Es wurde noch mit den englischen und französischen Behörden verhandelt und wir erhielten freie Fahrt nach Griechenland, natürlich auf unsere Gefahr. Am 19. abends verließen wir Alexandrien und gestern, am 21. August, um 10 Uhr abends erreichten wir den griechischen Hafen Patras, wo wir nun vor Anker liegen. Was nun weiter sein wird, weiß ich nicht, ob wir weiter fahren oder ob wir ausgeschifft werden und per Bahn nach Triest gehen. Vom Krieg erfährt man sehr wenig, da die Verbindung mit Europa abgebrochen ist. Interessant wäre nur zu erfahren, wie die englische Regierung, die sich ja angeblich als der Beschützer der Neutralität gezwungen sah, in den Krieg einzugreifen, das Vorgehen ihrer Marine in den neutralen Gewässern Griechenlands rechtfertigt, das noch dazu gegen ein Schiff gerichtet war, das unter österreichischer Flagge zu einer Zeit fuhr, als sich Österreich und England noch nicht im Kriegszustande befanden.

Das heldenmütige Kärntner-Regiment.

Vor wenigen Wochen war es, an einem sonnigen Augustnachmittage, als unter dem Jubel der Bevölkerung die Siebener nach Graz kamen, um sich hier zum Regimente zu formieren und den Marsch ins Feindesland anzutreten. Eine tausendköpfige Menge scharte sich um den Bahnhof und als die Truppen unter den Klängen des Rhevenhüller-Marsches in die Kasernen abzog, da ertönte ein stürmischer Jubel der Steirer die lieben Kärntner, deren Hausregiment schon so lange Zeit in unserer Stadt in Garnison liegt und die herzlichsten Sympathien genießt. Und wenige Tage später, da wiederholte sich der Jubel, als die Kärntner unter einer Last von Blumen wieder zum Bahnhofe zogen, um mit den Steirern und den anderen Kameraden vom dritten Korps auf die Stätte der ersten, schicksalsschweren Kämpfe zu eilen. In dem herzlichen, stürmischen Abschiednehmen der Bevölkerung lag etwas von den hohen Erwartungen, die man in die Kärntner setzte. Man jubelte einer Truppe zu, von der man sicher wußte, daß sie für das bedrohte Vaterland das Äußerste an Mut, an Tapferkeit, an Selbsterleugnung leisten würde. Vange Wochen sind seither vergangen, in denen wir Zurückgebliebenen sorgten und zitterten um den Erfolg. Und nun, da die ersten großen Schlachten geschlagen sind, bringen die ersten Verwundeten auch die ersten Nachrichten von den Heldentaten einzelner, von den Leistungen der einzelnen Regimentier.

Herrlich sind die Berichte über das Heldentum unserer Siebener. Wir hatten Gelegenheit, die Erzählungen eines verwundeten Offiziers zu hören, der nicht genug Worte dafür finden konnte, was die Söhne des Kärntner Landes da oben auf den Feldern Galiziens geleistet haben. Die Ersten waren sie im Angriff und die Letzten, als der Rückzug aus taktischen Gründen notwendig geworden war. Alle Strapazen des Kampfes, der nächtelangen Märsche im feindlichen Gebiet vermochten nicht den ausgezeichneten Geist der Truppe zu beeinträchtigen, der Wille nach vorwärts, die Begeisterung für die hohe Sache war am ersten Tage gleich wie an allen folgenden. Es ist schon genugsam erörtert, daß die Truppen des dritten Korps einer ungeheuren Übermacht stand halten mußten. Die Siebener wissen davon ein Lied zu singen. Wie ungebrochen aber ihr Mut, ihre Zubersticht waren, mag das folgende Ereignis beweisen, das uns der Offizier voll rührender Bewunderung für seine Helden erzählte.

Es war am Morgen des fünften Tages, seit die Siebener fast ununterbrochen im Kampfe standen. Nur wenig Ruhe hatten die Nächte gebracht, die inzwischen lagen. Eben nahmen die Truppen wieder ihre Stellungen in den Schützengraben ein, der Feind begann mit seinem Feuer. Es deutete auf einen ebenso heißen Tag, wie die letzten waren. Da kam ein reichsdeutscher General, der bei unserer Heere weilte, mit seinem Gefolge an der Abteilung der Siebener vorbei, die unser Gewäh-

mann befehligte. Der General zog den Offizier ins Gespräch, erkundigte sich, wie lange die Truppen bereits im Gefechte stünden, ob sie große Verluste erlitten haben, gegen welche Kräfte sie zu bestehen hatten u. ä. Auf die Mitteilungen des Offiziers, daß die Truppen im langen unausgesetzten Kampfe schon Außerordentliches geleistet hätten, und zwar gegen eine Übermacht, die ihnen vielfach überlegen war, äußerte sich der General in Worten der höchsten Anerkennung über die Kärntner. Er meinte dann, da müsse er den braven österreichischen Soldaten schon auch eine freudige Nachricht mitteilen: Die Deutschen marschieren bereits gegen Paris. Der Offizier rief den Kärntnern die frohe Botschaft in die Schützengräben zu und sie löste dann einen Sturm der Begeisterung aus. Die Soldaten schwenkten die Mützen und brachen in Heilrufe auf die Deutschen

Bundesgenossen aus. Die Begeisterung, die die Nachricht von den deutschen Siegen in Frankreich unter den Kärntnern auslöste, war so mächtig und eindrucksvoll und zeugte von so ungebrochener Kampfeslust, daß der deutsche General in den Ruf ausbrach: Und das sind Truppen, die seit Tagen im schwersten Kampfe standen! Hut ab vor diesen Helden! Er und sein Gefolge nahmen die Helme ab vor den tapferen Kärntnern.

Der Tag hielt, was er versprochen hatte. Es war ein heißes Ringen bis zum Abend. Im mörderischen Feuer der Russen mußten die Kärntner standhalten und mancher streckte sich zur letzten Ruhe auf fremder Erde. Blutig rot ging die Sonne unter, als das Feuer des Feindes schwächer wurde und endlich ganz aufhörte. Beim sinkenden Abend verließen die Kärntner die Schützengräben, um auszuraufen von dem schweren Tage. Sie setzten sich in Gruppen zusammen und wie in der Heimat nach einem Tage friedlicher Arbeit, so erlangen auch hier die lieben, gemütvollen Kärntnerlieder. Jeder legte in seinen Gesang all das hinein, was ihm die Seele bewegte, es klang die Sehnsucht nach der Heimat, nach der breitästigen Linde des Dorfes, unter der sie sonst die Lieder sangen, nach den blauen Seen und nach all den Lieben, die sie in der Heimat verlassen hatten. Der Offizier versicherte uns, er habe seine Kärntner noch nie so schön, so eindrucksvoll singen gehört. Und für viele war es der Schwanengesang im wahrsten Sinne des Wortes, denn der nächste Tag brachte neue Kämpfe mit neuen schweren Verlusten. „Jeder einzelne,“ versichert uns voll Stolz und Rührung der Offizier, „starb wie ein Held, alle sind sie Helden, unsere braven Kärntner Söhne!“ H. K.

Die Neugruppierung auf dem nördlichen Kriegsschauplatz.

Der militärische Mitarbeiter des „Pester Lloyd“ entwirft folgendes Bild von der strategischen Lage in Galizien:

Nach der großen Schlacht bei Rawaruska—Lemberg mußten unsere Armeen, um ihre Vereinigung der russischen Übermacht gegenüber bewirken zu können, ungeachtet des errungenen Erfolges die bis dahin innegehabte Linie aufgeben.

Die Situation unserer Armeen am 12. d. war wie folgt:

Armee Boroevic am rechten Flügel von Grodel dicht an Lemberg;

Armee Auffenberg bei Rawaruska;

Verbindungsgruppe (Teile der Armee Auffenberg) in der Linie Tomaszow—Krasnobrod;

Armee Dankl im Raume bei Krasnik;

Aus dieser Situation, in welcher die Gefahr eines Durchbruches von der russischen Übermacht sehr nahe lag, waren die Armeen in einen günstigeren Abschnitt zu führen, um sie versammeln und für neue Operationen bereitstellen zu können.

Wenn wir die Aufstellung unserer Armeen vom 12. d. als einen Kreissektor und die geradesten und kürzesten Rückzugslinien als Radiusse des Kreises annehmen, so erhalten wir als Mittelpunkt den Raum westlich Przemysl.

Wenn wir nun, abgesehen von der geometrischen Form dieses Raumes, die Terrainverhältnisse und deren strategischen und taktischen Wert in Erwägung ziehen, kommt zuerst jener Raum in Betracht, der im Norden vom Wislok, im Osten vom San, von der Festung Przemysl und vom Wiarbach begrenzt ist. Dieser Raum ist von den Ausläufern der Karpathen ausgefüllt, die bis zur Linie Jaslo—Dhnow—Przemysl ein 300 bis 400 Meter hohes, steil geformtes Hügel- und Gebirgsland bilden. Dahinter erheben sich der Hauptkamm der Beskiden mit der Duklaer Depression und die Karpathischen Waldgebirge.

Dieses Hügel- und Gebirgsland findet einen schroffen Abschluß im Norden und im Osten in den Tälern des Wislok, San und Wiar und bietet daher eine vorzügliche Stellung mit großem taktischen Wert, denn es beherrscht vollkommen die nördlich und östlich sich er-

streckenden Terrains bis weit über 10 Kilometer und ist an seiner Ostfront noch mit der Festung Przemysl verstärkt.

Die strategische Bedeutung dieses Raumes besteht darin, daß aus ihm sowohl nach Norden wie nach Osten zu einer Offensive leicht vorgegangen werden kann und infolgedessen den Russen ein weiteres Vordringen nach Westen so lange unmöglich ist, bis unsere Armeen in diesem Raume ihre Aufstellung haben. Überdies deckt dieser Raum auch die Duklaer Depression, das einzige große Tor in diesem Abschnitt der Karpathen.

Nach den Kämpfen bei Lemberg—Rawaruska waren die erschöpften und stark hergenommenen russischen Kräfte, um Atem zu holen, stehengeblieben und erst am 17. stießen ihre Vortruppen auf unsere Vorposten.

Nach der letzten Meldung des Generalmajors von Höfer ist von den Russen eine gewaltsame Aufklärung mit einer Truppendivision unternommen worden, die natürlich blutig zurückgeschlagen wurde.

Außerdem berichtet Generalmajor v. Höfer von Kämpfen bei dem Brückenkopf Sieniawa am San, wo unsere Truppen wieder einmal von ihrem hohen moralischen Werte und von ihrer vorzüglichen und zähen Haltung einen glänzenden Beweis liefern konnten.

Zur näheren Erklärung dieses Kampfes müssen wir noch einmal auf die Karte blicken und den Lauf des San-Flusses betrachten. Der San bildet bis Jaroslau die Begrenzung des oben erwähnten Raumes und von hier ab fließt er in nordwestlicher Richtung bis zu seiner Mündung in die Weichsel nördlich Sandomierz.

Alle Kolonnen der Russen, die vom Osten oder vom Norden vorrückten, stießen an die Linie Wiar—Przemysl—Jaroslau, respektive an den San. Unsere Heeresleitung ließ deshalb am San bei den günstigen Übergangspunkten in den letzten Tagen flüchtig hergestellte selbstmäßige Brückenköpfe errichten, die lediglich nur dem Zwecke dienten: die Vorrückung der Russen zu verzögern und gleichzeitig aufzuklären, wo, wann und welche Kräfte der Russen den San überschreiten.

Der Brückenkopf bei Sieniawa, der übrigens in einer Entfernung von etwa 45 Kilometer von Przemysl liegt, hat seine Aufgabe glänzend gelöst, sogar um vieles mehr geleistet, denn er hat die Russen zur Entfaltung zweier Korps gezwungen. Die Besatzung dieses provisorischen Brückenkopfes ist nach Durchführung der ihr gestellten Aufgabe zu dem Gros eingedrückt. Sie hatte sich tapfer geschlagen und wertvolle Aufklärungs-

arbeit verrichtet. Sie sowohl wie die flüchtige Befestigung, in der sie gekämpft, haben ihre Aufgabe voll und vortrefflich gelöst.

Unsere Kämpfe im Süden.

Eine Charakteristik der Serben.

Von einem Mittkämpfer auf dem serbisch-montenegrinischen Kriegsschauplatz, der durch seine Stellung in der Lage ist, manches Interessante zu erleben, zu sehen und zu beobachten, wird uns unterm 11. d. einiges mitgeteilt, was von Interesse ist. Unser Gewährsmann schreibt: Daß unser Plan, Serbien mit Übermacht „niederzumähen“ wegen der Kriegserklärung Rußlands und der Notwendigkeit, einen Großteil unserer Truppen vom Süden auf den nördlichen Kriegsschauplatz zu verlegen, vorläufig aufgegeben werden mußte, ist ja ohnehin aus unserer und aus den deutschen Blättern bekannt. Besonders der Berliner Völkische hat dies ja mit so schönen Worten als eine in der Geschichte einzig dastehende Selbstaufopferung eines Bundesgenossen zu Gunsten des anderen dargestellt.

Es fällt uns daher bis auf weiteres die Aufgabe zu, mit starker Minderzahl abschnittsweise vorzudringen, eine mit Hinsicht auf die Geländebedingungen und Kampfweise des Gegners ungemein mühselige Arbeit. Außerdem wird das Vordringen noch durch den Umstand verlangsamt, daß es stets im Einklang mit den Stellungen des Nachbarn geschehen muß. Serben und Montenegriner verschanzen sich äußerst geschickt auf Höhenrücken, die sie bis zum letzten Augenblick aufs hartnäckigste verteidigen. Wenn dann nötig, ziehen sie sich rasch zurück, verschanzen sich auf dem nächsten Rücken, wenn sie nicht schon mehrere Verschanzungen abschnittsweise hintereinander besetzt haben. Daß diese Höhen immer wieder im Wege des Erfüllmens genommen werden müssen, ist klar, ebenso klar die damit verbundenen großen Verluste. Hierbei erwähne ich, daß der Feind sich durch Feuerwirkung absolut nicht beeinflussen läßt und erst dem entscheidenden Bajonettsturm, wenn die Schanze nicht mehr zu halten, weicht. Er verlegt sich, da er Munition in Überfluß besitzt, auf ein mörderisches Feuer; seine Artillerie schießt vorzüglich, wenn auch hier und da das Geschossmaterial minderwertig ist. Ich füge hier ein, daß unsere Artillerie mit tadellosem Material und ganz ausgezeichnet schießt. Dabei muß noch berücksichtigt werden, daß unsere Truppen diese ebenen Geländebedingungen größtenteils nicht gewöhnt sind, ebensowenig die damit verbundenen Entbehrungen. Die Verpflegung ist nämlich manchmal äußerst schwierig, während unsere Gegner, wie mir Gefangene sagten, tagelang nichts zu essen haben, auch nichts bei sich führen, ja mit ein paar Zwiebeln eine Woche auskommen.

Meine Absicht ist, den eigenartigen Charakter der Serben und Montenegriner zu schildern, der vielleicht wenigen bekannt ist und der die schwierige Bekämpfung dieses Gegners erklärt. Den Charakter des Serben kennzeichnet vor allem eine vollkommene „Wurstigkeit“. Es ist ihm ganz gleichgültig, ob man ihm am Leben läßt oder nicht; wird der Befehl zum Räumen einer Schanze gegeben, so wird sie geräumt, wenn nicht, schießt allenfalls ein einzig übriggebliebener so lange weiter, bis er mit dem Kolben erschlagen oder mit dem Bajonett erstochen wird. Soll einer als Spion oder als Verräter oder als Komitadschi hingerichtet werden, ist es ihm ganz gleichgültig, ob er gehängt wird oder nicht.

Ich war Verteidiger bei einer Verhandlung gegen zwei einheimische Serben, die angeklagt waren, mit dem Feinde, der unsere Grenzen überschritten hatte, gemeinsame Sache gemacht zu haben; beide sollten hingerichtet werden. Sie wurden wegen Mangels an Beweisen und wegen unüberwindlichen Zwanges freigesprochen. Ich konnte bei ihnen nicht das geringste Zeichen einer Zufriedenheit oder Erleichterung bemerken; es wurden ihnen die Anklage, wie meine Verteidigungsworte verdolmetscht, sie zuckten bloß die Achseln und würdigten mich keines Blickes. Sie wurden vor dem Urteil gefragt, ob sie etwas vorzubringen hätten, abermals ein Achselzucken: „das Gericht möge tun, was es für richtig befindet“.

Dieses Achselzucken ist auch eine beliebte Sprache unseres Dalmatiners, der auch zum großen Teil die geschilderten Eigenschaften besitzt (wenn er auch viel edler veranlagt ist und die später erwähnten Eigenschaften nicht auf ihn anzuwenden sind). In einer Bitte ist er zum Beispiel kaum zu bewegen, auch wenn er weiß, daß sie bewilligt würde, lieber stiehlt er; wenn man ihm etwas schenken will, wird er auch die Achsel zucken und mit einer Art „meinetwegen“ annehmen, wenn er es auch noch so nötig hat. Ein Gefangener, der verhungert und vor Krankheit weder stehen noch sitzen konnte, war umgeben von einer Menge Soldaten, die sich in ihrer Wut in Drohungen und Schmähungen ergingen und den Serben natürlich gleich erschossen, erschlagen oder gehängt wissen wollten. Ich reichte dem Manne, nachdem ich die Leute entfernt hatte, in einem Papierbecher Kognak; er nahm ihn, schlürfte ihn mit

Hier aus, zerriß den einfachen Becher und schleckte die Felsen ab, warf sie weg und würdigte mich keines Blickes. Empfindungen wie Rührung, Mitleid, Dankbarkeit, alles, all das was wir unter Gemüt und Seele verstehen, scheinen ihm ganz unbekannte Begriffe zu sein. Wegen ihres äußeren Verhaltens, wird den Serben oft Tapferkeit nachgesagt — das ist aber falsch, wenn man von der Haupteigenschaft, der Gleichgültigkeit, ausgeht. Der Begriff Tapferkeit setzt gewisse psychische Veranlagungen und Regungen voraus, über die sich der „Tapfere“ hinwegsetzt.

Tapfer im vollkommensten Sinne des Wortes sind unsere Soldaten, und zwar durchwegs. Sie sehnen sich nach ihrer Familie, ihrem Heim, freuen sich auf das Ende des Krieges und doch ertragen sie die Strapazen mit Humor, gehen strengen Mutes vor und stürzen sich, unbekümmert um das verheerende Schrapnell- und Gewehrfeuer, wie wilde Raubtiere auf den Feind. Unsere Verwundeten können ihre Heilung kaum erwarten, und sind voll Ungeduld, wieder in die Front gestellt zu werden. Während der blutigsten Gefechte gab es Soldaten mit der Pfeife im Munde in der Schwarmlinie. Andere verabredeten vor einer Schanze, einstimmig Hurrah zu rufen, bevor der Befehl zum Sturm gegeben, dann aber ruhig liegen zu bleiben. Dieser Kniff hatte zur allgemeinen Heiterkeit wirklich die Folge, daß die Schanze ohne Angriff geräumt wurde und die Weichenden beschossen wurden. Dabei sah ich Handbüchsen- und Schrapnells neben den Soldaten von diesen vollkommen unbeachtet einschlagen, auch Minen explodieren, die der Feind beim Weichen an Stellen legt, die die Unrigen voraussichtlich unbedingt besetzen würden.

Als Beispiele für die „serbische Tapferkeit“ mögen folgende Vorfälle dienen: Bei der Verfolgung einer Bande wurde in einem Hause eine mit Gewehren bewaffnete Gruppe von Serben überrascht, darunter ein Weib, das in ihrer Schürze einen Haufen Patronen zum Darreichen bereit hielt. Da es nicht möglich war, die Leute sofort zu erschießen, wurden nach ihrer Entwaffnung Posten vor das Haus gestellt. Nach einer Stunde kam eine Abteilung, um die Exekution vorzunehmen; man fand die ganze Gesellschaft in tiefem Schlaf vor; das Weib weckte sie dann noch mit dem Bemerkten, daß die Exekutionsabteilung schon da sei. Das, was nun folgte, ließen alle samt dem Weibe mit der größten Gemütsruhe über sich ergehen. Wie gesagt, ob zu erschießen oder zu hängen, der Betreffende stellt sich ohne die geringste Unruhe, aber auch ohne jede stolze Gebärde mit vollkommener Gleichgültigkeit hin. Es scheinen daher Hinrichtungen zum abschreckenden Beispiel hier ganz zwecklos zu sein.

Eine größere Abteilung, die während der Nacht im Marsche begriffen war, wurde plötzlich von einem mörderischen Feuer überschüttet, was natürlich eine Verwirrung und Unordnung zur Folge hatte. Als man halbwegs zum Übersehen der Lage gekommen war, fand man, daß sich Komitadschis an der Stelle, wo man den Vorbeimarsch erwartet hatte, auf Bäumen versteckt hielten, die nun, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt hatten, sich ruhig wie Zweifischen herabschießen ließen. Als Beispiele für die Hinterlist und Heimtücke führe ich an: Brunnen werden beim Zurückgehen vergiftet, einzelne Komitadschis lauern den Trains auf, wo ein einziger Schuß zum Beispiel auf Sammelwegen eine verheerende Wirkung haben kann, da sie wohl wissen, von welcher Wichtigkeit die Trains sind. Sie schießen auch unvermerkt auf marschierende Stäbe, worauf sie sich eiligst davon machen, sich ihrer Waffe entledigen; man kann die Übeltäter später als harmlose, erfurchtsvoll grüßende Bauern begegnen. Soldaten ziehen Uniformen von unseren Gefallenen an oder sie stellen sich verwundet oder tot und schießen, wenn man sich nähert; bei Nacht

und Nebel rufen sie zum Beispiel, wie es in letzter Zeit öfters vorkam, „nicht schießen, hier Deutschmeister“, was gewöhnlich einen momentanen Erfolg hatte, da bei uns mehrfach Deutschmeister eingeteilt sind. Da sie unseren Drill kennen, rufen sie, wenn es schwer zu erkennen ist, woher das Kommando kommt, plötzlich „Feuer einstellen.“

Ein schwerverwundeter serbischer Offizier windet sich am Boden, ein Major von uns geht auf ihn zu, um ihm beizustehen; der Serbe richtet sich plötzlich auf und streckt den Hilfsbereiten mit einem Revolver schuß nieder. Er hatte sich nur verstellt; natürlich wurde er dann erschossen. Aber auch tödlich Verwundete schießen auf unsere Sanitätsoldaten.

Nun einige Beispiele für die Roheit und Grausamkeit der Serben, allerdings sind diese hauptsächlich den Komitadschis zuzuschreiben. Wir fanden Soldaten, die lebendig gekreuzigt und gepfählt worden waren, denen der Bauch aufgeschlitzt war oder die mit unzähligen Stichwunden oder anderweitig massakriert worden waren. Dann wieder andere, die nackt mit abgeschnittenen Ohren und Nasen entlassen wurden, auch solche wurden noch

lebend vorgefunden, denen Gliedmaßen abgeschnitten und dann in Mund und Rachen gestopft worden waren. Ein Pferd, das von uns bei einem Bandenangriff mit durchschossenen Beinen zurückgelassen werden mußte, wurde von einer nachfolgenden Kolonne im selben Zustande mit ausgestochenen Augen lebend gefunden.

Gefangene, die ich verhörte, fragte ich aus, ob sie gerne in den Krieg zogen. Dies verneinten alle; sie erklärten, sie mußten, weil die Militärpartei es verlangte, sie haßten den Prinzen Georg, der sie zum zweitenmal in einen Krieg geführt und der ihr Land zugrunde richtet. Auch im Frieden ginge es ihnen nie so gut, wie jetzt bei uns in der Gefangenschaft (natürlich ist da die Verpflegung gemeint). Ich fragte einzelne serbische Grenzbewohner noch vor dem Kriege, warum sie gar so nach drüben streben, wo sie doch dort das Elend neben ihrem Wohlstand hier sehen, sie antworteten: Ja, das sehen wir sehr wohl, aber trotzdem möchten wir lieber drüben darben, als hier von den politischen Behörden fesselt, und fort zur Ordnung angehalten werden. (Zucht und Ordnung scheinen überhaupt dem Südländer höchst zuwider zu sein.) Ich glaube, diese Charakterisierung unseres Gegners wird einerseits zeigen, wie schwierig es für uns ist, sie niederzuringen, anderseits, daß eine veredelnde Erziehung, eine Gemütsbildung bei diesem Volke kaum zu erwarten sein wird; sie können darum wohl keine wünschenswerten künftigen Untertanen sein.

Was unsere Truppen hier, wo sie sich nach allgemainen Verschiebungen und kurzer Zeit der Defensiv jetzt wieder in siegreichem Vordringen im Feindeslande befinden, wie auch damals bei Priboj geleistet, wo sie nach sechstägigem Marsche in schrecklichem Gelände nach fortwährenden Gefechten und Bandenüberfällen zwei Tage ohne Schlaf und Verpflegung ganz ermattet vor den schier uneinnehmbaren vom Feinde besetzten Höhen angelangt, diese auf Befehl des anwesenden Korpskommandanten noch am selben Tage bis zum folgenden Morgen stürmten, ist kaum glaublich und spottet jeder Beschreibung. Vor allem ist hier Korpskommandant J. M. Wurm zu erwähnen, dessen geistige und physische Leistungen fabelhaft sind. Er ist der rüstigste von allen; nie zeigt er eine Spur von Ermüdung, er leitet alles bis ins einzelne mit eigener Hand, unerschrocken und befeht von unaufhaltbarem Drang nach vorwärts. Ich glaube als Jäger im wahren Sinne des Wortes jeder Strapaze gewachsener

Nr.:

TAG:

zu fein und doch werde ich vom Korpskommandanten trotz des Altersunterschiedes und des Umstandes, daß er aus dem Generalstabe hervorgegangen, nach seiner eigenen Aussage, so sehr er für Sport eingenommen, selbst nie die Zeit hatte, sich einem solchen zu widmen, noch übertroffen. Wenn alles sich müde zur Ruhe legt, vorausgesetzt, daß dies überhaupt möglich ist, der Korpskommandant ist sicher noch bei der Arbeit. Diese furchtbaren und siegreichen Kämpfe des Korps damals bei Priboj waren nach meiner, wie auch vieler anderer Ansicht, für die ganze damalige Lage ausschlaggebend und nur der ungeheuren Bescheidenheit des Kommandanten ist es zuzuschreiben, daß diese Kämpfe in den Blättern nicht mehr hervorgehoben wurden.

Um so härter traf es damals unsere Führer und vor allem die Truppen, wie auch die siegreich vordringende Nachbararmee, als nach diesem eben so mühselig und mit so viel Blut erkauftem Sieg aus den schon erwähnten Gründen von oben plötzlich der Befehl zur Einstellung der Offensive kam und somit den Truppen die moralische Genugtuung der Verfolgung des Feindes ins Innere seines Landes genommen wurde; hoffen wir, daß ihnen nun diese Freude belassen wird; immer mehr vergrößert sich der Raum zwischen unseren Stellungen und der hinter uns liegenden Grenze unseres geliebten Vaterlandes.

Trotz aller Hochachtung vor den Leistungen unserer deutschen Kameraden, sind diese, wenn man die unfähiglich schwierigen Verhältnisse hier ins Auge faßt (das deutsche Stutardetachment, das an den Kämpfen bei Bisegrad mit starken Verlusten teilgenommen, wird hievon was erzählen können), wie den Umstand, daß unser russischer Gegner unsere Schwächen kennt, seine ganze Hauptkraft gegen uns richtete, doch in einer Richtung auf die Butterseite gefallen. Ich weiß zum Beispiel nicht, ob wir nicht den Franzosen, die ich von meinem langen Aufenthalte in Frankreich als feig im wahrsten Sinne des Wortes kennen gelernt, mit diesen unseren Truppen, die ich hier kennen gelernt, noch größeres Entsetzen eingejagt hätten.

Weltkrieg und Weltorganisation.

Daß der Krieg der Vater aller Dinge sei, hatte schon der alte griechische Philosoph Heraklit gelehrt. In gewissem Sinne eine Übertragung dieses Satzes auf die Staatswissenschaften ist es, wenn Hobbes auseinanderlegt, daß der Naturzustand der Krieg aller gegen alle ist. Und der andere große Staatsphilosoph des siebzehnten Jahrhunderts, Hugo Grotius, führt in seinem berühmten Buche über das Recht des Krieges und des Friedens aus, daß der Krieg keineswegs im Gegensatz zur Natur stehe, und beruft sich auf den alten Arzt Galenus, der erklärte, der Mensch sei ein zum Frieden wie zum Kriege gebornes Tier, dem zwar keine Waffen, wohl aber die Hände angeboren seien, geschaffen zur Herstellung und Verwendung der Waffen. Allerdings aber betrachtet Hugo Grotius den Krieg auch vom Standpunkt der Gesellschaft aus. Die Gesellschaft, so schreibt er, widerstrebt nicht jeglicher Gewalt, sondern nur einer solchen, die im Widerspruch zur Gesellschaft steht, das heißt sich gegen fremdes Recht richtet; denn die Gesellschaft strebt dahin, daß durch gegenseitige Hilfe und Uebereinstimmung jedem das Seine ungekränkt erhalten bleibe. Deshalb kann die Ursache eines gerechten Krieges nur ein zugefügtes Unrecht sein und deshalb haben schon nach uraltem Gebrauch die Römer durch ihre priesterlichen Fetialen bei der Kriegserklärung feierlich vor den Göttern feststellen lassen, daß sich der Gegner eines Unrechtes schuldig gemacht habe. Es entspringt also der Krieg genau denselben Quellen wie die Prozesse: denn wo die Gerichte versagen, da beginnt der Krieg. Und wie beim Prozeß, kann durch den Krieg entweder Sicherung gegen ein drohendes Unrecht oder Schadloshaltung oder Strafe für ein begangenes gesucht werden. Das Ziel des Krieges ist aber immer der Frieden.

In der naturrechtlichen Betrachtungsweise des großen Juristen ist sehr viel Wahres enthalten. Sie ist aber hauptsächlich formaler Art und muß in dem Bestreben, allgemein und für alle Zeiten Giltiges festzustellen, die historische Entwicklung vernachlässigen und es verabsäumen, aus ihr die Richtlinien herauszuholen, in denen sich die Gesellschaft bewegt und durch welche die Tatsachen selbst und unsere Urteile über die Einzelercheinungen bedingt werden. Am Anfang war der Krieg aller gegen alle, das heißt der Kampfzustand jeder einzelnen Gruppe gegen jede andere in dem Sinne, daß, wenn überhaupt Berührungen stattfanden, die feindlichen, die regelmäßigen waren. Aber allerdings kennen wir keinen Zustand der Menschheit, in dem sich nicht schon kleine, dauernd zusammengehörige Gruppen gebildet hätten, Horden oder Familien, die sich gerade deshalb als Einheiten betrachteten, weil der Kriegszustand innerhalb der einzelnen Gruppe ausgeschlossen war. Größere Zusammensetzungen von Menschen waren erst möglich, als die Lebensfürsorge, die Wirtschaft, weiter vorgeschritten war. Die Gemeinsamkeit der Arbeit einer größeren Anzahl von Menschen erwies sich als schöpferischer und zugleich als stärker in der Abwehr der anderen Gruppen, die etwa den Nahrungsmittelspielraum streitig machten. Aber auch

die Gemeinde, der griechische oder italische Stadtstaat des Altertums etwa, war keineswegs in dauerndem Frieden mit der Nachbargemeinde. Vielmehr war der Zustand der Friedlosigkeit zwischen den Einzelgemeinden der regelmäßige, der ursprünglich nur durch Verträge auf Zeit oder zu bestimmten Zwecken unterbrochen wurde. Nicht alle Arten der Kriegsführung wurden gestattet, es bildete sich eine Art Völkerrecht heraus, das, da es keine weltliche Macht gab, die seine Übertretung gestraft hätte, unter den Schutz der Götter gestellt wurde. Zugleich wurden die Fehden, die Privatkriege innerhalb des Staates immer mehr eingeschränkt und an die Stelle der Blutrache trat der friedliche Privatstreit in der Form des vom Staate geregelten Prozesses. Je mehr die Kräfte einheitlich zusammengefaßt wurden, je weiter die Zone der Friedlosigkeit daher hinausgeschoben wurde, desto lebenskräftiger mußte in der Regel das Gemeinwesen werden. So kam es im europäisch-vorderasiatischen Kulturkreise zu einer allgemeinen Zusammenfassung im römischen Reiche, das den Reichsfrieden bis zu den Grenzen der Barbaren hinausshob. Das Kaiserreich war der Friede, konnte man sagen; denn der Kreis der griechisch-römischen Kultur, der von den römischen Cäsaren zusammengefaßt war, war zugleich ein einheitliches Friedensgebiet, und der Krieg war aus ihm verbannt zu den Barbaren. Die christliche Kirche, die dann das Reich mit ihrer Organisation erfüllte, übernahm diesen Grundsatz, und als das Kaiserreich auseinanderbrach, hielt die Kirche wenigstens grundsätzlich innerhalb der Grenzen der zivilisierten, das heißt jetzt christlichen Welt eine gewisse Zusammengehörigkeit aufrecht, die zwar nicht den Frieden, aber ein gewisses Völkerrecht in sich schloß. Christliche Kriegsgefangene sollten von Christen nicht zu Sklaven gemacht werden. Die äußerste Konsequenz des Krieges sollte nur auf Barbaren, das heißt auf Heiden, angewendet werden. Auf diese Weise wurde mit der Ausbreitung der Zivilisation und des Christentums wenigstens in den zivilisierten Ländern der Zustand der beständigen Friedlosigkeit zwischen den selbständigen Reichen überwunden. Der regelmäßige Zustand war jetzt der Friede, der allerdings durch recht häufige Kriege unterbrochen wurde. Heute, da die Dichtigkeit des Verkehrs eine immer größere geworden, da durch die Arbeitsteilung zwischen den einzelnen zivilisierten Reichen immer mehr das eine auf das andere angewiesen ist, wird der Krieg als ein Ausnahmezustand empfunden, als eine gleichsam irrationale Unterbrechung des normalen Zustandes zwischen gesitteten Ländern, als eine Ultima ratio. Nur bei den wenigen noch nicht von der Zivilisation ergriffenen Völkern besteht noch die alte Friedlosigkeit und an den Grenzen der Zivilisation und der primitiven Wirtschaft, wo der Europäer nicht genötigt ist, die Rechte der Barbarenstämme anzuerkennen.

Der Krieg ist die schroffste — man könnte sagen: die tierischste — Form des Kampfes ums Dasein, von dem die ganze organische Welt, Pflanzen, Tiere, Menschen, beherrscht wird; aber nicht die einzige. Krapotkin hat nachzuweisen gesucht, daß ein anderes — wie er meint: entgegengesetztes — Prinzip, das der „gegenseitigen Hilfe“, das natürliche ist.

Allein, genau betrachtet, ist die „gegenseitige Hilfe“, die er in der Natur beobachtet hat und die nichts anderes ist als das Bildungsprinzip der menschlichen Gesellschaft, selbst nur eine Form des Kampfes ums Dasein. Die Mitglieder der einzelnen Gruppen, Stämme, Staaten, Klassen schließen sich infolge des Kampfes gegen die Natur oder gegen andere Gruppen zusammen, um sich gegenseitige Hilfe zu gewähren. Je intensiver die Wirtschaft, je größer die Aufgaben, die ihr gestellt sind, je größer mit einem Worte die Kultur, desto intensiver muß natürlich die gegenseitige Hilfe, desto beschränkter die Herrschaft der primitiven Form des Kampfes ums Dasein sein. Heute ist in der Tat in normalen Zeiten nahezu die ganze Erde weltwirtschaftlich, das heißt nach dem Prinzip der Arbeitsteilung und der gegenseitigen Hilfe organisiert, und der ganze Verlauf der Geschichte zeigt die Tendenz zu immer intensiverer und extensiverer Vergesellschaftung, die auf immer mehr Gebieten und immer häufiger den „Naturzustand“ des Hobbes, den Krieg, ausschließt. Aber gerade deshalb bedeutet der Augenblick, in welchem die Organisation versagt und daher die rudimentäre Form des Kampfes ums Dasein, der Krieg, wieder in seine alten Rechte tritt, eine weit umfassendere Zerstörung von Kulturwerten als in früheren Zeiten. Kein Krieg zwischen zwei noch so kleinen Staaten läßt die übrigen Staaten ganz unberührt und solange die Weltorganisation, die sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts entwickelt hat, nicht ausgebaut und gefestigt ist, ist das notwendige Gegenstück der Weltkrieg.

Wenn wir Zeitgenossen der werdenden Weltkultur stolz darauf waren, wie herrlich weit wir es gebracht haben, haben wir auch allen Grund, über das nachzudenken, was wir im letzten Dezennium erlebt haben, seitdem sich der erste Weltkrieg der Weltgeschichte durch den Russisch-Japanischen Krieg vorbereitet hat. Es ist eine große Zeit nicht nur wegen der ungeheuren Wucht der Geschehnisse, sondern auch deshalb, weil wir durch sie dahin geführt werden, die großen Aufgaben, die uns und unseren Kindern und Enkeln erwachsen, mutig ins Auge zu fassen: die Organisation der Menschheit aus einer labilen in eine stabile hinüberzuführen.

R u d o M. S a r t m a n n.

THE Fatherland

A WEEKLY

PRICE: 5 CENTS

September 23rd

1914.



Fair ^{for} Play
GERMANY
AND
AUSTRIA-HUNGARY

PUBLISHED BY THE INTERNATIONAL MONTHLY INC. - NEW YORK

NOTES AND COMMENTS

BELGIUM'S NEUTRALITY.

AN interesting sidelight is thrown upon this question by a letter dated from Munich, August 23rd:

"... As you know, we were in Belgium. After having spent there sorrowful nights and days, entirely cut off from any news from Germany, we were able to cross the German frontier on the day of mobilization.

Already at that time—when there was not yet any cause for it from the German side—an incredible excitement prevailed throughout the country showing itself especially in a fanatic hatred of Germans. The soldiers—Belgium was already totally mobilized—marched through the streets of Brussels, yelling and in many instances drunk; everybody showed great fear of the German Army; it was dangerous to speak German and shouts were heard: "Tuez les Allemands" (Kill the Germans). Thousands thronged in a run on the National Bank, the restaurants only gave lunch against advance payment in cash. When we passed through Liege, we found the town bristling with guns. We had to pass the frontier by foot, as all trains were stopped. All our baggage was lost, except that little which we could carry, and there was no hope that we ever would get it back.

Meanwhile the most unbelievable persecutions of Germans took place, women and children were killed by the most cruel tortures in a way only thought possible at the Congo in the darkest of Africa, perhaps, but never in Europe.

Today we know the cause of it: An agreement existed between England, France and Belgium to attack Germany by way of Belgium.

By the time I write, Belgium has had to pay for it. It is entirely in our hands with the exception of Antwerp. On the 19th day after our mobilization Brussels was occupied and Liege was taken already on the 5th day. The way England armed peasants and their wives "sniped" our men by the hundreds, shot the wounded, even members of the red cross, mutilating those that fell into their power in the most horrible manner, hacking off hands and feet, piercing the eyes, cutting off tongues, etc., etc., maddened our soldiers to the utmost degree. The consequence was that all who bore arms were shot and the villages in question burned. One would believe oneself transported back to the Thirty Years' War.

AMERICANS IN MEXICO WISH GERMANY LUCK.

GEORGE B. HARMON, of Tampico, Mexico, one of the largest oil well operators in the southern republic and president of the Tampico Drilling and Construction Company, who is now in this city at the Imperial Hotel, said yesterday that the action of the Germans in Mexico in aiding Americans threatened by the federals during the revolution had won Germany many well wishers in Mexico, especially among foreigners there. Many Americans still remaining in Tampico went so far as to wish Germany luck in the European war.

"Personally I am a strict neutral regarding the war in Europe," he said, "because I am a good American of Irish ancestry, but I do hope at least that no harm may come to the German cruiser Dresden or to her gallant captain. You will probably remember what he did for Americans at Tampico when for reasons of expediency and diplomacy the two American war ships there were ordered away by Wash-

ington to Vera Cruz. The German captain went on shore and told the federals that if their rioting mobs were not dispersed and quieted in just fifteen minutes he would turn the guns of his ship on them. You can bet the authorities did disperse the rioters, too, and the plucky German skipper conveyed away safely all our American women and children. I certainly take off my hat to him, and I don't believe I shall ever forget the incident."—*N. Y. Herald.*

FROM BERNARD SHAW'S "THE MAN OF DESTINY."

Published in 1898.

THE LADY.—Then you will beat the English; for all shop-keepers are middle-class people.

NAPOLEON.—No, because the English are a race apart. No Englishman is too low to have scruples; no Englishman is high enough to be free from their tyranny. But every Englishman is born with a certain miraculous power that makes him master of the world. *When he wants a thing, he never tells himself that he wants it.* He waits patiently until there comes into his mind, no one knows how, a burning conviction that it is *his moral and religious duty to conquer those who have got the thing he wants.* Then he becomes irresistible. Like the aristocrat, he does what pleases him and grabs what he wants: like the shop-keeper, he pursues his purpose with the industry and steadfastness that come from strong religious conviction and deep sense of moral responsibility. *He is never at a loss for an effective moral attitude.* As the great champion of freedom and national independence, he conquers and annexes half the world, and calls it colonization. When he wants a new market for his adulterated Manchester goods, he sends a missionary to teach the natives the gospel of peace. The natives kill the missionary: he flies to arms in defence of Christianity; fights for it; conquers for it; and takes the market as a reward from heaven. In defence of his island shores, he puts a chaplain on board his ship; nails a flag with a cross on it to his mast; and sails to the ends of the earth, *sinking, burning, and destroying all who dispute the empire of the seas with him.* . . . He makes two revolutions, and then declares war on our one in the name of law and order. There is nothing so bad or so good that you will not find Englishmen doing it; *but you will never find an Englishman in the wrong. He does everything on principle.* He fights you on patriotic principles; he robs you on business principles; he enslaves you on imperial principles; he bullies you on manly principles; he supports his king on loyal principles, and cuts off his King's head on republican principles. *His watchword is always duty; and he never forgets that the nation which lets its duty get on the opposite side to its interest is lost.*

ANOTHER VICTORY.

To the Editors of THE FATHERLAND.

Heading in last night's *Evening Journal.*

"ALLIES REFUSE TRUCE"

Should have been properly spelled as follows:

"ALL-LIES REFUSE TRUTH"

A. Lombey, Roselle Park, N. J.

"MADE IN GERMANY."

THIS war was not made in Germany, but "Made in Germany" caused the war.—*Charleston Deutsche Zeitung.*

THE FATHERLAND

Fair Play for Germany and Austria-Hungary

Edited by { GEORGE SYLVESTER VIERECK
FREDERICK F. SCHRADER

VOL. I.—No. 7

SEPTEMBER 23RD, 1914

PRICE, 5 CENTS

WHO PROVOKED THE WAR?

Incidents Showing the Historical Progress of Events Toward the Inevitable Clash.

By FREDERICK F. SCHRADER.

ON December 1, 1913, Vienna was made acquainted with the revelations touching Russia's treaty with the Balkan States, prior to the war with Turkey, and the publications created the most profound excitement. For it furnished the evidence that almost all the arrangements, without exception, among the contracting parties were directed against Austria-Hungary. These arrangements covered the precise number of troops which each State was to furnish as well as the precise time when the warlike operations were to begin. According to these revelations, supported by authentic documentary evidence, Russia obliged herself to supply the war material and all obtainable information regarding the plans of Austria-Hungary. Besides this, she undertook to support the Balkan States by guaranteeing to protect their war against Turkey and Roumania.

Antedating this, when in 1911 England unaccountably projected herself into the Morocco muddle, the war fever in London reached fever heat. In Germany this interference was regarded as a provocation for war, and the London dispatches quoted "one of the wealthiest men in Berlin, closely associated with the foreign office and high in the Emperor's confidence":

"No matter where we seek to advance, we find England blocking our progress. It is a case of an irresistible force coming in contact with an immovable object, and the only possible result of such a collision is chaos—that is, war."

In London, at the Naval and Military Club and the United Service Club, "officers, old and young, look upon war as a practical certainty in the near future." In the September before—this was in December—"every naval officer on leave was recalled by telegram and even the able seamen at Portsmouth and Plymouth were prepared for the worst." (London dispatch Dec. 1). To quote further, as showing the Kaiser's attitude:

"The German Emperor has chosen as his Christmas card this year a picture of a British super-dreadnought exchanging greetings in Portsmouth harbor with Nelson's famous flagship Victory. This is regarded by

many in the United Service Club as a delicate and tactful attempt by the Kaiser to show his personal good will toward England."

France was tranquil. Foreign Minister de Selves delivered France's contribution to the German-British debate and made some additions to the revelations commencing the Moroccan crisis, before a crowded house in the Chamber of Deputies. He said among other things (Paris dispatch Dec. 14) that "there had been a moment of tension due to the excessive demands of Germany. Reasonable negotiations ensued upon this, and *he denied that Germany had become irritable and had tried to start a conflict. On the contrary, he said, her attitude had been conciliatory.*" The chief advantage of the agreement with Germany, he continued, was that it freed foreign politics from the Moroccan question which had been a permanent source of conflict. France had emerged from the negotiations far from being worsted.

July 13, 1912, there appeared in the *New York World* a London cable dispatch, as follows:

"The First Lord of the Admiralty, (Winston Churchill) according to his political confidants, will not take the offensive, but the Radicals fear he may seize any German provocation to plunge England into war. He is said to be obsessed with a feeling of Britain's naval might and is delighted at a bare prospect of demonstrating that might at Germany's expense."

Germany did not give the provocation, and matters drifted on. England and Russia had divided Persia between them. The Czar was already directing the policy which England was to follow in her blind hatred of Germany. When you are in Rome you must do as the Romans do. England stood by in silence while Russia was inaugurating a reign of terror in her sphere of Persia.

The dissident Liberals opened a campaign against Sir Edward Grey's foreign policy. But Grey was of one mind with Churchill as to war with Germany, and showed no signs of checking Russia. He was attacked by the influential *Nation*, which showed "our allies in

Persia assisting in deeds which roused all England when the Bashi-Bazouks instead of Cossacks were their authors." Photographs of the inhuman outrages were printed. Some were unprintable. "It remains to be seen," said the correspondent of the *New York Times* under date of Sept. 14, 1912, "whether a McGahan or a Gladstone will arise to arouse the country to flame, such as that which followed the Bulgarian atrocities and altered the map of southeastern Europe."

The McGahan developed in the person of G. T. Turner, "who sent to the *Manchester Guardian* an article, charging the Russian troops with the indiscriminate shooting of men, women, and children in Tabriz, as well as with unspeakable atrocities by their Persian Governor, including beating men to death, sewing up the mouths of Constitutionalists, nailing horseshoes to men's feet, and driving them through the bazaars, and with a general hanging vendetta against all who were even supposed to favor the new Persian Constitution.

"Prof. Browne also wrote to the *Manchester Guardian*, stating that he had obtained photographs which left no doubt of the horrible character of the atrocities perpetrated in Tabriz. Two of these photographs are so dreadful that publication is impossible.

"A correspondent of the *Nation* wrote, demanding their publication, *"so that Englishmen might understand the price, paid in blood and national honor, for the Anglo-Russian alliance."*—(*Cable New York Times*, Sept. 14, 1912.)

I quote here an editorial in the *New York Evening Sun* of January 3, 1913, which the editor of that paper might profitably reread in its entirety in view of its present attitude:

"At a great meeting in London the other day a vigorous protest, a protest of a real unpartisan sort, was made against the unrighteous participation of a British Liberal Government in the cold-blooded and unprincipled looting of a nation rightly struggling to be free. Even the *Daily News* of London, usually a whole hogger as far as the present administration of Mr. Asquith is concerned, could not swallow the vile imperialistic dose and spoke out as follows.

"No man who believes that the honor of his country as an asset worth preserving or who is concerned for the security of our Indian Empire can be indifferent to the policy by which Russia, without consent, is obliterating a free people whose independence we have agreed to protect, and is preparing to advance her frontiers to those of our Indian Empire. There is no one in any party in this country today who does not deplore the attack on Persian freedom, who does not admit that it is a deliberate breach of the covenant of 1907, and who does not know that it is profoundly prejudicial to our business and imperial interests. To the plain man the fact that these things should be happening with our sanction is unintelligible. They are unintelligible until we realize that the sacrifice of Persia is only

an incident in a scheme of policy which includes, among its other manifestations, the Moroccan crisis, Mongolia, Tripoli, and the general breakdown of the moral law of Europe.

"The only excuse that the British Foreign Secretary had," continues the *Sun*, "was that it was necessary to keep Russia out of the orbit of our diplomacy. But the incidental sacrifice of moral ideas didn't even work. For Russia had made terms with Germany at Potsdam. So, in fact, England, having stultified herself for the sake of Russia, as against Germany, the Czar's Government has ignored the sacrifice and gone her own shifty way. As the ordinarily complacent *Daily News* puts it again:

"We (the English) have turned treaties into waste paper, we have deserted the little peoples who looked to us at least to keep our word, we have endangered the future of our most vital interests, and we have involved ourselves in an expenditure on armaments without parallel in the history of the world. And the result is that Europe is seething with unrest and that the air is thick with rumors of impending disaster, the reason for which no man can specify. This is the situation to which Sir Edward Grey's policy has brought this country and Europe.

"If the American, Shuster," concludes the *Sun*, "has not made money or a career through his Persian sojourn, he has done something much more fine; he has become a historic figure because of his effort to save a small nation from the wolves."

Sir Edward Grey, however, was content to see England accused of every violation, of solemn treaty obligations, and turn a deaf ear to the evidence of inhuman cruelty for the sake of holding Russia for the eventual blow against the German Empire.

Assisting him was the London press, which went to such extremes that it threatened to get beyond his control; and in a speech in the Commons on a prior date (Nov. 7, 1911) Grey, as the *New York Times* expressed it, "rapped the yellow press." What character of press it is, we have sufficient evidence at this time, when it supplies its American confreres with all the mendacious and twisted accounts of German barbarity, German defeats and German infamy which our own press so greedily swallows as proof strong as Holy Writ.

On that date Grey was quoted as reading "the so-called sensational press a homily on the danger of spreading false news offensive to other nations."

"Some of these days," he remarked, "if false news continues to be reported, public resentment and excitement will get beyond the control of the Government concerned."

The incidents which called forth Sir Edward's remarks were an alleged interview with the British Ambassador at Vienna, and an alleged passage in the speech of Home Secretary McKenna, both strongly criticising Germany. The Foreign Minister explained that neither the Ambassador nor Mr. McKenna had been guilty of the alleged indiscretions, but before this was known in Germany the incidents had been construed as a direct public international affront, which had given rise to great resentment, and called forth a request for

explanations from the German Government, yet when it suited his purpose, Grey did nothing to check this reptile press.

Distinguished Englishmen spoke their minds freely on the subject of friction with Germany, and severely rebuked Sir Edward for his persistent policy of nagging and thwarting the German striving for expansion. R. B. Cunningham-Graham, representing, as the *New York Times* admitted, "a rapidly growing opinion in England," a former member of Parliament, said February 10, 1912:

"I am in favor of an entente cordiale with Germany. I advocated it in Parliament and publicly after the Fashoda incident, when it was unpopular with the British public. I am in favor of an entente with the great or small in Europe and America, although I confess that when I think of the 178,000 political prisoners now detained in Russia and Siberia there is one international entente that has, perhaps been a little previous.

"To return to Agadir. When the news of the dispatch of the Panther to that port was received, one would have thought that the knell of Great Britain's maritime supremacy had been rung.

"At Agadir, as all the world knows, there is nothing but an open roadstead, which would require enormous expenditure to convert into a suitable harbor. Let us suppose that this expense had been incurred and that the German flag was now floating over Agadir. What Great Britain might have gained or lost, I cannot see. We have no right, human or divine, except, of course, the right of the stronger at sea, to say to Germany: 'You shall not acquire a harbor within so many miles of British possessions.' This, I understand, was intimated to Germany by our Foreign Office; but, if this policy were carried out to its logical sequence it would be impossible for Germany to acquire a harbor in almost any portion of the world."

Sir Edward A. Holden, M. P., Chairman of the London City and Midland Bank, regarded as one of England's foremost financiers, made a pointed reference to the British attitude toward Germany in a public speech:

"Germany's financiers and business men," he said, "are equal to any in the world. They are assisting in the development of other countries in a most wonderful way. Outside her own country Germany has little territory which she can call her own. *Other countries are acquiring additional interests abroad, but if Germany makes any move in the same direction she is immediately surrounded by difficulties.*

"Such a condition must ultimately lead to the breaking of her bonds.

"Speaking for myself, I think nothing could happen that would be more for the benefit of finance throughout the whole world than that more consideration were shown her. We do not desire war. We do not desire to see Germany's financial institutions crippled, neither do we desire to have our own financial institutions crippled. But as sure as war takes place it will mean disaster to and the collapse of the financial system of the whole world."

We now know that nothing could divert Sir Edward and Winston Churchill from their plan to destroy the German navy and merchant marine. When the London Foreign Office declared that Japan had come into the contest against the protest of England, the Japanese statesman Kato gave it the lie, asserting in the Japanese parliament that Japan had declared war against Germany at the request of the English government, and that Japan was duly bound by its alliance. When Sir Edward gave the world the impression that Germany had violated the neutrality of Belgium, he deliberately concealed the fact that Germany had asked him if England would remain neutral if Germany did *not* violate the neutrality of Belgium, or that she had given her promise not to despoil France if England would promise to remain neutral. But Sir Edward wanted war. He wanted to destroy German rivalry in the commerce of the seas. France, perhaps, would have gladly retained her arms; but England wanted this war with Germany and Russia was behind the Balkan Alliance with its front against Austria.

On England rests the shame of an alliance with a power whose atrocities in Persia shocked its own people.

HAS FRANCE A TITLE TO ALSACE-LORRAINE?

Extracts of a Letter, by Thomas Carlyle to the *London Times* During the Franco-German War.

Chelsea, November 11th, 1870.

To the Editor of the *Times*.
Sir:

"It is probably an amiable trait of human nature, this cheap pity and newspaper lamentation over fallen and afflicted France; but it seems to me a very idle, dangerous and misguided feeling, as applied to cession of Alsace-Lorraine by France to her German conquerors, and argues, on the part of England, a most profound ignorance as to the mutual history of France and Germany, and the conduct of France towards that country for long centuries back. The question for the Germans, in this crisis, is not one of "magnanimity" of "heroic pity and forgiveness to a fallen foe," but of solid prudence and practical consideration what the fallen foe will, in all likelihood, do when once on his feet again.

Written on her memory in a dismally instructive manner, Germany has an experience of four hundred years on this point, of which on the English memory, if it ever was recorded there, there is now little or no trace visible."

Carlyle's description of the wrongs committed by France upon Germany which follows in his letter provides timely and instructive reading. There we have a chain from Louis XI to Napoleon III of vile attacks, robberies and devastations. There are such links to the chain as the machinations of Richelieu which successfully kept up a thirty years war in Germany.

"No French Ruler, not even Napoleon I., was a feller or crueller enemy to Germany, or half so pernicious to it," says Carlyle; "and Germany had done him no injury that I know of except that of existing beside him."

Carlyle then continues: "No nation ever had so bad a neighbor as Germany has had in France for the last 400 years; bad in all manner of ways; insolent, rapacious, insatiable, inappeasable, continually aggressive.

"And now, furthermore, in all history there is no insolent, unjust neighbor that ever got so complete, instantaneous and ignominious a smashing down as France has now got from Germany. Germany, after 400 years of ill-usage and generally ill-fortune from that neighbor, has at last the great happiness to see its enemy fairly down in this manner; and Germany, I do clearly believe, would be a foolish nation not to think of raising up some secure boundary fence between herself and such a neighbor, now that she has the chance.

"There is no law of nature that I know of, no Heaven's Act of Parliament, whereby France, alone of terrestrial beings, shall not restore any portion of her plundered goods when the owners they were wrenched from have an opportunity upon them. To nobody, except to France herself, for the moment, can it be credible that there is such a law of nature. Alsace and Lorraine were not got, either of them, in so divine a manner as to render that a probability. The cunning of Richelieu, the grandiose sword of Louis XIV—these are the only titles of France to those German countries. Richelieu screwed them loose and Louis le Grand, with his Turenne as supreme of modern Generals managed the rest of the operation, except, indeed, I should say, the burning of the Palatinate, from Heidelberg Palace steadily downwards, into black ruin; which Turenne would not do sufficiently, and which Louis had to get done by another. There was also a good deal of extortionate law-practise, what we may fairly call violent sharp attorneyism, put in use.

"Nay, as to Strassburg, it was not even attorneyism, much less a long-sword, that did the feat; it was a housebreaker's jimmy on the part of the Grand Monarque. Strassburg was

got in time of profound peace by bribing of the magistrate to do treason, on his part, and admit his garrison on night. Nor as to Metz la Pucelle, nor any of these Three Bishoprics, was it force of war that brought them over to France; rather it was force of fraudulent pawnbroking. King Henri II. (year 1552) got these places—Protestants, applying to him in their extreme need—as we may say, in the way of pledge. Henri entered there with banners spread and drums beating, 'solely in defence of German liberty, as God shall witness,' did nothing for Protestantism or German liberty (German liberty managing rapidly to help itself in this instance): and then, like a brazen-faced, unjust pawnbroker, refused to give the places back—had ancient rights over them, extremely indubitable to him, and could not give them back. And never yet, by any pressure or persuasion, would. The great Charles V., Protestantism itself now supporting, endeavored, with his utmost energy and to the very cracking of his heart, to compel him, but could not. The present Hohenzollern King, a modest and pacific man in comparison, could and has. I believe it to be perfectly just, rational, and wise that Germany should take these countries home with her from her unexampled campaign, and, by well fortifying her own old Wasgau ('Vosges'), Hunderueck (Dog's-back), Three Bishoprics, and other military strengths, secure herself in time coming against French visits."

The above needs no comment. One cannot but feel that Carlyle like the scholars of Cambridge and Oxford, like the two distinguished members of the British Cabinet and a large and responsible part of the English people would have felt profound grief at the English--Russo-Japanese mesalliance, were he living to-day. Would he recognize the present England with one eye fixed on the Russian hordes and the other on yellow Mongols praying to have them succeed in the destruction of Germany and its civilization, as the same old England of the past? No, he would not. White books nor white wash could cloud his eye sight and he would grieve at Sir Edward's work. *F. Borgemeister.*

THE AMERICAN PRESS AND THE WAR

By DR. A. B. FAUST, Cornell University.

THERE has been for the most part a noteworthy change in the attitude of the American press on the subject of the European war. A few weeks ago, the question might well be asked, is this country neutral or is it at war? If the latter had been our unfortunate plight, the editorials of our newspapers could not have been more passionate and prejudicial. There arose in consequence a huge wave of indignation among the masses of German-American citizens throughout the country. These people, though hyphenated, are not homeless, destitute wayfarers, who owe a special debt for shelter or rescue from a monarchical form of government. German refugees there have been, to be sure, idealists, who for what they received contributed loyally to the welfare of their adopted country. The blood, brawn and brain of the German immigrations of the eighteenth and nineteenth centuries has entered into the fibre of the American people. The Germans who have come over during the present generation are fewer in number, but as a class more capable, better educated and better trained than those of any immigration that has preceded them. What was their grievance? It could not be that they objected to sympathy shown for France or England by people of those national stocks? No, it was the wide circulation of slanders, libels, and lies, which

were passed on as news. The torture of prisoners taken by the Germans; the murder of Danish children who shouted for France; the barbarous treatment of American citizens by Germans; indignities shown ambassadors on leaving Berlin; fictions such as these under glaring head-lines were published by the leading American dailies some of whom claim to give only the news that is fit to print. No wonder that from the Atlantic to the Pacific the Germans with a voice of thunder declaimed against such vilifications of their national character! The New York dailies explained, that they were conscious of the fact, that news coming from London and Paris, their only sources, must necessarily be biased, and that they were obliged to publish that which was given them as news. Aye, there's the rub! You are confessedly under coercion, a bondage far more dangerous than that of any potentate in existence. Can you, when enslaved, profess to be leaders of public opinion? Nay, you are in danger of becoming perverters of public opinion!

Very largely owing to the prompt check received by the earnest protests of the large German element in every important city in the country, our editors have begun to reflect, and to weigh more judiciously the questions of right and wrong in this most terrible of all wars.

The American sense of humor readily grasps the situation in such a report as: "The French and English, their plan of attack having failed, owing to unforeseen difficulties, have retired to their covering positions." The daily victories given out by the French, and the London reports of the great successes of the Russians (England's big brother) advancing with an army of several millions in East Prussia, cannot fail to impress the unbiased American mind as signs of weakness on the part of the Allies. Applause will soon be the reward of that people, who do not deride their enemies, who with silent determination are fighting against the greatest odds ever known, and are exhibiting before the world the most heroic and brilliant struggle in modern history.

Since the publication of the English and the German white paper, the attempt was repeated in some quarters, to prove that Germany was the aggressor. What these publications show, is that Germany threw the responsibility for war or peace upon Russia. Russia's mobilization was the block that stood in the way of mediation. Germany seems to have expected France, but hoped that England would not enter the war. The violation of the neutrality of Belgium, a necessary war measure for Germany's self-preservation, gave the war-party in England the sought-for advantage. In connection with the violation of the neutrality of Belgium, it must be remembered that Germany is fighting also against Time. If she succeeds in humbling two of the six nations against her, Belgium and France within a short period, then Time will remain neutral, otherwise it will intervene in favor of Russia. In this respect Time resembles Italy, who will not attack Austria, if Germany succeeds in speedily conquering France.

The question as to who began the war is after all an accidental one, the war situation between the great powers of Europe has existed for a number of years, and the match was applied at an unexpected time and place. Perhaps no one of the great powers courted war at this particular time, but each of them, armed to the teeth and cursed with a very ticklish sense of national honor, refused to stand off when the trouble came. Each of the Allies had a particular object to gain, France to win back Alsace and Lorraine, England to destroy Germany's navy and remove a dangerous competitor in the world's markets, Russia to reach Constantinople by way of Berlin; Austria also may have looked for greater influence in the Balkans and an enlargement of territory. Germany, with far more to lose than any of the powers, and nothing to gain, seems to have gone ahead with fatalistic resolve; the war is inevitable, better now than at a later time.

Austria undoubtedly could foresee that a punitive expedition into Serbia would provoke Russia. Is there any explanation for her conduct? An Austrian living in this country, to whom this question was put, drew the following parallel: Suppose, said he, some agent in the employ, or with the connivance of Huerta (King Peter of Serbia owes his throne to the assassination of his predecessor, and rewarded the murderers,) had murdered the President of the United States; suppose that the government of Huerta had in a half-hearted sort of way assented to the punishment of the conspirators, but without representation of the United States at the trials of suspects; suppose that some foreign power, say Japan, had given a strong backing to the government in Mexico, which we considered responsible for the murder of our President,—what in such a case would the American people have done? Could they have been restrained from marching into Mexico? Would they have stopped to consider the consequences, i. e., being involved in

a war with Japan? Did the American people hold back when the Maine was destroyed, though the proofs of Spain's part in the act could not be found?

Some light can be gained on what preceded by studying succeeding events, those that have occurred within the last few weeks. The splendid resistance made by the Belgian troops shows a degree of preparedness for war most astonishing. It seems to give ground for the suspicion of Germany, that Belgium has been for the last few years the actual ally of France and England. The rapid advance of the Russians in East Prussia seems to indicate that Russia began her mobilization weeks before the outbreak of hostilities, and that the German government correctly saw a cause for war in Russia's unprecedented mobilization. The entrance into the conflict of Japan, encouraged by England, as we learn from Tokio, proves to the German people that she owes her isolation alone to England, that England is the most implacable of her enemies. Contemptible indeed is the method of England's warfare. It is the method of the intriguer, who conscious of his own weakness, does not dare to fight his battles alone, but summons all discontented and avaricious elements that he can gather, to his aid. Not enough that the Slav and Gaul are leagued against his enemy, but the yellow race and the Hindu from the Orient, the Turco from Africa, are brought together to fight against England's kinsmen the Teuton. Such acts of treachery make poor diplomacy in the long run; in the eyes of the world they cannot be wiped out by any brilliant victories by land or sea. Yet this policy is not a new one for England. Did she not incite the most warlike of the Indian tribes, the Six Nations, to burn the settlements of the American frontiersmen, to scalp man, woman and child? Knowing the savagery of the Indian race, how ever can such a policy be defended? What was the result? It made the Revolutionary war more terrible for the border settlers without gaining any strategic advantage for the country that disgraced itself with such an alliance. England consistently avoided spilling much of her own blood in the Napoleonic wars, she succeeded in getting others to fight her battles. But the time may come when her allies will grow weary of pulling chestnuts out of the fire for her sake. This would certainly happen in a three years' war such as foreshadowed by England's minister of war. A three years' war such as planned by General Kitchener, would transform all Europe into one great charnel house. And what about the rights of neutral nations? They would also suffer greatly, and their discontent would also become a factor. An important question worthy of consideration at Peace conferences, is the duration of wars. The interests of neutral nations would demand that a time limit be set on all wars. When the time expires, whoever is down has lost, if the fight is a draw, both parties can claim victory, but the war must stop.

EUROPE AND THE SEA.

A GERMAN triumph will bring equality of opportunity to all who traverse the sea, and in order to safeguard that new-won freedom Ireland, the Keeper of the Seas for Great Britain must become the Keeper of the Seas for Europe. Such is the object of the German effort: such the possibility and hope to Ireland and the sea nations of a German triumph. A German victory must bring as one of the surest guarantees of future peace and liberty for all an Ireland restored to Europe and erected into a sovereign State under International guarantees.

From Ireland, Germany and Freedom of the Seas. Published by the Irish Press Bureau, Price 10 cents.

Ernst Haeckel and Rudolph Eucken Rally to the Flag

Translated for THE FATHERLAND by Prof. Henry C. Wood,
of Johns Hopkins University.

DECLARATION.

THE whole learned world of Germany is at the present time roused to feelings of deep anger and strong moral resentment at the conduct of England. We the undersigned, who have both of us been for many years connected with England through the bonds of science and by personal relationships, consider ourselves entitled to give public expression to this feeling of profound indignation.

In close companionship with English scholars of congenial aims, we have zealously endeavored to bring the two great nations closer to each other in spirit and to promote a better mutual understanding; a fruitful interchange of English and German culture appeared to us not only desirable, but indispensable for the intellectual progress of humanity, which is at the present time confronted with such stupendous tasks. We gratefully acknowledge the favorable reception which our endeavors have met with in England; great and noble qualities, native to the English race, manifested themselves to us and we were led to hope that these traits would get the better of and outgrow the dangers and disadvantages bound up in the English character.

And now those qualities have succumbed to the ancient English malady, to a *brutal national egotism* which, careless of morality or its opposite, pursues its own advantage.

Examples of such a ruthless egotism are unfortunately all too common in English history; it may suffice to recall in passing the destruction of the Danish fleet (1807) and the theft of the Dutch colonies during the Napoleonic wars. But what is happening to-day surpasses every instance from the past; this last example will be permanently characterized in the annals of the world as the *indelible shame of England*. Great Britain is fighting for a Slavic, semi-Asiatic power against *Teutonism*; she is fighting not only in the ranks of barbarism, but also on the side of *wrong and injustice*, for let it not be forgotten that Russia began the war, because she refused to permit adequate expiation

for a miserable assassination; but the blame for extending the limits of the present conflict to the proportions of a world-war, through which the sum of human culture is threatened, rests upon England.

And the reason for all this? Because England was *envious* of Germany's greatness, because she was bound to hinder further expansion of the German sphere at any cost! There cannot be the least doubt that England was determined from the start to break in upon Germany's great conflict for *national existence*, to cast as many stones as possible in Germany's path and to block her every effort towards adequate expansion. England lay in wait, until the favorable opportunity for inflicting a lasting injury upon Germany should come, and promptly seized upon the unavoidable German invasion of Belgian territory as a pretext for draping her own brutal national egotism in a mantle of decency.

Or is there in the whole world a person so simple as to believe that England would have declared war upon France, had the latter power invaded Belgium? In that event, England would have shed hypocritical tears over the necessary violation of international law, while concealing a laughing face behind the mask. The most repulsive thing in the whole business is this hypocritical Pharisaism; it merits only contempt.

History shows that such sentiments as these, far from guiding nations upwards, lead them along the downward path. But we of this present time have fixed our faith firm as a rock upon our righteous cause, and upon the superior power and the inflexible will for victory that abide in the German nation. Nevertheless, the deplorable fact remains, that the boundless egotism already mentioned has for that span of the future discernible to us destroyed the collaboration of the two nations which was so full of promise for the intellectual uplift of humanity. But the other party has willed it so. Upon England alone rests the monstrous guilt and the responsibility in the eye of world-history.

Ernst Haeckel.

Jena, August 18th, 1914.

Rudolf Eucken.

Former American Minister to Ecuador Writes to "The Fatherland"

To the Editors of THE FATHERLAND.

Sirs:

The very interesting correspondence between Mr. Schrader and Mr. Miller, Editor of the *New York Times*, which you published in your recent number, shows very clearly the influences of such an effort as you are making at the present time. On August 18, the *New York Times* editorially commented upon the "Intervention of Japan" in a manner so refreshing that I could not resist as a regular reader of that great journal (and it is a great newspaper) to express my appreciation of it which I did in the following letter: (I quote from memory)

Editor, *New York Times*.

Sir:

Your editorial comments in the issue of yesterday and today upon the intervention of Japan in the existing European conflict, is to my mind most logical and convincing. As a native born citizen of the United States, who has enjoyed years of experience in the general and diplomatic

service of my country, I frankly say that my sympathies at this time are entirely with Germany and her Kaiser.

Much effort has been made to differentiate between them, but as a matter of fact the Emperor of Germany was never closer to the hearts of the Germans than he is in this titanic struggle for the existence of Teutonic civilization. I regret, as an Anglo-Saxon, to have to recognize that if British diplomacy did not actually force the present situation, it did little to prevent it. That England should ally herself with the despotic Russian, the olive skinned Portuguese, the little brown Jap, etc., etc., to aid her for commercial reasons, in the destruction of a kindred people, is quite in line with deeds which she has done in the past. If there ever should be, in the future, a real "yellow peril," the responsibility for it will rest with England.

William C. Fox.

The *Times* did not honor me by reproducing the above, although its columns have been open to many detractors.

of Germany, her ruler and her cause. This does not seem to me to be American fair play. If, in the observance of the strict and "Subtle Neutrality"—advised by the President,—a newspaper denies its columns to all communications on the subject of the war, I would not find any real cause to complain. But for the *Times*, it would appear that the injunction of neutrality applies only where partiality for Germany is concerned. Indeed in its editorial utterances, commenting on President Wilson for his cautionary remarks, it frankly did apply them more especially to those who feel somewhat as I do on the subject of the European conflagration.

I confidently look forward to the Japanese declaration of war as a blessing in disguise for Germany, and one which will awaken the American people to a true comprehension of England's responsibility.

Since writing the above I have read the so-called "White Paper" and while I do not for one moment doubt the accuracy of the diplomatic interchanges, as well as the correctness of the paraphrases of the *pour parlers*, I am not at all disturbed in my premises. Behind all this are the *secret understandings*, peculiar to European diplomacy, which are emphasized in the Anglo-Japanese alliance. While we, as Americans and "strangers to the dispute" concede to England her undisputed right to make any international arrangements she may see fit to do, we claim, at the same time, the right to put our own construction upon them. It will be a long time before we will forget or forgive her, especially since our own situation in the Orient is so delicate, for hiring Japan to assassinate a few thousand Germans in the Pacific.

William C. Fox,

(Ex-American Minister to Ecuador.)

WE AND THE WORLD

By HANNS HEINZ EWERS.

IN the council of nations we silent remained,
Once and twice and again.
We stood aside and their tricks disdained—
Once and twice and again.
We never hurried, we never rushed
When the earth was divided; then
We heard the others greedily cry;
WE WANTED PEACE—and we stood by—
Twice and thrice and again.

And yet, they never gave us a rest
Never and never again;
And envied our bounty with jealous breast
Once and twice and again.
With jeers and jibes, they poisoned our lives,
They sharpened their swords and they whetted their knives;
To slander the Germans they never stop.
WE WANTED PEACE—and we shut up
Once and twice and again.

For years they played their wanton game
More and more again,
Till the morning dawned when the reckoning came,
Once and never again.
Till the earth was sick with their brazen lies,
Till the stench of their misdeeds sullied the skies,
Till the German said: "Now be it enough!
I'll suffer no longer the lies and the scoff
Never and never again."

And up he went like a lightning ray,
Anxious to settle the score;
And he saw the enemy in great array—
One and many more.
Saw the enemy East and the enemy West
The French and the Russian breast to breast.
The Serb to the rear, the Belgian afore
And the lying Britain, as of yore
Still others and many more.

With Sengalese Negroes, oh shameful time!
The Frenchman supports his troops.
With the desert's outcasts, the earth's slime
With them and others to boot;
And out of Britannia's gigantic lap
Forth come the Negro, the Hindu, the Jap;
And as the English bagpipes play
Five hundred million slaves will prey
Upon one and crave for the loot.

The enemy's jeers and the coward's prod
Resound from mountain to plain;
And the German prays: "Now help me God,
Once, but once again."
And his fist came down with a mighty stroke
Till the Belgians' stubborn resistance broke,
Till the newborn day the Frenchman found
With trembling knees embracing the ground.
Well done, once more and again.

Tremble, ye Britain! The German hits
And the German hits to the core.
Like a typhoon strong his stainless sword
Smote once and again and more.
Tremble, ye Russians! and be aware
The time has come for our score to square;
And the broth you were brewing for us of late
You will swallow and we will hold the plate,
Once and again and more.

A sound re-echoes throughout the world
Such as never was heard before.
When the German strikes, the enemy is hurled
To the ground, 'midst the cannon's roar.
Quiet listens the world and out of breath
For this fight is a fight for life or death;
And when the final reckoning is done
The Germans will have their place in the sun,
Victorious, as ever before!

(Translated for THE FATHERLAND by Simon Liebaner)

The Fatherland

FAIR PLAY FOR Germany and Austria-Hungary

Edited by
GEORGE SYLVESTER VIERECK
FREDERICK F. SCHRADER
European Representative:
LOUIS VIERECK, Berlin, Suedwest Korso 8.

A weekly published and owned by the International Monthly, 1123 Broadway, New York City. Telephone, Spring 1792. Cable Address, Viereck, New York. President, George Sylvester Viereck; Vice-President, Joseph Bernard Rethy; Treasurer, M. Binion; Secretary, Curt H. Reisinger. Terms of Subscription, incl. postage in the United States and Mexico, \$2.00 per year; \$1.00 for six months. In Canada, \$2.25 per year; \$1.25 for six months. Subscriptions to all foreign countries within the postal union, \$2.25 per year. Single copies, 5 cents. Newsdealers and Agents throughout the country supplied by The International News Company. Manuscripts, addressed to the Editor, if accompanied by return postage, and found unavailable, will be returned. The Editor, however, accepts no responsibility for unsolicited contributions.
Copyright, 1914, by the International Monthly, Inc.
Entered at the Post Office, New York, N. Y., as Second Class Matter.

When you have finished reading this number, don't lay it aside, but pass it on to your American friends who may be anxious to know the other side of the great European conflict.

ORGANIZE! ORGANIZE!

What are the American citizens of German and Austro-Hungarian blood, and American sympathizers generally, doing to stem the advancing tide of sentiment in favor of England, Russia, France and Japan?

Are they doing anything at all beyond writing letters to the press which are not printed and adopting resolutions in German which are not understood?

Will they stand idly by while the New York daily Mail, Chronicle and Post, are disseminating unchecked among the American people at large falsehoods about German barbarity and violations of the laws of warfare?

Do they realize what this will lead to in the end?

It will lead to the United States being drawn into the war.

To that end England, France and Belgian are straining every point. Paris papers are now reprinting editorials from New York dailies and predicting that we shall soon be fighting for the ultimate ideals of the Allies, Russian and Japanese. It is everything to crush Germany!

Arrangements should at once be made to send speakers to every city and town in the country to address public meetings in English. The local German societies should see that the largest theater available in such communities is secured for mass meetings for Americans. These should be addressed

by speakers who can counteract the influence of the English press bureaus in this country and educate the American people to the true causes and meaning of this war.

Next in importance, an efficient press bureau, to be conducted by trustworthy and competent newspaper men, should be established in New York and Chicago, and campaign pamphlets should be prepared and distributed by hundreds of thousands in the English language. The majority of the learned men connected with American universities have written in the interest of the German cause, and their writings should be placed in the hands of the masses.

It takes money to do this indispensable work, but we believe that it requires only an earnest appeal to the conscience of the many wealthy German-Americans in all parts of the country to induce them to finance this important undertaking, so that the American people may obtain an intelligent understanding of the other side.

Organize before it is too late!

THE "LOQUACIOUS" AMBASSADOR.

THE Anti-German Press is pleased to refer to Count Bernstorff as Germany's "loquacious" Ambassador.

The Russian and the English Ambassador, we are told, do not talk half so much. But we feel sure that both England and Russia would be mightily pleased, if their ambassadors could talk half so well and to such excellent purpose. Everything that Count Bernstorff has touched has been successful, just as the mythical touch of Midas turned all things upon which he laid his hands into gold.

Count Bernstorff asked for the opening of the wireless station at Tuckerton; his request was granted.

Count Bernstorff protested against the habit of regarding this country as a naval base for belligerent powers; his protest was heeded.

Count Bernstorff protested against the arming of British commercial vessels leaving from American ports; again the American government, with admirable fairness, met the Ambassador's wishes.

Bernstorff's articles in the *Times* and in the *Independent* have already been too widely printed to need recapitulation here. All in all, Germany is to be congratulated on possessing so wide awake a spokesman. Count Bernstorff owes his success to his moderation. He never speaks without just cause; he never asks, unless his request is righteous. There is nothing back-handed in his methods, he meets America fairly and squarely, in the same spirit in which our own Government is accustomed to act. No wonder England and Russia would like to cut the freedom of speech of the German Ambassador as they have cut the German cable.



Germany: Defender of Civilization Against the Barbarian Host.

NEWS THE NEW YORK TIMES WOULD LIKE TO SUPPRESS.

THE New York *Times* chides the British censor for not suppressing the story of the Turco soldier who protested vehemently when from his scanty baggage there was removed the head of a German soldier which he proposed carrying back with him to Africa as a souvenir. Evidently the old hypocrite on Times Square was taken off its guard. For we now know just what news the editor of the *Times* regards as "fit to print". Whatever helps England or hurts Germany is fit to print, whatever unmasks the true nature of the barbarous war waged against Germany by the savages of Africa, the Mongols of Asia and the Cossacks, under the direction of London is not fit to print. Meanwhile the *Times*, more English than the English Censor, continues its criminal campaign for the suppression of truth.

FOR THOSE WHO LOSE FAITH. An editorial of "The Saturday Evening Post."

The Surprises of War.

FROM Macaulay's essay on Frederick the Great: "No such union of Continental powers had been seen for ages. A less formidable confederacy had compelled Louis XIV to bow down his haughty head to the very earth. Such odds had never been heard of in war. The people whom Frederick ruled were not five millions. The population of the countries leagued against him amounted to a hundred millions. The disproportion in wealth was at least equally great. . . . At the beginning of November the net seemed to have closed completely round him. The Russians were in the field and were spreading devastation through his eastern provinces. Silesia was overrun by the Austrians. A great French army was advancing from the west under command of Marshal Soubise. Berlin itself had been taken and plundered by the Croats. Such was the situation from which Frederick extricated himself with dazzling glory in the short space of thirty days."

Or take France of 1793, rent and shattered by the Revolution, with anarchy and rebellion at home, with hardly a government, with little money and less credit, menaced by a coalition that at her best would have far outmatched her in paper strength—and rising to trample all her opponents under foot.

In our own time it was easily settled on paper that little Japan could not possibly maintain a footing on land against Russia; and we have seen England, in order to subdue a handful of Dutch farmers in South Africa, compelled to put forth as great an effort as when she struggled with Napoleon at the height of his power.

THE PREMIER WITH THE SERPENT'S TONGUE.

PREMIER Asquith attacks the German nation in the language of a fish-wife. There was a time when England was a country of gentlemen. Evidently the English cannot lose a battle without losing their temper.

"IS YOURS THE ONLY LAW?"

A Reply to Rudyard Kipling's Poem Entitled:

"For All We Have and Are."

By FREDERICK H. MARTELL, S.

Is yours the only right?
Is yours the only law?
Must all men bow before
The menace of your might?
And crossing England's ways
Submit them to her hate,
Who blasts them with a phrase:
"The Hun is at the gate."
The old commandments stand
For Teuton as for ye,
To nerve his cause and hand
To keep him strong and free.

Again the sword ye draw
That ye have drawn of old,
That profit come of war,
That ye may have and hold
The Seven Seas alone,
The trader's golden fruit
The while the Teutons groan
Beneath the Cossack knout.

Does not the Teuton leave
His hostages to fate?
Does not the Teuton grieve:
"The Hun is at the gate!"
May not on the Most High
In prayer the Teuton call?
Or is He England's God
And not the God of all?
The old commandments stand
For Teuton as for ye,
To nerve his cause and hand.
To keep him strong and free.

Is not the Teuton's goal
The same as that ye claim?
The tears that wring his soul
Are they in him a shame?
The Teuton fights for all
For freedom, culture, right;
Then what if England fall,
The world shall still have light!

THE LAUREATE OF THE FIVE FOOT BOOK SHELF.

WHEN Prince Henry came to this country as the special ambassador of the Kaiser, sleek old Eliot attempted to spoil the effect of the imperial mission by introducing the Prince, not as the brother of the Kaiser, but as the grandson of Queen Victoria. The anti-German virus evidently still rankles in the veins of the former president of Harvard who bartered away his reputation and the prestige of his university for a five foot book shelf.

We Poles In Austria

By An Austrian Pole.

HE who enters the wonderful edifice on the Franzering in Vienna, the home of the Austrian Parliament, will find the statues of the greatest Austrian Parliamentarians in the magnificent central pillared hall. Altogether there are but a dozen marble busts there, among them four of Poles, Grocholski, Dunajewski, Jaworski and, in the place of honor just at the right of the main entrance, the bust of Franz Smolka.

The latter embodies in a measure the relation of the Poles to the Empire. Smolka, who as a revolutionist was sentenced to death in 1848 and owed his life to Imperial clemency, became later one of the creators of Austrian Parliamentarianism and subsequently, for more than fifteen years, was President of the Parliament (Speaker). The development of the Polish people in Austria resembles Smolka's career. Still openly revolting in 1848, they co-ordinated themselves ever since the beginning of constitutional life to the Austrian state idea and attained a leading role in Austrian state affairs by absolute loyalty to the Emperor and by a prudent policy in Parliament.

The principle of the Poles always to vote for the so-called State necessities, i. e., the budget and the Government's appropriations for Army and Navy, no matter whether the "Pole Club" of the Parliament was with the majority or the opposition, has always been considered the keystone of their parliamentary policy. Even though this attitude in parliamentary disputes frequently takes a trump out of their hands, they invariably adhere to it, well recognizing the necessity of a strong Austria as the only and best warranty for the freedom and development of all Austrian peoples. In the old parliament (before the introduction of equal and universal suffrage in 1907) when the landed nobility were the leaders of the Pole-Club, its attitude towards the Government was frequently characterized as being taken not only in the interest of the Empire but also of the nobility itself which thereby secured—as Government party—the domination in Galicia. In view of this, there was a curious expectancy as to what the attitude of the Pole Club would be after the new Parliament was elected by universal and equal suffrage. By the new democratic franchise the predominance and power of the nobility in the Pole Club was practically destroyed and a majority of radical nationalist Pan-Poles was formed. However, the policy toward the Government remained unchanged. The nationalist Poles forming the new Pole Club strictly adhered to the practice of their predecessors to strengthen the prestige of the Austrian Government within and without the Empire and invariably supported each Cabinet whether they were d'accord with it or not. In the subsequent election the radical Polish peasant party was victorious, but even then the parliamentary policy of the Poles remained the same as before.

This serves to show the unwavering loyalty of all political and social parties of the Poles to the Government and particularly to the reigning dynasty. In fact, in none of his domains is Emperor Franz Josef more popular than in Galicia. The Polish people always preserve for him a feeling of gratitude in return for the granted national freedom which is ascribed to a great extent to his personal influence.

As a matter of fact, the national development of the Poles in Austria is quite considerable. They enjoy a far-reaching autonomy, have national schools including two universities which are the Mecca of erudition for the whole nation, also

for the Poles of Russia and Prussia where there are no such national places of learning. They have also an Academy of Science in Cracow and, last but not least, their own Polish judicature and administration.

For several years Galicia's economic progress has been important, though it naturally suffered when Russia caused the crises of 1908 and 1912. The formation and prosperity of economic unions (industrial, savings, agricultural and consumers' associations) have developed to a remarkable degree and in this respect Galicia outranks all other countries of the Empire.

The Poles within and without Austria base the future of their nation entirely upon the governing policy of the Hapsburg Dynasty, and this confidence in the reigning House found an expression when ten years ago the Galician Diet unanimously resolved to offer to the Emperor the ancient royal palace in Cracow for his residence, voting several million Kronen for this purpose. In accepting this gift of the Polish people the Emperor stipulated that a portion of the palace be used as a Polish National Museum, which deeply impressed this temperamental people.

It is truly impossible to imagine better relations between the people and its ruler than those existing between Emperor Franz Josef and the Poles, relations which were "never darkened by any cloud" as the Emperor remarked when he received a deputation in Jaslo on occasion of his visit to Galicia in 1902; he also added that the Poles should devote themselves more to the military profession as the Polish soldier and officer were the most secure support of the Empire. For several years the Poles have actually shown a remarkable activity as regards various voluntary military organizations. There are not less than 80,000 members enrolled in same, who regularly take part in well disciplined drill and rifle practice. Last year they even went through a period of maneuvers near Lemberg in which about 8,000 men took part.

When the war against Russia broke out a great number of these voluntary companies equipped themselves under the command of former active army officers. By the Imperial Decree of August 1st they were incorporated in the "Landsturm" (Third Reserve), went to the front and right at the beginning of hostilities annihilated a squadron of Cossacks near Tarnopol. They were first in entering Russia in Miechow, after dislodging a Russian detachment there.

Owing to the lack of unbiased news from the Galician theatre of war, nothing has become known here as yet of these brave men; but the fact that Grand Duke Nicolay Nicolajewitch, with utter disregard of international law, has decreed that the Polish Rifles and "Sokol" organizations should not be made prisoners of war, but should be summarily shot if taken prisoners, serves to show that their presence on the battle-field has made itself felt by the Russians.

A GERMAN BOY'S REPLY.

By Max ZEWER.

Translated by C. L. Droste.

A BOY of sixteen volunteers,
But cannot stand the test;
"My boy," the doctor kindly says,
"Too narrow is your chest."
"Tis broad enough to stop a ball,
'Twill only be my loss;
And if God wills, it's broad enough
To wear the Iron Cross."

THE GERMAN-AMERICAN AND THE PRESIDENT'S NEUTRALITY PROCLAMATION.

By PROF. JULIUS GOEBEL.

PRESIDENT WILSON'S recent appeal for neutrality was of the greatest interest to German-Americans. We may rest content if it was a result of the protest of the German-American National Alliance against the hatred, the lies and the insults of the American press, long under the vicious domination of England. If, however, it is a warning directed against us, it is superfluous and calls for certain rectifications.

It is not as German citizens that we protest but as Americans, and, furthermore, from the same patriotic motives as those which inspired the President. We protest above all against the secret and insidious assumption at the bottom of all attacks upon Germany: that this country is a dependency of England. The spirit of antagonism against Germany adopted by ignorant newspaper writers could never have found so strong an echo in public opinion had not the latter for years been poisoned by the idea of a supposed Anglo-Saxonism of our people.

We protest, further, against that pretended impartiality which discards as biased and of questionable veracity whatever statements are issued by the Germans, meanwhile accepting as gospel whatever is advanced by the English, French or even Russians. This attitude—the famous “judicial attitude” of certain circles in America—presupposes a state of mendacity and hypocrisy which seems incomprehensible to our German sense of truth. To the German mind truth is the expression of the most sacred ethical convictions and not a wax figure which may be modeled to suit the occasion. We therefore consider it our sacred duty to give utterance to our convictions until the mask of hypocrisy has been torn away and truth has become victorious.

We consider the present war a life and death struggle of the German people for their national existence and for their highest possessions. We know that this war was forced upon the German people by their enemies and their jealous neighbors, and that they did not seek it. We are convinced that the downfall of Germany would be an irreparable blow to American culture, which is more closely united to the higher civilization of Germany than to that of any other European nation. We decry every wanton war as infamous and as an inextinguishable crime, and as Germans we know no more glorious and heroic ideal than that of peace bringer. But we believe also in the ethical justification of a sacred war such as the German people are to-day waging for its very life and for its mission in the history of the world, and we cast aside as hypocritical all loose talk about world peace when it comes to mean that the vital force of a strong people is thereby to be destroyed. The desire to crush by force or by the power of arbitrary agreement, as in the days of the ‘Holy Alliance,’ the development of a people such as the Germans is a crime against life itself, and the Germans would be a doomed people and not a nation of men, were they silently to resign themselves to the fate which their enemies have decreed for them.

I believe that every German-American will fully agree with President Wilson that our country must preserve a strict and true neutrality in this war. This can only come about, however, when the American press ceases to influence public opinion in favor of England and Germany's other enemies by the publication of false reports and representations, thereby offending millions of citizens who are

of a different opinion. In ordinary life we shun as a cad anyone who is inconsiderate of the feelings of others. If we were to treat the anti-German press as we should treat such a person the results would soon be apparent. Above all let us support the German-American papers! Although at the moment they may not be able to give us any direct news from Germany, they at least act as a healthy corrective to the contradictory and antagonistic reports of doubtful value which are telegraphed from London and Paris, and they stand united for the German cause.

May the cry of rage against Germany which has swept the country during the past few weeks be a call to union for every German-American and every Anglo-American with German inclinations. When it is a question of the existence or non-existence of a noble people and of a culture to which America owes its best, we cannot stand coolly aside. Nothing is farther from our intention than to offend or antagonize our fellow citizens of English, French, or Slavic origin, but we demand the right to stand for the truth according to the measure of our knowledge and to offer our struggling brothers all material and moral support of which the German spirit is capable in hours of need.

The War and America

PROFESSOR HUGO MUENSTERBERG, whose articles in THE FATHERLAND have aroused widespread interest, has written the first authoritative volume on the European War and the book is being rushed through the presses by D. Appleton & Company, so that it will be on sale early next week. The noted author, at home alike in Europe and America, shows the true insides of the great war, its real motives and issues and their important meaning for our country. In successive chapters the volume considers the aggressors, the anti-German sentiment, the German-Americans, the Threatened Provinces, the English, the Philosophers, the Russians, the German policy, the Kaiser, the silent Voices, the Americans, and the Morals of the War.

THE FATHERLAND has had the privilege of examining advance proofs of the volume and regards it of such vast importance to all who are interested in fair play for Germany and Austria, that it has secured a large part of the first edition. The retail price of the book has been fixed by the publishers at \$1.00, postage ten cents additional. If you will send \$1.10 to THE FATHERLAND a copy of the book will be sent to you prepaid at once, as long as the supply which we have engaged lasts.

This volume contains so many real facts which have not found their way into the press, so much “inside information” about the war, that every reader of THE FATHERLAND not only should order a copy for himself but should endeavor to get the book into the hands of as many other fair-minded Americans as possible.

USE THIS FORM TO ORDER.

THE FATHERLAND,
715 Broadway, New York City.

Enclosed find \$.....*, for which please send me prepaid copies of Professor Muensterberg's book “The War and America.”

Name

Address

.....

*Enclose \$1.10 for each copy. Copies may be sent to separate addresses, if desired.

THE WAR SITUATION

By the Military Expert of THE FATHERLAND.

BETTER than everything else Sir John French's report on the activity of the expeditionary forces up to September 3rd, has shown with what admirable "Elan" the German I to V armies threw back everywhere the beaten French and English forces so that they finally occupied the line Verdun-Paris.

Today there is no doubt about it that the French armies would have been rolled up from the left flank and entirely annihilated were it not that English help saved them repeatedly from such a fate. Thus the Allies succeeded in escaping punishment and could withdraw under the shelter of the Paris fortresses.

It was for the German General Staff now to decide how to continue their operations.

Strategically and tactically it was without doubt extremely disadvantageous to attacks anew the beaten enemy in a purely frontal position, a position whose flanks were absolutely protected by the strong fortifications of Paris and Verdun.

But it was not known whether the beaten armies would accept a battle at all.

After the heads of the German armies had reached the river Marne, experiencing no resistance there, it appeared as if the retreat had been continued more to the South—at least to the Seine river.

It was therefore necessary to follow.

Paris at the flanks was very difficult to negotiate. Consequently the German First Army spread out to the right backwards, whereas the Second Army continued to advance, passing Paris on the East, a purely frontal movement not possible otherwise.

The Allies cleverly availed themselves of this weak moment and gathered strong forces under the shelter of the Paris fortresses which they threw against the German right flank as the German frontal army in a new attack was passing the Petit Morin. The German First Army on their side, now started to attack the enemy, found themselves however fighting an enemy vastly superior in number and had to confine themselves to defending their position at the Ourcq river. The fight was fierce and bitter.

If von Kluck (the First Army) succeeded in covering the German right flank by throwing the Paris army back, then the success was assured, as at the front everything was for the best. But the forces which advanced from Paris were too strong and as the danger was imminent that the First Army would have to retire the Second and Third Armies had to renounce their advantages and to withdraw towards the North-east before it was too late. Part of the English army and the entire Sixth and Seventh French Armies had thrown their full weight on von Kluck, but here also our brave men showed their iron discipline, (which they maintained not only during an attack, but also during a defense) a discipline that understood the onslaught of an enemy, superior by fourfold their number, until the other armies had executed their movements in safety.

The retirement of the German right flank naturally necessitated a backward movement of the center, which so far kept up an entirely favorable battle at Sezanne and Vitry le François.

The German left flank was in the same disadvantageous position as the right flank. The army of the Crown Prince had to surround Verdun, a first rate modern fortress. Between them and the Fourth Army there were the big forests

of the Ardennes with all their disadvantages, and help could therefore be given only in scant measure to decide the fight of the Germans in their favor.

All these circumstances made it advisable to withdraw the Armies from their present positions, to group them anew and then to take the offensive as before.

One cannot deny the Allies the right to be in high glee over this supposed crushing victory, after their deep sorrows and fears which filled the last five weeks, since the beginning of war with continuous defeats and rapid retreats, often taking the shape of routs. This success came very conveniently to bring fresh spirit into the almost demoralized troops of the Allies. Now—for the first time—they can breathe more freely.

But a victory is a somewhat different thing.

In spite of all announcements of Anglo-American newspaper men, that now finally the way to Berlin is opened and Germany's fate sealed, there is not yet a genuine spirit of victory animating the rank and file of the Allies' Armies. Some few prisoners, some guns, which heroically covered the German backward movement to the last second, are taken. That is all.

London is a better barometer than Paris. It warns the French already not to be too optimistic about the "victory."

Meanwhile Belgium is making desperate efforts to obstruct our line of communication. The Belgians attacked Malines, Aerschot, Louvain, beating the Germans, but had to "withdraw behind the outer forts of Antwerp."

And now there are said to be already on the Belgian fields the Russians. 100,000 Cossacks!!! I am afraid the Belgian commission will have to proceed right away from Washington to Petersburg—pardon me, Petrograd. With these Cossacks you cannot jest—especially not since Russia, even outwardly, has stripped everything that reminds us of western culture.

On the Eastern Battlefield, Russia seems to have thrown her main forces on the Austrians. Although even London characterizes the Russian reports of victories over the Austrians as "highly doubtful", it seems that the armies of Auffenberg and Dankl had to take new positions behind the river San in order to avoid a flanking movement of the Russians. This is regrettable as the advantages so far gained had to be given up again.

In East-Prussia the Russians got a second lesson. General von Hindenburg attacked the army of Rennenkampf, rolling up his southern flank at Lyck, and beat them thoroughly. Again 20,000 to 30,000 prisoners were made, and 150 guns taken, i. e., the artillery of an entire army corps.

East-Prussia is now free from the enemy.

The list of prisoners now published speaks volumes: Of Russians there are 200 officers and 120,000 men taken, then the Frenchmen follow worthily with 1600 officers and 80,000 men; next Belgians and last but not least Englishmen.

To feed them all will be no agreeable task for Germany—to me it seems to be a sign of pronounced humanity that German troops made so many "prisoners," a humanity that our antagonists so savagely deny us. This shows clearly that we do not carry on this terrible war in order to totally "destroy" our enemies, but only in order to MAINTAIN our modest place in the sun, so jealously regarded by our neighbors.

Really, a little less humanity would not be out of place toward such an enemy.

DO YOUR DUTY

Subscribe to **THE FATHERLAND**. Fill out the following order blank:

THE FATHERLAND,

1123 Broadway, New York, N. Y.

1

I herewith subscribe tocopies of **THE FATHERLAND**, a weekly devoted to Fair-Play for Germany and Austria-Hungary. I enclose \$.....

Subscription rates:

\$2.00 a year.

\$1.00 for six months.

Name

Address

MAKE ALL CHECKS PAYABLE TO THE FATHERLAND.

Get all your friends to subscribe. Send them the following appeal. Enclose it with all your letters. We will furnish you any quantity of them, neatly and artistically printed. Ask for them.

2

DO YOU WANT TO HEAR "THE OTHER SIDE"

of the great European conflict?

Do you want to see Fair-Play for Germany and Austria-Hungary in their struggle for self-preservation?

Are you tired of spending your pennies for battles made by the headline artists?

Then subscribe to

THE FATHERLAND

A weekly devoted to Fair-Play for Germany and Austria-Hungary.

It costs so little—and it will help you so much in getting the right perspective of things.

THE FATHERLAND is published at 1123 Broadway, New York City.

Subscription Rates: \$2.00 a year, \$1.00 for six months.

The services of the publication committee, editors and contributors are rendered without remuneration. Out of any surplus, payments will be made from time to time to the Red Cross Society, and to German and Austrian Relief Funds. **ORDER IT NOW.** Use subscription blank on reverse side.

MAKE ALL CHECKS PAYABLE TO THE FATHERLAND.

3

Societies will receive "**The Fatherland**" at special rates. They are urged to apply for them at once, stating number of copies desired.

4

While the majority of our friends secure subscriptions for **THE FATHERLAND** without any remuneration, we realize that every labor is worthy of its hire. A liberal commission will be paid by us to responsible agents. If you want to make money, make it in a most honorable way by soliciting subscriptions for this publication. Only applicants with first-class references will be considered. Inquire for our agents' rates and get busy without delay.

5

We still have a few thousand back numbers of **THE FATHERLAND** for propaganda purposes. How many may we send you, free of charge, for distribution among your friends of Fair-Play?

THE FATHERLAND,

1123 Broadway, New York, N. Y.

Gentlemen:

Please send mecopies of **THE FATHERLAND**, which I promise to distribute for campaign purposes.

Name Address

CONTRIBUTE TO THE PRESS FUND OF THE FATHERLAND.

Do not forget: This is not a commercial undertaking. The services of the publication committee, editors and contributors are rendered without remuneration. Out of any surplus, payments will be made from time to time to the Red Cross Society, and to German and Austro-Hungarian Relief Funds.

Last
but
not
least

We have no advertising revenue. Our subscription rates are so low that they barely cover printing, mailing and administration expenses. If **THE FATHERLAND** is to live and last, if Fair-Play shall win throughout the land, we must have your help.

THE PUBLICATION COMMITTEE OF THE FATHERLAND,

Hayo Hans Hinrichs, Chairman and Secretary,
George Sylvester Viereck, Treasurer,
F. Borgemeister.

Eindrücke vom Schlachtfelde.

In Galizien, am 11. September.

Von einem Grazer Offizier erhalten wir vom Kriegshauptquartier Mitteilungen über seine Eindrücke und Erlebnisse, die für uns umso interessanter sind, als sie Leute aus unseren Landen betreffen. Der Offizier schreibt:

Wir stehen erst einen Monat im Felde. Dennoch scheint es uns, als hätten wir viele Monate hier verbracht, so reich an Eindrücken und Begebenheiten war diese verhältnismäßig kurze Zeitspanne. Ich möchte sagen: unsere modernen Kriege sind Kriege der Nerven. Alle Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren, die jeder Soldat durchmacht, sind nichts gegen die Spannung, denen die menschlichen Nerven in den großen Zeitkriegen ausgesetzt sind. Dies trifft selbstverständlich nicht für alle Soldaten gleichmäßig zu. Es gibt viele Tausende von Soldaten, die den Feind gar nicht zu Gesicht bekommen, die Tätigkeit vieler beschränkt sich auf den Etappenraum. Die Waffengattungen sind auch sehr maßgebend für die Anspannung der Nerven; die Kavallerie leidet nicht so viel wie die Artillerie, sie wieder nicht so viel wie die Infanterie. Am wenigsten leiden die Hilfswaffen.

Ich stehe seit 26. August in erster Linie und kann beurteilen, was die Nerven des Soldaten aushalten müssen. Fünf Tage im heftigsten Gefecht, durch Nachtmärsche und Nachtgefechte verbunden, zwölf bis vierzehn Stunden jeden Augenblick in Gefahr, getötet, oder was noch schrecklicher ist, zum Krüppel geschossen oder massakriert zu werden. Ich habe starke Nerven, aber ich finde es vollkommen begreiflich, daß im russisch-japanischen Kriege viele Soldaten irrsinnig wurden. Man gewöhnt sich daran, die Gefahr zu mißachten, gegen die feindlichen Geschosse oder vielmehr gegen ihren Eindruck unempfindlich zu werden. Ich versichere, daß ich nach einem Nachtmarsch in starkem feindlichen Feuer ungedeckt eingeschlafen bin und eine gute Stunde so gut und fest wie in einem Bette schlief.

Aber man gewöhnt sich nicht an das Geknatter der Maschinengewehre, wenn man in ihrem Feuer gelegen oder gar vorgegangen ist; man gewöhnt sich nicht an den Einfall der Schrapnells und an die ekelhafte Musik; nie und nimmer kann man sich jedoch an den Lärm der großkalibrigen Haubitzen, an den körpererschütternden Aufschlag des Geschosses einer Fünfeinzig-Zentimeter-Haubitze gewöhnen, wenn sie einige Schritte neben uns eingeschlagen und eine metertiefe Rinne in den Boden eingerissen hat. Wer im starken Artilleriefeuer einen Wald durchschritten hat, das Pfeifen der Schrapnellfüllkugeln durch das Geäst im Ohr hat und neben sich 20jährige Bäume stürzen sah, die ein Volltreffer wurzweg abgebrochen hat, wird sich den Lärm und den Eindruck Zeit seines Lebens merken.

In den älteren Kriegen kannte man keine Nachtmärsche. In der neuesten Zeit wurden nächtliche Verschiebungen vorgenommen, um schwer angreifbare Stellungen des Gegners über offenes, ebenes Gelände bei Tagesanbruch von den mittleren Gewehrshufenstellungen aus nehmen zu können. Im russisch-japanischen Kriege erreichten die nächtlichen Vorrückungen der Ja-

paner eine kriegsgeschichtliche Berühmtheit. Wir haben bei unserer Armee mehrmals Nachtmärsche bis zum Morgengrauen unternommen, um den Abmarsch vor dem Gegner zu verschleiern und ein Nachdrängen zu verhüten. Diese Gefahr erwies sich bisher als nichtig. So zäh die Russen in der Verteidigung sind, so schwermächtig und unbeholfen sind sie im Angriff. Nur dort, wo sie ihr erstrebenswertes Ziel erkannt haben, wie den Besitz Lembergs, gehen sie von der ihnen aufgedrungenen Defensiv ab.

Die Nachtmärsche haben den Zweck bisher nicht vollkommen zu erreichen vermocht. Sie sind für die Truppen ungeheuer ermüdend und befähigen sie am folgenden Tage nicht mehr für anstrengende Leistungen. Die Unsicherheit erfordert die Ausschaltung des Trains. Die Fahrklüchen erreichen selten am Tage das Marschziel der Truppen, die Truppen bleiben ohne ausreichende Verpflegung. Sie wären also nur dort anzuzupfen, wo die Vorteile zweifellos feststehen.

Eine Begleiterscheinung aller Barbarenkämpfe ist die Verwüstung der durchschrittenen Gebiete. Darin leistet das russische Barbarenvolk Großes. Sie schießen alle Ortschaften nach erreichtem Tagmarsch in Brand. Doch meist rächen sich diese Schandtaten aber an den Russen selbst. Übrigens hat ihre Offensive das Ziel erreicht. Seit drei Tagen sind sie in rückgängiger Bewegung, müssen sich in den ausgefaugten Gebieten aufhalten, die sie selbst verwüstet haben. Sie finden kein Dach für den Schutz der Truppen, kein Futter für die Tiere, keine Nahrungsmittel für die Soldaten. Gefangene russische Soldaten versicherten, daß sie außer einem Stückchen Brot vier Tage lang keine Nahrung erhalten haben.

Sehr viele unserer deutschen alpenländischen Soldaten sind Helven, wie sie das klassische Altertum nicht aufweisen kann. Ich habe das Leben mißachtet und es in diesem ungleichen Kampf öfter aufs Spiel gesetzt. Während ich hier schreibe, pfeifen mir die Granaten und Schrapnells über den Kopf; aber ich besand mich in Lagen, in denen meine Nerven nur bei Ausbietung meiner ganzen Willenskraft standhielten. Einfache Soldaten benehmen sich in diesen Augenblicken kaltblütig und ruhig, wie wenn sie zu Hause bei ihrem Sturz oder Krügel Bier saßen. Im ärgsten Nahfeuer überbrachten sie ohne Übereilung Meldungen. Schwerverwundet machten sie mir dienliche Mitteilungen. Leute in der Schwarmlinie mit durchschossenem Oberkörper schossen in der Schwarmlinie weiter. Aufgefordert, sich zum Verbandplatz führen zu lassen, sagten sie in ihrem gemütlichen Ton: „Hat noch Zeit, Herr Hauptmann, i blut jetzt eh net stark!“ Ein Soldat mit durchschossener Schulter ging im schweren Gewehrfeuer zum Brunnen mit einem Trinkeimer Wasser holen, weil seine schwere verwundeten Kameraden nach Wasser lechzten. Meiner doppelt verwundeten Leutnant führte ein Soldat in starkem Verfolgungsfeuer einen Kilometer zurück, um ihn nicht in Feindeshänden zu lassen. Ein schwer verwundeter Unteroffizier sagte zu mir im Vorbeigehen: „Herr Hauptmann, da hat mich ein russischer Hund erwischt; aber wenn ich zurückkomme, kostet das mindestens fünf Russen das Leben.“ Ein anderer stöhnte mit einer schweren Verwundung im Unterleib. Ich fragte ihn, ob er große Schmerzen habe, ich könne ihm zur Linderung Morphiumpulver geben. „Nein“, antwortete er, „mich schmerzt es nur, daß mich's im Anfang erwischt hat, bevor ich's denen ordentlich hab' geben können!“

Von den Ursachen der Kriege.

Wenn der große Jurist Hugo Grotius den „gerechten Krieg“ positiv bestimmt als die Verteidigung des eigenen Gutes oder negativ als die Vorbeugung, Abwehr oder Bestrafung eines verübten Unrechtes, so ist diese Bestimmung eine rein formale. Er selbst fragt weiter, worin denn dieses Unrecht bestehen müsse. Er erklärt, daß es nicht gerecht sei, die Waffen zu ergreifen, um das Anwachsen einer fremden Macht zu verhüten, deren allzu große Steigerung schädlich sein könne. Dagegen erkennt er zum Beispiel ein Recht an, sich all das zu verschaffen, was zum Leben notwendig ist; er hätte also einen Krieg als gerecht anerkannt, wenn einem Staate von den anderen die Lebensmittel abgeschnitten worden wären. Natürlich erkennt er auch die Bestrafung eines Mordes als gerecht an. Andererseits mahnt er, wo es sich um Bestrafung von Freveltaten handelt, nicht voreilig einen Krieg zu beginnen, und beruft sich auf heidnische und insbesondere christliche Autoritäten, um festzustellen, daß es häufig richtiger ist, auf sein Recht zu verzichten mit Rücksicht auf das schwere Unglück, das ein Krieg auf so viele andere heraufbeschwört; insbesondere sollen die Fürsten bestrafen, was den gemeinen Nutzen gefährdet, verzeihen, was sie selbst betrifft. Vor allem aber muß, so führt er aus, wer strafen will, viel stärker sein als der zu Strafende, wie auch der Richter viel stärker sein muß als die Partei. Der Fürst aber, der aus kleinlichen Ursachen einen Krieg unternimmt oder um der Durchführung einer nicht notwendigen Bestrafung willen, welche große Gefahren mit sich bringt, sei seinen Untertanen zum Ersatz des Schadens verpflichtet, der ihnen daraus erwächst. Ebenso entspricht es aber seiner Gesamtanschauung, daß er den Krieg eines Volkes, um seine Freiheit zu erringen, nicht als gerechtfertigt anerkennt; denn er ist im Gegensatz zu den Staatsphilosophen, die nach ihm die französische Revolution vorbereitet haben, der Ansicht, daß die einzelnen oder die Völker, die aus einem gesetzlich anerkannten Grunde in Sklaverei geraten sind, nach dem Apostel Paulus mit ihrem Vorse aufrieden sein sollen.

III. Diese Ausführungen, die ganze Kriegskasistik des Grotius, beziehen sich aber eigentlich nur auf die denkbaren Veranlassungen der Kriege; sie gehen nicht auf ihre historisch bedingte Verursachung ein, ebenso wenig wie etwa heute in der Regel die diplomatische Sprache, die von den „Lebensinteressen“ der Staaten zu sprechen pflegt, welche je nach dem Standpunkt der Staatsmänner zu wechseln scheinen. Gewiß gibt es solche Lebensinteressen der Staaten und der Völker — wenn auch das des Staates und das seiner Völker, wie das Beispiel Rußlands beweist, keineswegs zusammenzufallen braucht. Jedenfalls ist aber der Inhalt des „Lebensinteresses“ abhängig von der Organisation der einzelnen Gruppe; von dieser Organisation ist auch das Verhalten der Gruppen zueinander abhängig, ob sie eine Friedenseinheit bilden oder ob diese höhere Organisation im Kriege auseinanderbricht.

Die Organisationsprinzipien, welche den einzelnen Staaten zugrunde liegen, sind nun nach der Kulturstufe der Völker, nach Zeit und Ort, durchaus verschieden. Es gibt und gab primitive Staaten, in denen die Religion derart jede einzelne Handlung des Staatsbürgers erfüllt, daß sie notwendig das einigende

Band für die einzelne Gruppe ist. In der Antike hat jeder Stadtstaat seine eigene Gottheit, die nur ihm zugehört; der Kampf der Staaten kann damit enden, daß die Gottheit des besiegten Staates höflich eingeladen wird, in die Stadt des Siegers zu übersiedeln und diesem von nun an ihren Schutz angedeihen zu lassen. Noch im siebzehnten Jahrhundert wurde der Grundsatz festgelegt, daß der Herr des Staates über die Religion des Volkes zu entscheiden habe, und die Einheitlichkeit der Religion innerhalb des Staates war daher die Regel. Oder die Religionszugehörigkeit entscheidet über die Zugehörigkeit zur herrschenden Klasse, wie zum Beispiel in den islamitischen Staaten; jeder Krieg der Türkei ist also ein „heiliger“ Krieg des Islams gegen die Ungläubigen. Im Osten Europas ist noch heute das Organisationsprinzip nicht völlig von moderneren Organisationen zurückgedrängt, wie zum Beispiel der Gegensatz der Kroaten und Serben das Gemeinschaftsgefühl der Orthodoxen beweist oder auch die panslawistische Politik Rußlands, die keineswegs auf der Nationalität, sondern großenteils auf der Orthodoxie beruht. Dieses religiöse Prinzip entspricht einer ebenso exklusiven Organisation, wie der absolute Machtstaat, in welchem ein herrschender Kriegerstand auf die Ausbeutung von Land und Untertanen für den eigenen Unterhalt angewiesen, notwendig Eroberungsstaat wird, wie im Mittelalter; das „Lebensinteresse“ dieses Staates ist in der Tat die Eroberung, und diesem Stadium entspricht noch das Vorurteil, daß es dem Staate um so besser geht, je mehr Quadratkilometer er umfaßt. Eine Einschränkung dieses Prinzips bedeutet dann der merkantilistische Staat des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts, der auch vor allem Machtstaat ist, dessen Ziel aber nicht unbegrenzte Ausdehnung und Eroberung zu sein braucht; er will in sich abgeschlossen sein können und daher so viel verschiedenartiges Territorium besitzen, daß er, vom Ausland ganz abgeschlossen, selbst alles erzeugen kann, dessen er bedarf; auch er ist noch durchaus exklusiv und die Blüte und Macht des anderen Staates ist für ihn, wenn nicht eine Bedrohung, so doch jedenfalls kein Vorteil. — Dieser Gestaltung der Einzelstaaten entspricht dann als Organisationsprinzip der Gesamtheit der Staaten das System des sogenannten „europäischen Gleichgewichts“. Da alle oder einige Staaten noch auf Machterweiterung nach außen ausgehen, andererseits sich aber jeder gegen die Machterweiterung des anderen schützen will, schließen die Staaten untereinander Versicherungsverträge ab, Bündnisse, Allianzen, Ententen. Es ist dies eine Analogie zum Schutzollsystem, unter dessen Herrschaft sich jeder Staat auf Kosten des anderen bereichern will oder wenigstens dem anderen einen Vorteil neidet, dessen Erfolg aber, wenn es von allen angewendet wird, der ist, daß sich die Nachteile gegenseitig ausgleichen. Das europäische Gleichgewicht mit seinen künstlichen Bündnissen hat uns die Dezennien des bewaffneten Friedens beschert, immer bis zu dem Moment, in welchem sich ein historisch notwendiger Vorgang ereignete, wie die Emanzipation der Balkanvölker, und der Statusquo nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte, oder wenn die eine verbündete Gruppe sich stark genug wähnte, auf Kosten der anderen ihre Macht zu erweitern. Es konnte also das

europäische Gleichgewichtssystem, künstlich durch Diplomaten geschaffen, immer nur ein labiles Gleichgewichtssystem sein, ein System, das nicht mehr der historischen Entwicklung entspricht.

Denn der neue Typus des Staates ist nicht mehr der exklusive Machtstaat, sondern der arbeitsteilige Nationalstaat. Die Tatsache der arbeitsteiligen Weltwirtschaft allein hebt natürlich die Möglichkeit der Konflikte zwischen ihren Teilen nicht auf. Diese Teile müssen vielmehr selbst fest umgrenzt sein, um sich einheitlich zum Ganzen zu fügen. Während nun die älteren Staatsformen ein solches wirkliches Gleichgewicht notwendig verhinderten infolge ihrer Expansionsucht, welche prinzipiell stabile Grenzen ablehnte, hat die zunehmende Einbeziehung der Masse der Bevölkerung in den Staat, die Demokratisierung zugleich ein anderes Prinzip der Staatsbildung entwickelt, das nationale, durch welches feste Grenzen für die Organisation abgesteckt sind. Die Demokratie fordert als notwendige Ergänzung die Autonomie der Nationen. Sie ist aber zugleich die Vorbedingung für die auf sie aufgebaute internationale Organisation. Wenn auf dem Gebiet des heutigen Rußland, der Balkanhalbinsel u. s. w. die Autonomie der Nationen zum Durchbruch gelangt, so ist nicht nur der friedensstörende Panславismus überwunden, sondern die autonomen Nationen können sich dem internationalen europäischen Staatensystem einfügen und das stabile europäische Gleichgewicht wird ohne Allianzen und Ententen hergestellt sein. Die Ursachen der Kriege werden dann, aber erst dann in Europa verschwinden.

L u d o w i g G a r t m a n n

Ruhmestaten vor dem Feind.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Es war die Zeit, da die Strategen des Zaren noch träumten, wie eine unaufhaltsame Sturmflut über Österreich hereinbrechen und jeden Widerstand im ersten Anprall niederwerfen zu können, als das kleine Grenzgefecht bei Turynka stattfand. Nicht wegen seiner Bedeutung für den Gang der späteren Ereignisse soll dieses Gefecht hier erzählt werden, sondern weil es charakteristisch ist für die Einleitungskämpfe, die unsere Grenzscharabteilungen den allorts einbrechenden russischen Kavalleriemassen lieferten, bis sich die in Westrußland bereitgestellten Truppenmassen des Zaren über die Grenze heranwälzten und im Raume um Lemberg unter den verlustreichen Stürmen der braven österreichischen und ungarischen Regimenter zum Stehen kamen. Seitdem wurden die bedeutungsvollen Siege der Armeen Dankis und Auffenbergs in Rußisch-Polen erfochten und die zwei großen Schlachten östlich und westlich Lembergs geschlagen, wodurch die strategisch-defensive Aufgabe Österreich-Ungarns, nämlich die Bindung der russischen Hauptmacht und die Sicherung des Siegeslaufes der deutschen Armeen in Frankreich vor russischen Einwirkungen, glänzend gelöst wurde.

Es soll an dieser Stelle nicht unterlassen werden, zu betonen, daß in dieser ersten Kriegsperiode nicht nur die wunderbaren Leistungen der einzelnen österreichischen und ungarischen Regimenter Ruhmestaten ersten Ranges sind, sondern auch der strategische Erfolg der ersten Operationen unserer Armeen einem gewaltigen Gesamtziele gleichkommt, wenn auch die taktischen Offensivstöße — obwohl sie siegreich waren — unter dem Drucke der russischen Massen langsam in die naturgemäße Defensive übergingen, was dem Laienauge, das nur im Vordringen Sieg, im geringsten Zurückweichen aber Niederlagen sieht, leicht als Gesamtmißerfolg erscheint. Es kann daher nicht oft genug darauf hingewiesen werden, welch großen militärischen Wert die bisherigen Kämpfe unserer Truppen für die Gesamtlage des Feldzuges Österreichs und Deutschlands gegen den Dreiverband haben. Die Strategen in Petersburg, Paris und London sind weit mehr enttäuscht über den Gang der Ereignisse, als unsere Laienstrategen zu Hause, die nach wenigen Wochen schon die Feldpostarten (zum Beispiel unserer wackeren Belgier) aus Kiew erhalten wollten und enttäuscht waren, die Russen in Ostgalizien zu wissen. Man beachte nur die französischen Anklagen gegen Rußland, daß es trotz der zur Bereitstellung der Millionenheere empfangenen Milliarden bisher keine, gar keine Hilfe gegen die ins Herz Frankreichs vorstoßenden deutschen Armeen geleistet habe. Man beachte das Bekenntnis des russischen Generalstabes, daß die russischen Hauptkräfte nicht in Ostpreußen angesetzt werden konnten, weil sie in Ostgalizien gebunden waren. Die Tripelentente-Mächte wissen heute, daß der Kampf Rußlands mit Österreich nicht ein kleines Vorpiel war, dem bald das große Stellbildein der Dreibundseinde in Berlin hätte folgen können, wie sie mit rührendem

Vertrauen gehofft hatten. Und der kleinmütigste Österreicher muß bei der Erkenntnis dieser Tatsachen stolz seine Brust schwellen fühlen, da es unsere Heerführer sind und die nieverjüngende Tapferkeit unserer Soldaten, die vor die schwerste Aufgabe gestellt wurden und sich in wochenlangem Kampfe gegen drei- und mehrfache Überlegenheit der besten russischen Truppen nicht nur ohne Niederlage gehalten, sondern dem Feinde, der zum vollen Einsetzen seiner Kräfte gezwungen war,

große Einbußen an Menschen und Kriegsmaterial beibrachten, während ein immer noch beträchtlicher Prozentsatz unserer Truppen an die serbischen Grenzen gebunden ist und dort jeden Vorstoß ruhmvoll zurückweist.

Die ersten Enttäuschungen erlebten die Russen, als ihre Kavalleriemassen, mit denen sie ganz Galizien überschwemmen wollten, meist schon nahe der Grenze mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurden. Zahlreiche Einzelheiten wurden über diese Grenzgefechte bereits berichtet. Kleine Grenzposten, bestehend aus Finanzwache und Landsturmmännern, leisteten hervorragenden Widerstand und warfen russische Kavallerieabteilungen meist allein zurück oder hielten sich, bis Verstärkungen eintrafen. Bekannt ist die Heldentat des Hauptmannes Gebauer, der bei Kamionka Strumilowa am 21. August als Kommandant eines Rücktransportes einer feindlichen Brigade in bravourvoller Weise mit kleinen Kräften Widerstand leistete. Am gleichen Tage ereignete sich das Gefecht von Turynka, das eingangs erwähnt ist.

Das Gefecht von Turynka.

Starke feindliche Kavallerie drang am 21. August aus der Gegend von Kamionka Strumilowa gegen Turynka vor, welcher Ort nur von zwei Kompanien Infanterie mit zwei Feldgeschützen besetzt war und auf die Nachricht von dem Anmarsche feindlicher Kavallerie sofort in Verteidigungszustand versetzt wurde.

Auf die Meldung waren auch von Sokal ein Jägerbataillon mit einer Maschinengewehrabteilung, drei Eskadronen Ulanen und zwei Kavalleriegeschütze abgegangen. Diese Abteilungen brachen am 21. August um 4 Uhr früh von Sokal auf und legten in 9½ Stunden 40 Kilometer zurück. Kaum war die Kolonne in Turynka eingetroffen, kam der Befehl, sofort gegen Kamionka-Strumilowa vorzurücken. — Oberstleutnant Jungl übernahm den Befehl über die vereinigten Abteilungen. Das Detachement rüstete sofort zum Aufbruche und erhielt noch vor dem Abmarsche von einer Ulanenpatrouille die Meldung, daß ein starker Feind von Batyathcze her vorrückte und sich hinter der Waldzone befand, die sich östlich von Turynka ausdehnt.

Oberstleutnant Jungl gab sofort Befehl zur Entwicklung der Vorhut und ließ den Vormarsch auf die Waldzone gegen Batyathcze antreten. Eine Viertelstunde später fiel vom Waldrande her der erste Schuß. Russische Kavallerie war dort abgesessen und hatte den Waldrand besetzt. Unsere Vorhut erwiderte sofort das

Feuer und auf dem Hügel östlich Turynka führten die vier verfügbaren Geschütze auf, die ein heftiges Granatfeuer in den Wald unterhielten, und zwar in jenen Teil des Gehölzes, wo nach den Berichten der Ulanenpatrouille das Anrücken der Verstärkung vermutet wurde.

Inzwischen drängten die Jäger kräftig gegen den Walbrand vor und nahmen die feindliche Stellung im Sturme; der Feind wandte sich zum Rückzug, der unter dem Eindrucke des Geschützfeuers eine regelrechte Verwirrung war. Die Jäger durchstreiften den Wald gegen Osten, während die Artillerie das Feuer einstellte, um es in dem Augenblick wieder aufzunehmen, wenn der fliehende Feind den jenseitigen Walbrand verlassen habe.

Eine Stunde verging, und die Artillerie schied sich an, nachzurücken, als plötzlich aus der Gegend von Krasiczyn eine größere Kavalleriekolonne vorbrach und aus einer Entfernung von 2000 Meter die Artilleriestellung bedrohte; diese feindlichen Kavallerieabteilungen waren zum Zwecke eines Flankenangriffes nordöstlich ausgewichen, wurden aber rechtzeitig wahrgenommen und vom Schnellfeuer unserer Geschütze empfangen. Nichtsdestoweniger rückte die feindliche Kolonne in scharfer Gangart näher. Das Spizenregiment schwenkte auf und ritt Angriff gegen unsere Batterie. In diesem gefährlichen Augenblick langten zwei weitere Geschütze bei der Batterie ein und eröffneten blitzschnell das Feuer, als die feindliche Kavallerie bis auf 800 Schritte herangekommen war. Unter dem Schnellfeuer dieser sechs Geschütze kam der Angriff zum Stehen, die feindliche Reiterei machte Kehrt und jagte in wildestem Ritt nordwestlich davon, vom Feuer der Geschütze verfolgt, solange ein Ziel sichtbar war. Eine größere Gruppe sammelte sich in der Nähe des Ziegelofens bei Bojanice, kam aber sofort unter das Geschützfeuer und wurde zer Sprengt. Auch der feindliche Train konnte unter Feuer genommen werden; er erlitt schwere Einbuße.

Um 5 Uhr nachmittags war vom Feinde weit und breit nichts mehr zu sehen. Jäger und Infanterie hatten inzwischen die Waldburchstreuung beendet und setzten den anbefohlenen Marsch gegen Kamionka fort, die Batterie folgte.

Der Batteriekommandant Hauptmann Gregory und der Kommandant der rechtzeitig zur Hilfe einge-

troffenen zwei Geschütze Oberleutnant Buschböck, der auf eigene Verantwortung von einer Marschkolonne herangesprengt war, wurden mit der Militärverdienstmedaille am weiß-roten Bande ausgezeichnet.

Das ganze Gefecht war für unsere Abteilung gänzlich verlustlos, während der Feind stark mitgenommen wurde, wie die große Zahl der Verwundeten und Toten bewies.

Ähnlich verliefen zahllose Gefechte der ersten Kampftage; erst die geschichtlichen Aufzeichnungen der beteiligten Regimenter werden instande sein, all die Ruhmestaten, die damals geleistet wurden, zu würdigen.

Eine Tat größter Geistesgegenwart und Entschlossenheit.

Am 29. August stand die Division des Erzherzogs Peter Ferdinand zwischen halb 6 Uhr und halb 7 Uhr nachmittags bei Czesniki gegen einen sehr bedeutend überlegenen Gegner im Feuer. Im Anschlusse rechts kämpfte gleichfalls eine Division, deren linker Flügel unter dem Drucke des an Artillerie wie Infanterie stark überlegenen Gegners zurückwich. Dies bemerkte der Generalstabschef des Erzherzogs und rief

in diesem kritischen Augenblicke geistesgegenwärtig und rasch entschlossen in die Nachbardivision ein. Er sprengte zu dem weichenden Flügel, sammelte einige Infanterieabteilungen und eine Haubitzenbatterie, stellte sie unter sein Kommando und führte sie unter heftigstem Kreuzfeuer der starken feindlichen Artilleriepositionen neuerdings vorwärts. Die weichenden Abteilungen gewannen wieder Fassung, drangen unter begeisterten Rufen „Hoch Seine Majestät!“ in deutscher und slawischer Sprache auf den Gegner und warfen ihn zurück. Der Generalstabschef des Erzherzogs Peter Ferdinand, Oberstleutnant Wolfgang Heller, erhielt für diese Tat großer Entschlossenheit den Eisernen Kronenorden 3. Klasse mit der Kriegsbeförderung.

Ein Feldwebel als Kompaniekommandant.

Am 28. August stand ein nicht näher bezeichnetes Bataillon bei Niedzwica mala im Feuer und schied sich zum Sturme an. Die Bataillonreserve, eine Kompanie, wurde zum Sturme eingesetzt, doch während des Vorgehens fielen sämtliche Offiziere der Kompanie. Der älteste Unteroffizier, Stabsfeldwebel Alois Klenner, übernahm sofort das Kommando und trug durch sein persönliches Beispiel und die energische Führung wesentlich zum Gelingen des Sturmes bei. Er wurde mit der großen silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet.

Ausgezeichnete Leistungen eines Intendanten.

Öffentlich nicht immer gewürdigt, darum aber nicht minder verdienstvoll wie die Leistungen im Kampfe, sind die Verdienste, die sich Intendantenorgane durch beispielgebendes freiwilliges Handeln, Verantwortungsfähigkeit und Entschlossenheit erwerben. Einer der zahlreichen, rühmendwertesten Fälle soll hier Erwähnung finden. Er betrifft den Militär-Unterintendanten Felix Pyro, der in den Kämpfen bei Tomaszow und Zamoszcz durch entschlossenes Heranziehen von Zivilbevölkerung die Brot-erzeugung sicherte, während die Divisionsbäckerei nicht in der Lage war, zu backen. Seinem umsichtigen und entschlossenen Eingreifen ist es zu danken, daß die kämpfenden Truppen mit Brot versorgt werden konnten. Die Aufgabe war um so schwieriger, als gerade damals noch ungeheure Mengen von Gefangenen gemacht wurden und versorgt werden mußten. Pyro entlastete auch seinen Kommandanten, indem er auf eigene Faust unter Heranziehung eines Zivilkommissärs Verpflegungsartikel aller Art im Kontributionswege beschaffte. Pyro wurde gebührend ausgezeichnet.

Gegen den erhaltenen Befehl gehandelt.

Der Krieg, der über so vieles, was als unantastbar gilt, rücksichtslos hinweggeht, schont auch nicht die „Regel“ und wäre sie im Frieden mit dem Glorienschein der Heiligkeit umgeben. „Befehl ist Befehl“, lautet eine dieser starrsten Friedensregeln, die besagt, daß der Soldat nicht die Zweckmäßigkeit eines erhaltenen Auftrages zu prüfen, sondern nur für möglichst genaue Durchführung zu sorgen habe; die Zweckmäßigkeit verantwortet der Auftraggeber. Der Krieg aber setzt die Majestät des Erfolges auf den Thron, dem sich alles unterzuordnen hat. Jede Regel, jeder erhaltene Befehl kann übertreten werden, aber wehe dem, der hiefür nicht die Sanktion des Erfolges erhält. Die freie Verantwortung duldet keine Halbheit; höchste Ehre oder schwerste Ahndung winken der beschuldigten Tat.

Ein Fall von erfolgreicher Nichteinhaltung eines Befehles wird aus den Auszeichnungsgalten bekannt und soll hier erzählt werden. Der Held ist der Generalstabshauptmann Ludwig Frankl, Ort und Zeit können nicht näher bezeichnet werden.

Es war bei einem der großen Gefechte, in dem unsere Truppen gegen einen überlegenen Feind in schwerem Kampfe standen. Die Telephonverbindungen

Nr.:

waren unterbrochen, und so kam es, daß eine Division, die in beständigem Vorrücken begriffen war, den Befehl des Armeekommandos, nicht weiter vorzurücken, nicht erhalten konnte. Am Abend befand sich daher diese Division gegen die Absichten des Armeekommandanten viel zu weit vorne, es war jede Verbindung mit dieser Division verloren gegangen, so daß nicht einmal die Stellung bekannt war. Es handelte sich nun darum, die Verbindung um jeden Preis herzustellen und dem Divisionär den Befehl zuzustellen, daß er seine Division auf eine bezeichnete Linie zurücknehme. Diese Aufgabe wurde dem Generalstabshauptmann Ludwig Frank zugeteilt.

Der Abend war längst angebrochen, als Hauptmann Frank sich mit einem Zuge Infanterie auf den Weg machte, um die verlorengegangene Division zu suchen. Der Weg führte durch stark bewaldetes Terrain, die Dunkelheit erschwerte den Marsch. Trotzdem gelang es Hauptmann Frank, durch gute Orientierung und wachsamem Vordringen die gesuchte Division im Laufe der Nacht zu finden; sie war noch viel weiter vorgebracht, als vermutet worden war. Hauptmann Frank begnügte sich aber nicht damit, dem Divisionär einfach den mitgebrachten Befehl zu übergeben, er gewann vielmehr zugleich ein Bild über die Lage der Division. Er hatte rasch erkannt, daß die Stellung der Division ausgezeichnet sei und die Mitteilungen des Divisionärs reichten in ihm die Überzeugung, daß es ein Fehler wäre, die außerordentlich günstige Stellung zu räumen. Er entschloß sich, auf eigene Verantwortung zu handeln und hielt den Befehl zurück, empfahl vielmehr, in der Stellung zu verbleiben.

Der Verlauf des Kampfes am nächsten Tage rechtfertigte das befehlswidrige Verhalten durch den Erfolg. Das Korps konnte wegen der günstigen Stellung dieser Division den Kampf unter äußerst vorteilhaften Verhältnissen wieder aufnehmen und auf der ganzen Linie siegreich vordringen. Generalstabshauptmann Frank erhielt die Militärverdienstmedaille am Bande des Militärverdienstkreuzes.

Ausdauer eines schwerverwundeten Kommandanten.

Im Gefechte von Rudniz stand das 83. Infanterieregiment in heftigem Feuer, in dem der Kompaniekommandant Hauptmann Emmerich Konezni am Arme schwer verwundet wurde, als sein Bataillon zum Sturm ansetzte. Hauptmann Konezni übergab nicht nur nicht das Kommando, sondern machte trotz der Armwunde den Sturm mit und ließ sich erst nach dessen Gelingen auf dem Hülsplatz verbinden. Er kehrte aber sofort wieder zu seiner Kompanie zurück und führt das Kommando noch heut. Er erhielt das Militärverdienstkreuz mit der Kriegsdekoration.

Hauptmann und Reserve-Infanterist als Helden.

Wieviel Heldentum in unseren wackeren Offizieren und Soldaten steckt, zeigt ein interessantes Beispiel, das sich im Kampfe eines Bataillons des 58. Infanterieregiments am 26. August bei Marajow Mjasto ereignete. Der Bataillonskommandant gab im Laufe dieses Gefechts um 11 Uhr vormittags dem Hauptmann Eugen Martynowicz den Befehl, mit zwei Kompanien soweit vorzugehen, bis er die Aussicht auf die Höhe westlich Strhance, wo starke feindliche Kavallerie vermutet wurde, gewinne. Das Halbbataillon müsse aber während des Vordringens verdeckt bleiben. Am Ziele angelangt, sei seine Aufgabe, die linke Flanke der eigenen Brigade zu decken, um Angriffe der erwähnten feindlichen Kavallerie abzuwehren.

Der Durchführung stellten sich große Schwierigkeiten entgegen. Durch ein nicht näher bekanntes Mißgeschick verzögerte sich der Anschluß einer der unter das Kommando des Hauptmanns Martynowicz gestellten Kompanie. Hauptmann Martynowicz ließ sich aber dadurch nicht aufhalten und entschloß sich, seine Aufgabe mit einer Kompanie zu lösen, und trat den Abmarsch in der anbefohlenen Richtung an. Er gelangte, vom Feinde unbemerkt, westlich des Ortes Kelszyn (2 Kilometer südlich der Kote 382) in eine Stellung, von wo er feststellen konnte, daß sich auf einer Anhöhe zwei Kilometer nördlich (also bei Kote 382) feindliche Artillerie mit der Front gegen unsere westlich davon kämpfende Division befand. Ferner stellte er fest, daß als Geschützbedeckung am Südbang der Anhöhe 3 bis 4 Sotnien Kosaken und Pferde, vermutlich von der Artilleriebespannung, standen. Hauptmann Martynowicz entschloß sich sofort diese Geschützbedeckung anzugreifen, um die Höhe von der feindlichen Artillerie zu säubern. Zur Annäherung benützte er einen dichten Wald, der sich am Südbang der Höhe vorlagerte. Wegen der Notwendigkeit raschen Vordringens traf den Hauptmann ein zweites Mißgeschick, indem zwei Züge seiner Kompanie in der Dichtigkeit des Waldes die Verbindung verloren. Er zögerte aber keinen Augenblick und ging nur mit der verbliebenen Halbkompagnie weiter vor, mit der er.

am Waldestrand angelangt, überraschend die feindliche Batterie und die Bedeckung unter so heftiges Feuer nahm, daß der Feind fluchtartig die Höhe räumte. Die Batterie fuhr im Galopp gegen Strhance, die Kosaken flüchteten in den Ort Kelszyn, wo sie absaßen und vom Ortsrand das Feuer eröffneten. Hauptmann Martynowicz aber stürmte mit seiner wackeren Halbkompagnie die Kosakenstellung, die unter großer Verwirrung geräumt wurde. Dann richtete er das Feuer gegen die Artillerie, die bei der Brücke von Strhance inzwischen aufgefahren war und die Halbkompagnie mit Feuer überschüttete. Glücklicherweise fiel dabei nur ein Mann. Schon drohte aber im Rücken eine neue Gefahr. Neue Kavallerieabteilungen, diesmal Tscherkessen, brachen vom Westen gegen die Halbkompagnie vor, wurden aber vom Reserve-Infanteristen Franz Weber rechtzeitig bemerkt, von Schnellfeuer überrascht und auseinander gesprengt, wobei 50 Reiter fielen und die Pferde ohne Reiter wild herumgaloppierten. Dem Reservisten Weber gelang es, fünf Pferde zu erbeuten. Sein Erscheinen muß besonders eindrucksvoll gewesen sein, denn als er den Tscherkessen nachjagte, überfiel sie eine panikartige Angst und sie sprengten wie vom Teufel verfolgt in alle Winde auseinander.

Die tüchtige Arbeit der Halbkompagnie ermöglichte es der Haupttruppe, aus dem Walde vorzubrechen und die Höhe in Besitz zu nehmen, ohne die geringste Einbuße zu erleiden.

Hauptmann Martynowicz erhielt das Militärverdienstkreuz mit der Kriegsdekoration, sein Zugskommandant Lemberg und der Reservist Weber wurden zur Auszeichnung vorgeschlagen.

Weber vollbrachte auch bei anderen Gelegenheiten Heldentaten. So leistete er am 29. August nachmittags als Melbereiter im heftigsten Artilleriefeuer die besten Dienste, überbrachte dem Brigadier und den Bataillonskommandanten wiederholt unter schwierigsten Verhältnissen Befehle, trug wiederholt Sorge für rechtzeitigen Munitionsersatz und rettete am Abend desselben Tages einen verwundeten dienstführenden Feldwebel, der in Gefahr war, gefangen zu werden, indem er ihn auf sein Pferd nahm und im heftigsten Kugelregen mit ihm davon galoppierte.

Ein Reserveoffizier.

Über unsere Freiwilligen-Institution wurde in Friedenszeit viel für und wider geschrieben; sie hatte viele Gegner, weil man an dem Werte dieser Ausbildung zu Offizieren zweifelte. Die Erfahrungen dieses Krieges geben Gelegenheit, die im Frieden gefällten Urteile auf ihre Berechtigung zu prüfen. Es wird nicht zu Ungunsten der Freiwilligen-Institution ausfallen, denn sowohl von der Haltung der Reserveoffiziere wie der Einjährigen wird nur Rühmliches berichtet.

Es wird noch wiederholt Gelegenheit sein, Beispiele hierfür anzuführen. Heute sei nur das wackerere Verhalten eines Reserveleutnants im Gefecht bei Rzebnia erwähnt. Leutnant der Reserve Adolf Kade vom Landwehr-Infanterieregiment Nr. 33 war in diesem Gefecht Zugskommandant und geriet in einem Walde mit seinem Zuge ins Handgemenge. Leutnant Kade stürmte seinem Zuge voran und erhielt vier Bajonettstiche, kämpfte aber dennoch weiter, wobei er immer wieder seine Leute anfeuerte und mit Säbel und Repetierpistole die auf ihn einstürmenden Feinde niederstreckte. Der Zug kämpfte unter Führung dieses Reserveleutnants löwenhaft und warf auch den überlegenen Feind zurück. Erst dann ließ sich Leutnant Kade, erschöpft vom Blutverlust, auf den Hilfsplatz führen und verbinden.

Heldentum und Treue.

Gelegentlich des Vormarsches einer Kavallerie-Kolonne bei Wisz-Gordog am 16. August war Oberleutnant Paul Mayer-Reßler von Miersperg-Mlanen Kommandant der Vorpatrouille; er wurde von einem überlegenen Gegner angegriffen. Er ließ eine Abteilung zum Feuergefecht abziehen und operierte so umsichtig, daß es gelang, den überlegenen Gegner zu vertreiben und seiner Kolonne den Weg freizumachen. Am 26. August erhielt er den Auftrag, bei Jalu nächst Rohatyn die Eisenbahnbrücke zu besetzen und zu verammeln. Er ließ die Brücke mit schwer beladenen Wagen belasten und mit starken Balken sperren. Obwohl seine Eskadron dann abgelöst wurde, hielt er sich noch bei der Brücke auf und rettete einen Transportzug unter eigener Lebensgefahr. Obwohl der Verkehr bereits eingestellt war, kam doch auf eine noch nicht aufgeklärte Weise ein Zug angefahren, der mit Soldaten vollgestopft war. Es war 9 Uhr abends, als Oberleutnant Mayer-Reßler dies bemerkte und auch sofort die Gefahr für das Leben vieler Hunderter erkannte. Er setzte sein eigenes Leben aufs Spiel, indem er sich auf das Geleise stürzte und unter Lebensgefahr die Zeichen zum Halten gab. Es gelang ihm, aber nur knapp vor ihm hielt die Lokomotive. Zwei Tage darauf vollbrachte Oberleutnant Mayer-Reßler die edelste Tat menschen-

freundlichen Heldentums. Er wurde am 29. August von Babuchow gegen Lucznye-Sarukigorne mit einer Nachrichtenstreifwache von fünf Reitern entsandt, um einen sich nähernden Feind festzustellen. Als sich die Streifwache Lucznye auf einige Kilometer genähert hatte, wurde sie mehrfach angegriffen. Er versuchte, um seine Aufgabe lösen zu können, auszuweichen und schwankte in südlicher Richtung ab, bekam aber aus einem Maisfelde, wo eine Abteilung feindlicher Infanterie im Hinterhalte lag, aus 100 bis 200 Meter Entfernung Feuer, wobei das Pferd eines seiner Mlanen getroffen wurde und zusammenbrach. Oberleutnant Mayer-Reßler gab, um seine Patrouille zu retten, rasch den Befehl, sich im Schwarm zurückzuziehen, er selbst aber wollte nicht ohne seinen Mlanen, dem das Pferd weggeschossen war, an Sicherheit denken. Er ritt zu dem Mlanen, hob ihn zu sich aufs Pferd — in diesem Augenblicke traf ihn ein feindliches Geschöß und er sank vom Pferde — — —

Ein todesmutiger Divisionär.

Die Division des Feldmarschalleutnants Rudolf Aralickel stand am 26. August bei Schvazava im Gefecht und sollte von einer anderen Division gegen den stark überlegenen Gegner unterstützt werden. Diese wurde aber im Anmarsche aufgehalten und traf nicht ein, wodurch die Division des FML. Aralickel in eine sehr schwierige Lage geriet. Da die Stellung aber von der größten Bedeutung war, entschloß sich FML. Aralickel mindestens bis zum Einbruch der Dunkelheit auszuhalten. Eine seiner Batterien hatte sämtliche Offiziere und einen Teil der Unteroffiziere verloren und wich führerlos zurück, Teile der neben kämpfenden und arg mitgenommenen Truppen mitreisend. FML. Aralickel sprengte mit seinem engsten Stabe ungeachtet der hagelicht einschlagenden Geschosse in die Feuerlinie und richtete an die zurückweichenden Truppen mitten im Gewehr- und Schrapnellfeuer so zündende Worte, daß die Leute wahre Todesverachtung erfasste. Sie wandten sich neuerdings gegen den Feind und hielten die Stellung.

Ein staunenswerthes Beispiel von Tapferkeit.

In den Gefechten vom 23., 25., 26. und 27. August erwarb sich Generalmajor Scharizer von Remy durch ganz hervorragende Kommandoführung außerordentliche Verdienste um den schließlichen Sieg. Am 23. August war er Kommandant einer selbständigen Gruppe bei Polechna, wo er eine so gefährliche Stellung einnehmen mußte, daß seine Gruppe die schwersten Einbußen erlitt. Eines der ihm unterstehenden Regimenter hatte Verluste, die in der Kriegsgeschichte einzig dastehen. Trotzdem wich weder dieses Regiment noch die ganze Gruppe um einen Fuß breit. So groß war der Einfluß des tapferen Generals auf seine Truppen. Normal gilt ein Verlust von 20 Prozent als das Äußerste für die Widerstandskraft einer Truppe; im Zurückweichen kommen zwar höhere Verlustprozente vor, selten aber im festen Kampfe oder gar in der Offensive. Die Truppen des Generals Scharizer stellten sich aber in die Reihe jener seltenen in der Kriegsgeschichte rühmlich genannten Truppenteile, welche auch dann noch nicht weichen, wenn jeder zweite Mann hinsinkt.

Oberst Dr. Wardołff.

Der als ehemaliger Chef der Militärkanzlei des verewigten Erzherzogs Franz Ferdinand bekannte Brigadier Oberst Dr. Karl Wardołff kämpfte am 28. v. als Brigadier bei Komarow-Lischosje. Die Division, zu der seine Brigade gehörte, stand in äußerst schwerer Lage gegen weit überlegene feindliche Kräfte im Feuer und wurde hart mitgenommen. Erschöpft fielen die Leute abends in todesähnlichen Schlaf, aus dem sie noch vor Morgengrauen im Kampfgetümmel erwachten. Der Feind hatte unter Überrennung der Sicherungen einen nächtlichen Überfall ausgeführt und richtete schreckliche Verwirrung an, so daß die Division für einige Zeit außer Betracht zu kommen schien. Gerade damals aber standen unsere Truppen bei Komarow vor den entscheidenden Aktionen und das Fehlen einer Division bedeutete für uns soviel, als für die Russen das Fehlen eines Armeekorps. Die Entscheidung konnte sehr ungünstig beeinflusst werden. Doch zwei Tage später stand die ganze Division wieder vollkommen schlagbereit da und trug am 31. August wesentlich zur Erringung des Sieges bei. Dieses Wunder verrichtete Oberst Dr. Wardołff mit den Generalstabsoffizieren der Division, die Tag und Nacht arbeiteten, um die 15.000 Streiter, den in Unordnung geratenen Train usw. zu sammeln, auf die

Nr.:

TAG:

Leute moralisch einzuwirken, sie mit allem Nötigen zu versorgen und die volle Schlagkraft wieder herzustellen. Bei dem nächtlichen Überfall war auch der Ort Zalomka, der für die folgenden Entscheidungskämpfe von der größten Bedeutung war, verloren gegangen. Oberst Vardolff aber gelang es, in der kritischen Situation durch persönliches Eingreifen den Ort wieder zu gewinnen und zu halten.

Der Heldentag von Bartalow.

Ein Ruhmesblatt in der Geschichte der „Siebener“.

Wir gedachten in einem Artikel vom 20. d. des unvergleichlichen Heldentums, das das Kärntner Hausregiment Nr. 7 in den furchtbaren Kämpfen in Galizien an den Tag gelegt hat. Als Ergänzung und Bestätigung hierzu liegt uns der Brief eines Reserveoffiziers vor, den wir im Einverständnis mit dem Empfänger im Folgenden auszugsweise wiedergeben.

Vorausgeschickt sei zunächst ein Wort über die Reserveoffiziere des Regimentes. Die aktiven Offiziere und die Mannschaft sind eins in dem begeisterten Lobe über die heldenhafte Haltung der Reserveoffiziere. Ein Berufsoffizier fasste seine Ansicht in die Worte zusammen: „Da kann man nichts sagen, nur salutieren! Alle Hochachtung vor unseren Herren von der Reserve!“ Bei den Reserveoffizieren des wackeren Kärntner-Regimentes trifft dieses Lob ganz besonders zu. Es möge aus der Tatsache erhellen, daß ein großer Teil der Herren zur Auszeichnung vorgeschlagen ist, und wohl auch daraus, daß gar manche von ihnen an der Spitze ihrer tapferen Soldaten gefallen sind.

Und nun zu dem Briefe. Er ist von einem Reserveleutnant der 11. Kompanie an den Hauptmann und Kompaniekommandanten gerichtet, der mit vier Schusswunden im Halse schweren Herzens seine Leute verlassen mußte. Er ist tadeflessen, notdürftig hergestellt, schon wieder im Dienste. Der Schreiber des Briefes wurde bald darauf ebenfalls verwundet. Er schreibt von einem kaiserlichen Spital aus:

„Das Schreiben fällt mir ziemlich schwer, meine Hand ist unsicher und der Kopf brummt; ich muß Dir aber wenigstens Einiges mitteilen, damit Du Dich, lieber Kapitän, des wahren Heldentums Deiner prachtvollen Kompanie freuen kannst. Sie waren Löwen, Falken in diesen furchtbar ernsten drei Tagen von Grodek, an diesem bluttriefendem 10. September!“

Am 8. d. der Sturm auf die Grodekaga. Als wir von Deiner Verwundung erfuhren, da haben wir ingrimmig doppelt so gut gezielt. Wald und Höhe ward unser! Und die 11. Kompanie weit voran. Abends waren wir in starker Artilleriefeuer gekommen. Das hat uns aber zum Schrecken der Russen nur vorwärts gebracht. Kein Mann ging dabei verloren. Am 9. d. lagen wir am Ostrande des Powitenski las. Befehl: „Der Wald ist unbedingt zu halten.“ Neben uns und hinter uns die eigenen Batterien, die in kurzer Zeit das schwerste Artilleriefeuer der Russen auf uns zogen. Das Einschlagen der 15 Zentimeter-Granaten in den nächtlichen Wald war kein Spaß. Nur mit größter Aufmerksamkeit ist es mir durch rechtzeitige Verschiebungen gelungen, meinen Zug vor der Vernichtung zu bewahren. Immer wieder nahmen wir unsere alten Feuerstellungen

ein. Die Infanterieüberfälle der Russen stießen auf einen eisernen Wall. Und so prachtvoll ruhig waren unsere Löwen! Nicht einer hat ohne Ziel geschossen, obwohl wir selbst im heftigsten Feuer waren, obwohl es rechts und links von uns knatterte, als ob die Hölle los wäre. Das war die „Nachtruhe“. Dann kam der 10. d., der Heldentag, der unvergängliche!

Wir wurden zum Angriffe befohlen. 3000 Schritte freies Feld. Drüben im Wald die Russen mit Tausenden von Maschinengewehren. Die russische Artillerie auf jedes der Objekte schon tabellos eingeschossen. Wir ahnten wohl, was da kommen mußte. Einen solchen Tanz werde ich nicht mehr erleben. Auf jeden Vorrückenden schießt ein Maschinengewehr. Die Artillerie bedeckt uns mit Lage über Lage. Die schweren Haubitzen schießen mit Krasitzgranaten auf uns: überall steigen die schwarzen Riesengarben aus den Feldern auf. Und in dieser Hölle rückt unsere Heldenschar vor, ohne Schwanken, kein Zurückzögern! In einer Stunde war die 11. schon 800 Schritte am Feinde, weit voran. Aus den Zeitungen kennst Du ja den weiteren Erfolg dieser Waffentat. (Anmerkend: Es war der große Erfolg der österreichischen Waffen, der den Russen 10.000 Gefangene kostete.) Der Abend freilich zeigte ein trauriges Bild. Wir hatten furchtbar geblutet.

Ich wurde zuerst von einer 15 Zentimeter-Granate fortgeschleudert und verschüttet. Darauf zuerst bewußtlos, dann wieder mit Jägern und Siebenern vor, dann Schuß in die linke Hand, ein Mittelhandknochen entzwei, Bluterguß in drei Brustwirbel und Lungenbeschädigung. Bin daher mitunter etwas verrückt. Lange werde ich es aber hier im Spital nicht aushalten, trotz aller Ärzte. Unser ganzes Denken ist bei der Armee, bei unseren „Löwen“. Sobald ich wieder so weit bin, um zusammenhängend denken zu können, schicke ich einige Aufsätze mit Bildern an Zeitungen zu Gunsten unserer Tapferen. (Dazu sei bemerkt, daß sich die Offiziere der 11. Kompanie vorgenommen haben, Bilder und Aufsätze aus dem Kriegsleben den Zeitungen mit der Bitte zu überlassen, dafür eine Sammlung von Liebesgaben für die Soldaten der Kompanie zu veranlassen.) Fiele nur das Schreiben nicht so schwer, wie viel wäre zu sagen von dem Heldentag von Bartalow! Und nun noch Heil Dir und Deiner stolzen, kühnen Schar, die Dein Geist vorgetrieben hat. Mit solchen Helden muß der Sieg endlich unser sein!“

In kritischen Tagen von Paris nach der Schweiz.

Herr Rentner Viktor Kalmann stellte uns in liebenswürdiger Weise ein Schreiben seines bisher in Frankreich ansässigen Bruders, des Industriellen Herrn August Kalmann, zum Abdruck zur Verfügung, worin in interessanter Weise die Erlebnisse des Schreibers vom Beginn des Krieges bis zu seiner Flucht aus Frankreich geschildert werden. Wir entnehmen dem Schreiben folgende Stellen:

Bei Ausbruch des Krieges, also Ende Juli, stellten wir den Betrieb der Fabriken ein, da fast alle meine Arbeiter, Franzosen und Belgier, einberufen wurden, die Transportmittel versagten und durch das Moratorium eine Weiterführung des Betriebes unmöglich wurde. Ungeachtet dessen, daß ich schon 16 Jahre in Frankreich lebe, daß ferner die beiden Gemeinden, in deren Gebieten sich die Fabriken befinden, vom Bürgermeister bis zum letzten Bauern mir vollständig ergeben

waren, daß ferner die Behörden des Departements mir sehr freundschaftlich gesinnt waren und ich mit den meinen in einem für Österreicher und Deutsche erlaubten Departement wohnten, wurde unsere Lage doch unhaltbar, da Bagabunden, Strolche und sonstiges Gesindel Gelegenheit fanden, plündern und an wehrlosen Leuten ihr Mütchen kühlen zu können. Ein ganzes Monat hindurch kamen wir uns wie Gefangene vor, hatten aber dabei die Genugtuung, daß uns die Behörden fleißig besuchten und jene meiner Arbeiter, die nicht einrücken mußten, eine wahre Leibgarde für uns bildeten. Die größte Gefahr für uns war unser Portier, der fortwährend mit dem gemeingefährlichsten Gesindel in Verbindung stand und gegen mich arbeitete, wahrscheinlich deshalb, weil ich ihn zweimal vor dem Verhungern gerettet habe. Seine Verbündeten streiften fortwährend um mein Wohngebäude herum. Zum Glück treffen nicht alle Kugeln, und da ich ihnen auch zeigte, daß ich vor solchen Dingen sehr wenig Angst besitze, sind ich und meine Angehörigen noch auf der Welt.

Endlich drangen die Behörden auf unsere Abreise mit der Begründung, daß sie außerstande seien, uns auch nur irgendwie zu schützen und der Souspräfekt (Bezirkshauptmann) für seine Stelle fürchte. So fuhren wir denn, mit den besten Begleitpapieren versehen, endlich am 30. August nach Paris. Wir mußten natürlich alles in St. Cyr lassen und konnten nur 30 Kilogramm für jede Person an Gepäck mitnehmen. Die Fahrt nach Paris, die sonst nur eineinhalb Stunden währt, dauerte

diesmal sieben Stunden. Alles mußte dritter Klasse fahren, in den einzelnen Abteilen waren 14 bis 16 Personen zusammengepfercht worden, dazu eine fürchterliche Hitze, die die Fahrt zur Qual werden ließ. In Paris wurden wir von einem meiner Freunde, der Bureauchef im Ministerium des Innern ist, untergebracht. Obwohl ich durch unglaubliche Protektion noch am gleichen Abend die Fahrkarten für die Weiterfahrt erhalten hatte, konnten wir erst am dritten Tag um 12 Uhr nachts abreisen. Man stellte uns, damit wir überhaupt Plätze fanden, einem Inspektor der Sureté generale zur Verfügung und trotzdem fanden wir nur knapp Platz in einem uralten Wagen dritter Klasse, der von Negern, Apachen und sonstigem Gesindel überfüllt war. 36 Stunden dauerte die Fahrt bis Bessegerde an der Grenze der Schweiz. Was diese Fahrt war, was sie an physischen und moralischen Leiden verursachte, ist unbeschreiblich. Wie in Paris waren wir ständig dem erbittertesten berauschten Chauvinismus ausgeliefert. Dazu die vielen Militärzüge, die Verwundetenzüge, die bis zu 60 Wagen hatten, die Züge mit den Gefangenen usw., die immer wieder zum Ausbruch des Chauvinismus Anlaß gaben. Ich kann nur sagen, daß die mir zur Verfügung gestellten Papiere in dieser schwierigen Lage einfach Wunder wirkten, so daß wir endlich nach vielen Mühsalen und schon mehr als ermüdet, doch mit heiler Haut Genf erreichten. In Paris hatten wir das Vergnügen, vor unserem Hotel eine Aeroplanbombe niederfallen zu sehen. Das Ding kachte, noch übel, aber das war auch alles, wenn auch in Wirklichkeit unsere Lage weitaus gefährlicher war, als es in diesen Worten zum Ausdruck kommt. . .

Augen auf, Italien!

In London, Bordeaux und Petersburg — oder vielmehr Petrograd — wird man nicht müde, Italien durch Hinweis auf die „einzig günstige“ Gelegenheit täglich aufzufordern, dem verbündeten Österreich-Ungarn in die Flanke zu fallen. Die niederträchtige Handlungsweise, die man hiemit den Italienern zumutet, überrascht keineswegs, wenn man bedenkt, wer es ist, der den Rat gibt! Er ist würdig der Leute, die sich stolz fühlen, als Förderer und Bundesgenossen der serbischen Königsmörder in der Weltgeschichte zu erscheinen!

Allein abgesehen hiervon ist es doch merkwürdig, mit welchem nicht erlahmenden Eifer die führenden Geister des Dreiverbandes das neutrale Italien auf Südtirol und Istrien hegen wollen. „Einzigartig und nie mehr wiederkehrend“ wird die Gelegenheit von den Times und der Nowoje Wremja genannt, sich dieser Landesteile jetzt zu bemächtigen! Bei solch einem Eifer, wie ihn diese Sirenen der Ententemächte entfalten, muß aber doch ein anderer Grund vorhanden sein, als bloßes Wohlwollen Italien gegenüber, das man bisher in London und Petersburg nur hochmütig mit vornehmer Verachtung, etwa als das Aschenbrödel Europas, behandelte, während in Paris die „Salles Italiens“ (die schmutzigen Italiener) das Berachtungswürdigste waren, was die Söhne der „Grande Nation“ kannten! Und jetzt wirbt man wie ein verfliebter Täuberich um das bisher so verachtete Aschenbrödel und wird in Frankreich nicht müde, den „Salles Italiens“ Weihrauch als lateinischen Rassenbrüder zu streuen, wohl wissend, daß dieser Schwindel immer zieht. Der Grund für dieses Gebaren liegt einfach in der nie erlahmenden Furcht, Italien könnte doch am Ende das Nächstliegende tun, sein Heer mobilisieren, seine Finanzen ordnen, seine Flotte kriegsgerecht verteilen und dem Dreiverband als Antwort für seine unerschämten ehrbefleckenden Zumutungen den Fehdehandschuh hinschleudern.

In der Tat, manchen ruhig denkenden Italiener könnte die sich darbietende „Gelegenheit“ in nicht geringe Versuchung führen, mit dem adriatischen Geschwader die Straße von Otranto zu schließen, die englisch-französische Flotte in der Adria wie in einer Mausefalle zu fangen und der Vernichtung durch die österreichische zu überlassen, mit dem Mittelmeergeschwader aber Toulon und Marseille zu blockieren, andererseits Malta, Biserta und Tunis zu besetzen und so mit einem Schlag sich zum Herrn des Mittelmeeres zu machen. Wahrlich ein anderer Ausblick als wie die Lockung des Dreiverbandes!

Wenn die Prämie dieser letzteren in einer mehr oder minder beschränkten Vorherrschaft in der Adria, sowie in dem Besitz von Südtirol und Istrien besteht, so ist das herzlich wenig für die Zumutung, daß Italien sich mit einem Treubruch beflecken soll, wie er in der Weltgeschichte vielleicht einzig dastehen und in dieser weltgeschichtlichen Stunde von unauslöschlicher Erinnerung bleiben würde!

Südtirol ist ein ziemlich armes Gebirgsland, das nur unter Österreichs Szepter als Grenz- und Transitgebiet einige handelsmäßige Bedeutung erworben hat, Istrien und die Karstgegend ist auch kein Eden und Triest ist groß und reich einzig und allein als Haupthafen Österreich-Ungarns, würde aber ohne diesen Beruf rasch zur träumerischen Stille Venedigs herabsinken. Historische Bedeutung aber hat keines dieser Länder für Italien, die alle seit vielen Jahrhunderten bekanntlich zu den habsburgischen Erblanden gehören.

Wie anders würde dagegen die Prämie aussehen, welche Italiens Bundesgenossen diesem geben könnten, wenn es in der Lage wäre, an deren Seite das Schwert zu ziehen? Da winkt nicht nur Tunis, das nie verschmerzte „Gegenüber“ von Sizilien, da winkt der altgenuesische Besitz Korsika, das unter französischer Herrschaft die stete Bedrohung Sardinien darstellt, da winkt Nizza mit der blauen Küste, Europas Winterparadies, wo so manche halbverwitterte Inschrift an die großen Regenten des Hauses Savoyen erinnert, die es seit dem Mittelalter stets als den Edelstein ihrer Krone ansahen, da winkt endlich Savoyen selbst, das Stammland von Italiens Herrscherhaus mit der hochgewölbten Abtei von Hautecombe am stillen blauen Gebirgssee, in deren Grüften König Viktor Emanuels Ahnen den ewigen Schlummer schlafen! Welch ein Reichthum, welch eine Fülle historischer Erinnerungen, welch ein großartiger Zukunftsausblick für jeden wahren Patrioten Italiens! Alles dies könnte Italien erringen, ohne sich mit einem schönen Verrat zu beflecken und ohne ein großes Risiko einzugehen. Südfrankreich ist von Truppen entblößt. Was in der Lage ist, ein Gewehr zu handhaben, steht zwischen Paris und Verdun. General Pau führt das „letzte Aufgebot“ in diesen Tagen nach dem Norden. Die Schiffe von Toulon haben zum großen Teil ihre Kanonen ans Land geschafft, um in den festen Stellungen an der Dije, der Rienne und der Maas die Deutschen aufzuhalten. Der Weg ist somit frei, die Gelegenheit ist auch hier „einzigartig und nie mehr wiederkehrend“!

Wir sehen, daß, wenn schon „Prämien“ geboten werden, der Dreiverband eine reichere bieten kann als der traurige Dreiverband, und hauptsächlich eine, die mit unbefleckter Ehre genommen werden kann. Noch gilt aber die Ehre etwas am Eberstrand, das mögen die Hecker an der Rhema, an der Themse und der Seine nicht vergessen.

Doch ist und bleibt der Hauptzweck dieser Sirenenangänge der, die öffentliche Meinung Italiens zu benebeln und von dem Nächstliegenden, der Hoffnung, seine alten, 1860 verlorenen Provinzen wiederzugewinnen, abzulenken. Vorläufig ist Italien neutral und die Regierung will es auch bleiben! Wenn es aber aus der Neutralität heraustritt, möge es offene Augen haben und sehen, den Weg zu gehen, den seine „vitalen Interessen“ und seine Ehre erheischt.

„Alle Torpedorohre fertig!“

Im Unterseeboot gegen Panzerkreuzer.

Nacht auf der Nordsee. Feuerig funkeln am tief-schwarzen Himmel die Sterne; ruhig, fast unbewegt ist die See. Eine endlose Wasserwüste, scheint sie bis in unendliche Fernen unbelebt. Aber es scheint nur so. Furcht dort nicht etwas Schwarzes unter dem Rauschen des Bugwassers durch die sich leise kräuselnde Flut? Gleich einem lauernden Ungetüm, einem Seeungeheuer schießt es dahin, fast sechzig Meter lang, aber schmal, behend, fast mit katzenartiger Geschmeidigkeit. Es ist ein Ungeheuer, es ist die jüngste, aber furchtbarste Waffe des Seekrieges — ein deutsches U-Boot.

Und es ist Krieg! In nächtlicher Patrouillenfahrt jagt das schwarze Ungetüm nach Westen, dem Kanal zu. Es hat Befehl, den Feind zu suchen und ihn zu treffen, wo es ihn findet. Und furchtbare Waffen birgt es in seinem schwarzen, langgestreckten, schlanken Leib. Vier Torpedolancierrohre harren des Befehles zum Angriff. Aber noch ist kein Feind in Sicht. Die deutsche Küste der Nordsee ist von englischen Kriegsschiffen frei; das hat der Kommandant des Unterseebootes bereits festgestellt. Und während sein Schiff mit Vollampf dahinbraust, wird im Innern des Tauchbootes alles klar zum Gefecht gemacht. Noch gleitet es allerdings über der Wasserlinie dahin. An dem schmalen Außendeck bricht sich der Gischt des durchfurchten Wassers, und der Rauch des mächtig arbeitenden Petroleummotors zieht hinter dem Schornstein eine lange Rauchfahne. Auf dem Kommandoturm steht der Kommandant und hält mit dem Glase scharf Ausguck in die finstere Nacht. Sein geübtes Seemannsauge erblickt bachwärts die schwachen Umrisse der westfälischen Inseln. Aber immer weiter geht die Fahrt; westwärts den Kurs nimmt das Unterseeboot, in weitem Abstände von der holländischen Küste fahrend. Am östlichen Horizont aber rötet sich der licht und lichter werdende Himmel; die Morgendämmerung beginnt. Wie stüßiges Silber gleißt bald im Osten das Firmament; es spiegelt sich in der See, und silberne Schaumkronen läßt das rastlos dahinstampfende Boot hinter sich. Noch zeigt sich nichts voraus; aber rasch bricht der Tag an, und weit kann der Blick über das endlose Wasser schweifen. Fast nach Süden geht jetzt der Kurs; ununterbrochen hält der Kommandant scharfen Ausguck, und plötzlich scheint er etwas erspäht zu

haben. Alarmachen zum Tauchen! kommt das Kommando. Die Mannschaft in ihrem ölgetränkten Zeug räumt mit fabelhafter Geschwindigkeit alle Deckaufbauten beiseite. Schornstein, der Mast für die drahtlose Telegraphie, die eiserne Brüstung des Kommandoturms verschwinden. Und dann kommt das Kommando „Luten dicht!“ 27 Mann sind nun im Leib des eisernen Ungetüms; hermetisch ist der Raum gegen das Wasser abgeschlossen, und kein Tropfen vermag in das Innere zu dringen. Durch die stählernen Wände aber hört man ein Rauschen und Brausen; während aus den Tanks an der Außenseite des Bootsrumpfes die Luft austritt, bringt das Wasser hinein und bringt das Boot zum Tauchen. Längst ist der Motor abgestellt; Akkumulatorenbatterien sind an seine Stelle getreten, und nur mit halber Kraft geht es noch voraus. Eine Lust zum Erstickten herrscht in dem engen, von Petroleumgeruch gesättigten Raum. Ein tosender Lärm von sich bewegenden Maschinenteilen übertönt jeden menschlichen Laut; mit fiebernden Pulsen, aber doch mit dem Bewußtsein höchster Verantwortung tun alle Mann ihren schweren Dienst. Schwer wird das Atmen; aber die Sauerstoffapparate sind in Tätigkeit, und der von den Leuten ausgeatmete Kohlenstoff wird durch Patronen von Azkall, in denen er sich bindet, unschädlich gemacht.

Am Periskop, dem Sehrohr, steht der Kommandant. Zehn Meter unter dem Meeresspiegel gleitet das Boot dahin; aber durch das Okular überblickt der Kapitänleutnant ringsum die Wasseroberfläche, die jetzt im hellen Morgenlicht erglänzt. Und vor ihm, nur noch wenige Seemeilen entfernt, ragen sechs schwarze Kolosse auf: die englische Flotte! Fiebernd vor Kampfbegier steht jedermann an seinem Posten. Wird der Angriff gelingen? Das ist die Frage, die eines jeden Herz bewegt. „Alle Torpedorohre fertig!“ kommt das Kommando. Bis auf eine Seemeile ist das Boot an den Feind herangekommen; der mächtige Panzerkreuzer liegt rauchend auf der Wacht im Kanal; augenscheinlich ahnt er nichts von dem ihm drohenden Angriff. Dann faßt das verderbenbringende Geschöß aus dem Lancierrohr, seinen Weg umgesehen durch die Fluten furehend. Mit schärfster Aufmerksamkeit blüht der Kommandant durch das Sehrohr auf sein Ziel. Da — ein dumpfer Schlag; der Panzerkreuzer schwankt; im nächsten Augenblick ein Kanonenschuß. Es ist ein Marmschuß, den der getroffene „Aboukir“ abgegeben. Dah feindliche Geschwader gerät in Bewegung; augenscheinlich vermutet man, daß der Kreuzer auf eine Mine aufgelaufen ist. Und

schon beginnt sich das mächtige Schiff auf die Seite zu legen; rasch werden auf ihm wie auf den anderen Kreuzern die Boote klar gemacht; doch schon nach fünf Minuten beginnt es zu sinken. Ein furchtbares Gewimmel herrscht auf Deck; die Mannschaft springt ins Wasser; aber während die Boote kaum mit ihrem Rettungsversuch begonnen haben, wird ein zweiter Panzerkreuzer von einem dumpfen Schläge hochgehoben. Auch ihn trifft das gleiche Schicksal; er sinkt in die Tiefe. Zwei Stunden später ereilt einen dritten feindlichen Kreuzer das gleiche Schicksal. Nun ist's klar: keine Minen waren es; ein deutsches Unterseeboot war in der Nähe sein. Und unter furchtbarem Krachen sausen die Granaten des englischen Geschwaders über die weite Wasserfläche. Aber „U 9“, das mehr geleistet hat als je ein deutsches Kriegsschiff vor ihm, entkommt und bald kann es seinem Flottenadmiral drahtlos seine Ruhmestat signalisieren. Ein donnerndes Hurra auf den obersten Kriegsherrn gibt der Freude und Begeisterung der Besatzung über den gelungenen Angriff Ausdruck.

Ruhmestaten vor dem Feind.

(Vom Kriegspressequartier genehmigt.)

Aus authentischen Mitteilungen von unserem
Kriegsberichterstatter.

Ausgezeichnete Dragoner.

Entgegen oftmaligen Behauptungen, daß die Kavallerie eine überflüssige Waffe geworden sei, hat dieser Krieg wieder den Beweis erbracht, daß die kavaleriesischen Leistungen nicht nur nützlich, sondern unentbehrlich sind. Flieger und Späher durch Zivilpersonen sind zwar sehr nützlich, erstere haben das Rundschasterwesen bedeutend erweitert, beide können aber doch nur die Tätigkeit der Kavallerie im Aufklärungs- und Meldedienst ergänzen. Dazu kommt der wichtige Sicherungsdienst und das trotz der modernen Feuerwaffen nicht seltene Eingreifen in den Kampf, besonders gegen die gleiche Waffe und in der Verfolgung.

Wie Tüchtiges unsere Kavallerie leistet, hat sie besonders seit der Einleitungskämpfe bewiesen. Mit Tollkühnheit und erfolgreich stürzten sich unsere Reiterabteilungen nicht selten sogar gegen Infanterie, die aus Schützengraben schoß, was freilich keine kavaleriesische Aufgabe ist und mit Rücksicht auf die drohenden Verluste gezügelt werden mußte. Aber auch im normalen Dienst leistete die Kavallerie Vorzügliches.

Ich bin heute in der Lage, aus dem authentischen Material eine Reihe von Beispielen außerordentlicher Tüchtigkeit mitzuteilen, die unseren Dragonerregimenten entstammen: Die Dragoner des Regiments Nr. 13 Karl Rubienjak und Wendlik zeichneten sich z. B. als Melbereiter aus. Sie wurden von ihrem Nachrichtenpatrouillekommandanten mit einer wichtigen Meldung entsendet und nahmen ihren Weg in scharfem Ritt durch teilweise verdecktes Gelände. Plötzlich erschienen fünfzehn Kosaken, die bekanntlich außerordentlich schnelle und geschickte Reiter mit vorzüglichem Pferdmaterial sind, und sprengten gegen sie los. Die Meldung, die unseren zwei Dragonern anvertraut war, war in Gefahr, abgefangen zu werden. Die Pferde waren von dem langen Ritt schon sehr ermüdet und dem Besitzer der Meldung, dem Dragoner Rubienjak, passierte das Mißgeschick, daß sein Pferd in dem Augenblicke, als er ihm die Sporen gab, zusammenbrach. Rubienjaks erster Gedanke war die Sicherheit der Meldung und er übergab sie rasch dem anderen Dragoner mit dem Auftrage, alles daran zu setzen, um sie in Sicherheit zu bringen. Während der Dragoner Wendlik im schärfsten Galopp davonsprengte, richtete Rubienjak rasch sein Pferd auf und erreichte mit ihm den nahen Waldbrand, von wo er die fünfzehn Kosaken unter Feuer nahm, um sie an der Verfolgung seines Kameraden zu hindern. Das Feuer war wohlgezielt, mehrere Kosakenpferde stürzten, die Kosaken versuchten auf den Schützen einen Angriff um den andern, die Rubienjak aber erfolgreich abwehrte, bis es ihm gelang, sich in einem günstigen Augenblick auf das Pferd zu schwingen und zu entkommen. Er erhielt die silberne Tapferkeitsmedaille zweiter Klasse.

Gleichfalls mit der silbernen Tapferkeitsmedaille zweiter Klasse wurde der Beschlagmeister des Dragonerregiments Nr. 1 Josef Fielkejs ausgezeichnet, der bei einem Angriffe auf eine Eskadron aus dem Hinterhalte mehrere Dragoner rettete, indem er ihnen mitten im Kugelregen Reservepferde zuführte. Die erste Eskadron des erwähnten Dragonerregiments war am 17. August Nachrichtendetachement zwischen Przemyśl und Grobel und ritt durch den Ort Moszczyska, wo sie plötzlich von Dächern herab, von Bäumen und aus Fenstern Feuer erhielt. Einigen Dragonern wurden die Pferde unter dem Sattel weggeschossen, sie schienen verloren, wurden aber vom Beschlagmeister der Eskadron Josef Fielkejs gerettet. Dieser war mit einer Anzahl von Reservepferden hinter der Queue der Eskadron geritten

und folgte jetzt nicht seiner Eskadron, die durch den Ort weitergaloppierte, sondern brachte die Reservepferde, ungeachtet des Feuers, aus dem Hinterhalte den gestürzten Dragonern und ritt mit ihnen unter beständigem Feuer davon, ohne getroffen zu werden.

Der Korporal Johann Köhler desselben Dragonerregiments erwarb sich gleichfalls die Silberne Tapferkeitsmedaille 2. Klasse, weil er als Nachrichtenpatrouillekommandant, trotzdem ihm bereits zwei Finger der rechten Hand zerschossen waren, den Nachrichtendienst durch zwei Tage weiter versah und durch Anschluß seiner Patrouille an ein Ulanen-Nachrichtendetachement den Erfolg seiner Aufgabe sicherte.

Ein gefährliches Erlebnis hatte eine Melberpatrouille, die der Kommandant eines Nachrichten-detachements des Dragonerregiments Nr. 1 mit einer sehr wichtigen Meldung an das Kavallerie-Truppen-divisionskommando übersandte. Es war am Abend des 16. August. Das vorgetriebene Detachement hatte bereits eine Melbereiterpatrouille an das rückwärtige Kavalleriegros abgesandt. Diese Patrouille war aber von einer feindlichen Eskadron von seinem Wege abgesprengt und gehindert worden, die Meldung zu überbringen. Glücklicherweise gelangte dies zur Kenntnis des Detachementskommandanten, der nun eine neue Patrouille, bestehend aus den Dragonerreservisten Franz Ther, Anton Gruber und Ladislav Kotwotny, absandte. Aber auch diese Patrouille wurde von einer feindlichen Eskadron bemerkt und eingekreist. Unsere schneidigen Reiter benützten so geschickt die Geländeverhältnisse, daß es ihnen in einem günstigen Augenblicke gelang, durchzubrechen. Es begann nun eine wahre Jagd auf unsere Reiter, ohne daß es den verfolgenden Kosaken gelungen wäre, sie einzuholen. Da kam die Dragonerpatrouille plötzlich in eine sehr kritische Situation. Die Pferde sanken bis zum Bauch ein; sie waren in einen Sumpf geraten — hinter ihnen näherten sich immer mehr die Kosaken. Sie gaben sich aber nicht verloren. Noch ehe die Kosaken in Sicht kamen, hatten sie sich

mühsam im Sumpf bis zu einer Schilfdeckung vorgearbeitet, wo sie schußbereit lauerten, um ihr Leben so teuer als möglich zu erkaufen. Die Kosaken aber rieten ratlos herum und konnten sich anscheinend nicht erklären, wohin die Dragoner verschwunden waren. Daß sie im Sumpfe stecken könnten, kam ihnen nicht in den Sinn. Die Patrouille hütete sich auch, sich durch vorzeitiges Feuer zu verraten, sondern wartete, bis sich die Kosaken entfernt hätten, zogen ihre Pferde mit größter Mühe aus dem Sumpfe und brachten ihre Meldung glücklich zur Division. Sie wurden mit der Silbernen Tapferkeitsmedaille 2. Klasse ausgezeichnet.

Außerst tapfer benahm sich der Korporal des Dragonerregiments Nr. 1 Franz Hügler, der als Kommandant einer Gefechtspatrouille mit noch zwei Reitern am 18. August von Turabin gegen Zabno vordrang und auf eine doppelt so starke Kosakenpatrouille stieß. Im Augenblicke des Angriffes befand er sich ziemlich weit vor seiner Patrouille, die ihm wegen des Sumpfterrains nicht so rasch folgen konnte. Er war daher allein der sechs Mann starken Kosakenpatrouille, die heftig auf ihn eindrang, ausgesetzt. Hügler wehrte sich wie ein Löwe; er schloß, aus dem Sattel zielend, vor allem die vordersten zwei Kosaken vom Pferde. In diesem Augenblicke erhielten die Kosaken sogar noch Verstärkung durch eine größere Zahl Reiter, die sich mit den anderen auf ihn stürzten und mit den Lanzen gegen ihn stachen und mit den Säbeln auf ihn hieben. Er hatte seinen Säbel ergriffen und wehrte sich so tapfer, daß seine zwei Dragoner zu seiner Rettung noch zurecht kamen. Sie befreiten ihn mit wohlgezielten Schüssen aus der Umklammerung. Leider hatte der Tapfere schon sechs Wunden erhalten, Lanzenstiche und Säbelhiebe, von denen einige schwer waren. Er erhielt die silberne Tapferkeitsmedaille 1. Klasse.

Die Fälle von außerordentlicher Kaltblütigkeit im feindlichen Feuer sind Legion. Vom Grazer Hausregiment wird erzählt, daß seine Schwarmlinien im Hagel von Geschossen vorgingen, als ob nicht der eiserne Tod sie bedroht hätte, sondern Blumengröße der Grazer Mädchen auf sie niedergeflogen wären. Vom Gewehrfeuer hört man die Soldaten überhaupt nur im Tone der Veringschätzung reden — eine kleine Belästigung, die zu ertragen wäre, wenn nicht die Schrapnells und Granaten wären, an die man sich zwar auch gewöhnt, die aber immerhin einer Verbeugung wert sind, wie die wackeren Burschen meinen. Bei so viel kaltblütiger Tapferkeit ist es schwer, das Verhalten einzelner hervorzuheben. Wenn es dennoch geschieht, so nur beispielsweise, um den Lesern zu Hause an einzelnen Bildern einen kleinen Begriff von dem Heldengeiste beizubringen, mit dem ihre Angehörigen das Vaterland verteidigen. Was z. B. der Dragoner des 4. Dragonerregiments Anton Sterz im dichtesten Kugelregen tat, scheint ja nicht viel zu sein, und die besondere Erwähnung seiner Tat mag im ersten

Augenblick beim Leser ein leichtes Lächeln bewirken. Seine Tat, wegen der er vom Armeekommando belobt wurde, bestand nämlich nur darin, daß er ein Pferd umsattelte. Das Lächeln stammt aber nur daher, daß das Umsatteln eines Pferdes keine Waffentat ist. Die harmlose Handlung wird aber zur Heldentat, wenn man dabei mitten im Kugelregen steht und jeden Augenblick vom todbringenden Geschosse getroffen werden kann. Anton Sterz bemerkte nämlich im heftigsten feindlichen Gewehrfeuer, zu dem sich noch Artilleriefeuer gesellte, dessen Geschosse immer näher einschlugen, daß sich beim Pferde des Einjährig-Freiwilligen-Korporals Paul Baron Weber die Satteldecke verschoben hatte und dieser in die Gefahr geriet, vom Pferde zu stürzen. Er ritt zu dem Einjährigen und machte sich erbötig, das Pferd zu übersatteln und tat es mit unglaublicher Kaltblütigkeit, während rings um ihn die Geschosse plagten. Er half dem Einjährigen noch beim Aufsitzen und beide ritten seelenvergnügt weiter.

Der Sanitätskorporal Hauthaler des Dragonerregiments Nr. 4 erwarb sich die Belobung des Armeekommandanten, weil er in einem Gefechte — am 18. August — bei zwei Schwerverwundeten, die er nicht fortschaffen konnte, im ärgsten Kugelregen aushielt, um sie nicht dem Zufall zu überlassen. Er pflegte sie so gut er konnte, bis er einen Arzt herbeirufen und sie ihm übergeben konnte. Am 1. September pflegte er wieder eine Gruppe schwerverwundeter Dragoner im heftigsten Artilleriefeuer.

Ebensolche Beispiele von Kaltblütigkeit werden auch von Angehörigen des Trains, des Telegraphenregiments u. a. gemeldet. So hatten z. B. der Zugführer Franz Müller vom Train und Korporal Walbert Kampha vom Telegraphenregiment die Aufgabe, zur Wiederherstellung der russischen Staats Telegraphenleitung, die zerstört worden war, von Tomaszow gegen Larnowalka das Gelände zu erkunden. Sie mußten dabei einen von Schrapnellfeuer beschossenen Wald passieren — in solchen von Artillerie beschossenen Wäldern herrscht ein Getöse, wie wenn beständig Blitze niederfahren; reihenweise stürzen die Bäume nieder, die Splitter fahren krachend nach allen Seiten und der Wald verstärkt das Echo hundertfach — unsere zwei wackeren Telegraphenbauer drangen aber kaltblütig durch den Wald und gelangten schließlich mehr als einen Kilometer über unsere Schwarmlinie hinaus, so daß sie sowohl von unserem, wie von feindlichem Plänklerfeuer gefährdet waren. Sie setzten aber ihre Tätigkeit ruhig fort und führten ihre Aufgabe zufriedenstellend durch. Sie wurden mit der Silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet.

Daß Soldaten ihre Vorgesetzten mit ihrem Leibe gegen feindliche Geschosse decken, ist keine Seltenheit. Für eine solche Tat wurde z. B. Josef Kaspar vom Infanterieregiment Nr. 21 mit der Silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet, weil er seinen Hauptmann gegen heftiges Flankenfeuer zu decken suchte.

Es gibt keinen militärischen Charakter und Grad, dessen Träger nicht zum Helden werden könnte. Der Titular-Regimentshornist des Infanterieregiments 18 Johann Zurek z. B. ergriff, als die Offiziere einer selbständigen Abteilung gefallen waren, das Kommando, führte die Abteilung zum Sturm gegen einen feindlichen Schützengraben und blieb Sieger; der Stabsfeldwebel des Infanterieregiments Nr. 98 Josef Kral erstürmte unter heftigem feindlichen Feuer mit wenig Leuten das Dorf Meßdan-Sielze, steckte, als er von den Bewohnern beschossen wurde, die betreffenden Häuser in Brand, nahm sechzig Feinde in den Häusern gefangen und sicherte der folgenden Truppe den ungehinderten Vormarsch. Er erhielt die Goldene Tapferkeitsmedaille.

Von Karl Rautsch.

Diese Suggestionen wirken auf die übrige Bevölkerung zurück. Es wird kaum noch eine Familie geben,

Nichts von alledem hat sich ereignet.



Die Erkenntnis der internationalen Solidarität des Proletariats schließt keineswegs nationales Empfinden aus, wenn man darunter die Anerkennung des Grundsatzes versteht, die Selbständigkeit und der Wohlstand der eigenen Nation seien unter allen Umständen zu wahren und zu verteidigen, wenn sie bedroht würden. Aber damit verbindet sich für den international Gesinnten die Anerkennung desselben Strebens für jede andere Nation. Nur auf dieser Grundlage ist eines einheitliche Zusammenwirken der Proletarier aller Nationen möglich, das für ihren Befreiungskampf unerlässlich ist.

In diesem Sinne haben die Vertreter der deutschen Sozialdemokratie ebenso wie die der französischen den Kriegskrediten zugestimmt — ohne jede Feindseligkeit gegen ihre Brüder jenseits der Grenze und mit tiefem Schmerz darüber, daß der Ausbruch des Krieges diese Art der Verteidigung der Nation notwendig machte.

Anderseits jedoch denkt der Nationalist. Ihm ist seine Nation das auserwählte Volk, das über den anderen Nationen zu stehen, sie zu beherrschen hat. Diese Gesinnung schließt internationales Zusammenarbeiten aus. Wir müssen leider mit der Tatsache rechnen, daß der Volkskrieg sie auch in proletarischen Kreisen, wenigstens vorübergehend, stärken wird. Das hieße eine Schwächung der proletarischen Internationale, damit aber auch des proletarischen Klassenkampfes innerhalb jeder Nation.

Gleichzeitig mit derartigen Wandlungen kann sich aber auch die Basis umgestalten, auf der der Klassenkampf zu führen ist.

So würden auch wir neue Grundlagen des proletarischen Klassenkampfes erlangen, neue Kampfbedingungen und neue Rekruten. Neue, große Kämpfe werden daraus hervorgehen, sicher mit den anderen Parteien, vielleicht auch innerhalb der eigenen Partei. Manche schwierige Situation mag sich dabei für uns ergeben, aber das Endergebnis muß doch, trotz aller Not, aller Schrecken des Krieges, trotz aller drohenden Abirrungen des Nationalismus, erhöhte Kraft des Proletariats, rascheres Fortschreiten zu seinem Endziel sein — vorausgesetzt, daß dem Kriege dauernder Frieden, dauernde Entlastung der Völker folgt. Sollte der Friedensschluß nur einen Waffenstillstand bringen mit fieberhafter Vorbereitung eines neuen, Weltkrieges, dann wird der Schwerpunkt der ökonomischen aber auch der sozialistischen Entwicklung aus dem Herzen Europas, in das ihn der Krieg von 1870 verlegte, eine neuerliche Verlegung erfahren. Der Fortschritt der Menschheit wird dadurch nicht aufgehalten werden, aber Europa wird aufhören, ihn zu führen.